

# **1. Zugänge zu den Identitäten des Frühmittelalters**



HERWIG WOLFRAM

## AUF DER SUCHE NACH DEN URSPRÜNGEN

Die Entstehung eines barbarischen Volkes mag eine oder viele Generationen weit zurückliegen, für die Historie existiert eine *extera gens* erst, wenn sie die schriftkundige Welt wahrgenommen hat. Eine Selbstverständlichkeit, sollte man meinen, und doch mehr als ein Gemeinplatz, weil die schriftkundigen ‚Beschreiber der Völker‘, die Ethnographen einst und jetzt, mit Hilfe von Stammbäumen und ‚alten Liedern‘, *carmina antiqua*,<sup>1</sup> die Suche nach den Ursprüngen weit über das geschriebene Wort hinaus ausdehnen. Dies fällt scheinbar umso leichter, als die Barbaren bekanntlich geschichtslos sind. Die Ethnographen verwenden daher ihre Informationen, ohne nach Entwicklungen und Veränderungen in Zeit und Raum zu fragen. Erst die Großkönige territorialer Reiche würden die Zeit gliedern, liest man immer wieder. Vor der Entstehung dieser Reiche seien die Barbaren, wir sagen heute, die segmentären Gesellschaften, ohne Geschichte und unveränderlich. Ausnahmen unter den Ethnographen sind Tacitus, der den Aufstieg und Niedergang der Cherusker registrierte, oder Ammianus Marcellinus, der die Quaden seiner Zeit als harmlos gegenüber ihren gefährlichen Vorfahren beschrieb.<sup>2</sup>

Um ein Volk, ein Ethnos, zu definieren, gibt es mehrere wohlüberlegte Kriterien, die das Wir-Bewußtsein der Gruppe betonen. Dazu gehört, daß jedes Volk sich und seine Umwelt ethnisiert: Spätestens seit dem ersten vorchristlichen Jahrhundert sind für die Germanen die Südwestvölker die Welschen und die Völker im Osten die Wenden. Im Norden leben die zauberkundigen Finnen, eine Bezeichnung, die sicher nichts Gutes meint, während die mittelhochdeutsch überlieferte, stabende Formel *wendisch unde wal* das Fremde, wenn schon nicht ausgrenzt, so doch zweifellos abgrenzt.<sup>3</sup>

Die ethnozentrische Betrachtungsweise sieht das Eigene positiv und wertet das Fremde als negative Entartung ab. Dazu gehört die Tendenz, selbst allgemeine menschliche Eigenschaften und Fähigkeiten, ja das Menschsein schlechthin zu monopolisieren, dem anderen abzusprechen oder seine Fähigkeiten zu entstellen. Die anderen vergelten Gleiches mit Gleichem, indem sie das ethnische Selbstlob umdrehen und daraus eine Abwertung machen. Dazu zwei Beispiele:

Wenn die Etymologie von Goten als „Ausgießer“ im Sinne von „Samenergießer“ oder einfach als „Männer“ gewagt werden darf, wäre die wohl gepidische Antwort darauf, die Goten als „Hengste“ zu bezeichnen oder gar als deren Herkunft, *origo*, zu behaupten, das ganze Gotenvolk sei nur so viel wert wie ein einziger Gaul, eben ein einziger, und noch dazu tierischer „Samenergießer“.<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> Tacitus, *Germania* 2, 2 (ed. Allan A. Lund, Heidelberg 1988) 70.

<sup>2</sup> Tacitus, *Germania* 36, 1, ed. Lund, 98; Ammianus Marcellinus, *Römische Geschichte* XXIX, 6, 1 (ed. Wolfgang Seyfahrt, *Schriften und Quellen der Alten Welt* 21, 1–4, Berlin 1969/71) 145.

<sup>3</sup> Reinhard Wenskus, *Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen Gentes* (Köln/Graz 1977) 228–234.

<sup>4</sup> Herwig Wolfram, *Die Goten. Von den Anfängen bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts. Entwurf einer historischen Ethnographie* (München 2001) 31 f. und 37.

Die sächsische Herkunftssage spart wahrlich nicht mit Eigenlob und wird folgerichtig bei den Nachbarn zur ‚Anti-Legende‘. Für manche Bayern des achten Jahrhunderts sind die Sachsen die Nachkommen nördlicher Greifenvölker. Die gleichzeitigen Langobarden erinnern sich nicht ungern daran, unbequeme sächsische Mitstreiter einst los geworden zu sein. Im Polen des zwölften Jahrhunderts, das mit den Preußen seine liebe Not hatte, leitet man deren Ursprung von heidnischen Sachsen her, die unter dem Druck Karls des Großen die Heimat zu Schiff verließen und im baltischen Neuland bis „... heute ohne König, Gesetz, aber im alten Aberglauben und in der alten Wildheit leben“. Die königlose Verfassung der Sachsen wird als Ursache der ebenfalls segmentären preußischen Gesellschaft gesehen. Die französischen Chansons de geste machen die Sachsen zu Anhängern Mohammeds und wissen, daß ihr Anführer Guiteclin-Widukind zwar wild und grausam, aber auch gehört war, weil er von seiner Frau ständig betrogen wurde. Daß auch die heidnischen Ungarn *Sarraceni de Saxonia* waren, wundert dann niemand mehr, außer vielleicht die Sachsen selbst, die die gotische Ursprungssage der Hunnen auf die Ungarn übertragen hatten.<sup>5</sup>

Bis in die Gegenwart werden die Dinge des täglichen Lebens ethnisiert. Weil der Großvater die Kartoffeln, für die der Enkel nach Familienbrauch Erdäpfel sagte, Bramburi nannte, regte er zur Suche nach den Ursprüngen an: Die tschechischen Bramburi sind die Brandenburger, jenes überseeische Nachtschattengewächs, dessen Anbau Friedrich II. während des Siebenjährigen Kriegs sogar mit Gewaltmaßnahmen erzwang und das die Folgen der Mißernte von 1770 nicht bloß in den Ländern des Alten Fritz, sondern auch in Böhmen zu mildern half. Daher der Name. Viel, viel später kam die Einsicht dazu, daß uns dieses Böhmen auch den so vertraut anmutenden Schmetterling bescherte, weil die Tschechen das Insekt mit *smetana*, Milchrahm, verbanden und so aus der Butterfliege den ins Deutsche rückübersetzten Schmetterling machten. Und noch viel später war zu lernen, daß Böhmen der älteste bekannte germanische Orts- und Ländername ist, die suebische Fremdbezeichnung für die ehemalige Heimat und den Zentralort der keltischen Boier. „Bis heute gibt es den Namen Boihaemum, und er kündigt von der alten Geschichte des Ortes, obwohl seine Bewohner andere geworden sind“, wie Tacitus sagte.<sup>6</sup>

Alle diese Einsichten werden der Etymologie verdankt, der Lehre von den Ursprüngen der Worte, einer wichtigen Stütze der Ethnographie. In ihrer vorwissenschaftlichen Zeit war die Etymologie freilich wesentlich ‚realistischer‘ als die heutige Wissenschaft. Man vertrat die Überzeugung, der *etymos logos*, das wahre Wort, gebe Auskunft nicht bloß über den Ursprung, die *origo*, sondern auch über das Wesen der Dinge, sei es einer Sache, Person oder eben auch eines Volkes.

Der Meister, der die etymologische Methode wie viele ihrer Ergebnisse das Mittelalter lehrte, war Bischof Isidor von Sevilla. Was die Goten betraf, griff er um 600 den Gedanken früherer Autoren auf, entledigte ihn endgültig seiner negativen Bedeutung und führte die aktuellen Herren Spaniens stolz auf die Japhet-Enkel Gog und Magog, die Völker der Apokalypse, zurück. Cassiodor, der ‚Minister‘ Theoderichs des Großen, hat die schon vor ihm ‚entdeckte‘ Gleichsetzung von Goten und Geten nicht nur identitätsstiftend für das eigene Volk vollzogen, sondern damit auch Vorbilder für andere Völker geschaffen.<sup>7</sup> So wollten die Franken von den Trojanern abstammen, die Sachsen fanden

<sup>5</sup> František Graus, *Lebendige Vergangenheit. Überlieferung im Mittelalter und in den Vorstellungen vom Mittelalter* (Köln 1975) 130 ff.; Widukind, *Rerum gestarum Saxoniarum libri tres* I, 18 (ed. Paul Hirsch/Hans-Eberhard Lohmann, MGH SS rer. Germ. in us. schol. [60], Hannover <sup>2</sup>1935, Nachdruck 1989) 28 f.; oder (ed. und übers. Albert Bauer/Reinhold Rau, *Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters* 8, Darmstadt <sup>4</sup>1992) 1–183, hier 46.

<sup>6</sup> Tacitus, *Germania* 28, ed. Lund 92.

<sup>7</sup> Wolfram, *Goten* 39–41.

ihre Ursprünge bei den Griechen, im Makedonen-Heer Alexanders des Großen, und wurden darin bestätigt, daß der makedonisch-griechische Gott Hermes mit dem sächsischen Hirmin identisch sei.<sup>8</sup> Die Normannen wurden über ihre dänischen Ursprünge zu Dakern, die Slawen zu Vandalen. Immer noch gibt es Slowenen, die keine Slawen, sondern Veneter sein wollen, während man bei den Kroaten heute hoffentlich keine Ustaschi-Goten mehr findet.

Die vorwissenschaftliche Etymologie verwendete den verbalen Gleichklang, um aus den Namen von hochangesehenen, meist antiken Personen, Ländern, Gewässern und Einrichtungen identitätsstiftenden Realitäten der eigenen Ursprünge zu machen. Wo diese Möglichkeit fehlte, postulierte man aus den aktuellen Namen die ursprünglichen Schöpfer gegenwärtiger Wirklichkeiten. So gründete ein Noah-Nachkomme Boemus das Böhmen des Cosmas von Prag,<sup>9</sup> ein Priamos-Sohn Francio wurde der Gründervater der Franken,<sup>10</sup> Caesar hat Wien zwei Jahre belagern müssen: Daher Vienna aus Bien-nium.<sup>11</sup> Noch heute wird der Kampf um die Biennien nirgendwo härter ausgefochten als eben in Wien.

Man sollte meinen, solche Unsinnigkeiten würden auf der Suche nach den Ursprüngen zur Vorsicht mahnen. Das Gegenteil ist der Fall. Weil der Mensch dasjenige Lebewesen ist, das sich seine Vorfahren geschichtlich selber machen kann, vermag er diejenigen Ursprünge zu unterdrücken, die ihn stören. An Stelle der unterdrückten werden bessere Ursprünge erfunden. So wollen etwa die Bayern und Österreicher heute noch Boier, das heißt Kelten, sein, und in Kärnten gibt und gab es bekanntlich keine oder nur ‚dünn siedelnde‘ Slawen. Auch diese Vorstellung hat eine lange Geschichte.

Bereits die spätantik-frühmittelalterliche Ethnographie besaß ein widerspruchsvolles Bild von den Slawen, vor denen sich die Nachbarn im Krieg wie im Frieden wegen ihrer Genügsamkeit, ihres attraktiven Lebensstils und ihres Kinderreichtums fürchteten. Zahlreich und eindeutig sind die Spuren, die die Slawen in den Orts- und Gewässernamen heute mehrheitlich nichtslawischer Länder, wie Italien, Griechenland, Ungarn, Rumänien, Deutschland und Österreich hinterließen. Trotzdem werden oftmals keltische oder germanische Hinterlassenschaften dort postuliert, wo es vor allem slawische gibt. Kein Wunder, daß man – eine mediale Sensation – in Kärnten derzeit Goten ausgräbt. Der Archäologe unterscheidet nicht wie der Historiker zwischen dem polyethnischen Gotenheer Theoderichs des Großen, das Binnennorikum nachweisbar besetzt hielt, und den Goten im engeren Sinn, von denen keiner seiner selbst so Feind war, nördlich der Linie Treviso-Trient zu siedeln und seine schönen Latifundien, sein gutes Essen und Trinken, seinen *prosecco*, *prosciutto* und seine zahlreichen *grappe piccole* in Italien zurückzulassen. Das alles ist bekannt und keine Sensation.<sup>12</sup> Aber die Frage, wer oder was ist ein Gote, trennt heute noch die Wissenschaften. Wer sich aber eine bessere, eben germanische Herkunft ‚gemacht‘ hat, wie dies manche linksrheinische Keltenvölker schon zur Zeit Caesars taten,<sup>13</sup> will sich auch 2000 Jahre danach noch reinras-

<sup>8</sup> Hans Hubert Anton, *Origo gentis (Franken)*, in: RGA 2. Aufl. 22 (Berlin/New York 2003) 189–195, hier 190 ff.; Matthias Becher, *Origo gentis (Sachsen)*, in: RGA 2. Aufl. 22 (Berlin/New York 2003) 203–206, hier 203 f.; Widukind, *Res gestae Saxonicae* I, 2 und 12, ed. Hirsch/Lohmann 4, 20f; oder ed. Rau 20 ff. 40.

<sup>9</sup> Cosmas von Prag, *Chronica Boemorum* 2 (ed. Bertold Bretholz, MGH SS rerum Germanicarum NS 2, Berlin 1923) 7.

<sup>10</sup> Fredegar, *Chronicae* III, 2 (ed. Bruno Krusch, MGH SS rerum Merovingicarum 2, Hannover 1888) 93.

<sup>11</sup> Thomas Ebendorfer, *Chronica Austriae* I [Ende] (ed. Alphons Lhotsky, MGH SS rerum Germanicarum NS 13, Berlin/Zürich 1976) 27; vgl. dazu Alphons Lhotsky, *Aeneas Silvius und Österreich*, in: ders., *Aufsätze und Vorträge 3: Historiographie, Quellenkunde, Wissenschaftsgeschichte* (Wien 1972) 26–71, hier 67.

<sup>12</sup> Herwig Wolfram, *Grenzen und Räume. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung, 378–907* (Österreichische Geschichte, Wien 1995) 62 f.

<sup>13</sup> Tacitus, *Germania* 28, ed. Lund 92.

sig von ihnen herleiten. Mit Berufung auf Tacitus werden die eigenen Ursprünge als ‚rein und unvermischt‘ behauptet und als – selbstverständlich – unveränderliche Werte begriffen.

Daß es keine unvermischten Völker gegeben haben kann, hat bereits Seneca in seiner Trostschrift *Ad Helviam matrem* (7, 10) logisch deduziert, indem er auf die alles erfassenden Völkerwanderungen verwies: „Du wirst sehen, daß alle Stämme und Völker ihre Sitze verändert haben.“ *Videbis gentes populosque universos mutasse sedem* (7, 1). Dennoch wird bis heute ein Volk als regional abgeschlossene Abstammungsgemeinschaft behauptet. Dazu stellt man nach dem Vorbild der Linguistik Stammbäume auf und liefert damit dem unkritischen Verständnis scheinbar gültiges, weil positiv wirkendes Material. Was aber steht wirklich in der Germania des Tacitus? Er sagt – eigentlich gar nicht so weit von Seneca entfernt –, die Germanen müßten zum einen unvermischt sein, weil kein mediterraner, das heißt, kein vernünftiger Mensch in ihr schreckliches Land ziehen würde, um sich dort mit den Einheimischen zu vermischen. Zum andern, weil Einwanderungen einst zur See erfolgten und der ‚Ozean‘ dies ‚damals‘ verhindert habe.<sup>14</sup> Seitdem aber Nord- und Ostsee für befahrbar galten, lassen die Wandersagen die Neuankömmlinge entweder aus Spanien oder aus dem als überbevölkert geltenden Skandinavien einwandern, auf den Kontinent (Goten und Langobarden) oder nach Britannien (Angeln und Sachsen) oder von dort zurück nach Sachsen (die Sachsen). Ein solches Ereignis, das in der Überlieferung konstitutive Bedeutung erhielt, galt als primordiale Tat und geschah unter königlicher oder ‚heer-zoglicher‘ Führung zumeist als ‚Grenzüberschreitung‘, das heißt, nach der Überwindung eines bis dahin als unpassierbar geltenden Meeres, Sumpfes oder großen Flusses (Rhein, Donau, Don) und/oder nach einem Sieg in auswegloser Lage, aber mit überirdischer Hilfe. Dem Siegspender zum Dank sei dann – so liest man nicht selten – Volksname und Verfassung geändert worden.

Tacitus bezieht sich mit seiner Einwanderungs-These auf den römischen Troja-Mythos und damit auch auf die Aeneis. Grund genug, den von Vergil besungenen Ursprüngen in unseren Zusammenhängen nachzugehen. ‚Woher das Geschlecht und wo zu Hause?‘. Mit diesen Worten beginnt Aeneis VIII. Buch, Vers 114: Der Held fährt mit seiner stark dezimierten Schar den Tiber hinauf, wobei der Flußgott kräftig nachhelfen muß, um die Einwanderung ‚klassisch‘, das heißt zu Schiff, zu ermöglichen. Da tritt Pallas auf, der Sohn des palatinischen Lokal-Heros Euander, ebenfalls eines über das Meer gekommenen Flüchtlings. Pallas redet Aeneas mit den Worten *Qui genus, unde domo?* an. Er will wissen, wes Geschlechts die Fremdlinge sind, woher sie kommen. Aeneas ist über die Lohengrin-Frage keineswegs empört, nimmt nicht den nächsten Schwan, sondern gibt bereitwillig Auskunft.

Pallas fragt aber nicht nur nach der Herkunft der Fremdlinge, sondern fügt hinzu *pacemne huc fertis an arma?*, „bringt ihr Frieden oder Krieg?“. Aeneas überreicht ihm darauf einen Ölzweig, nennt sich und die Seinen *Troiugenae* und Feinde der Latiner, weswegen sie Hilfe von Euander, ebenfalls mit den Latinern verfeindet, suchten. Und noch einmal nennt Aeneas seine Herkunft: *Obstipuit tanto percussus nomine Pallas*. Dieser ist von dem Namen des Fremdlings wie erschlagen. In der Nennung einer bedeutenden Herkunft offenbart sich ein Faszinosum, ja Numinosum. Wer die 24 Vorfahren der großen keltischen Heiligen Brigit aufsagen konnte, war damit vor den Nachstellungen des Teufels, aber auch vor irdischen Feinden für den Tag und die Nacht gefeit. Der Langobardenkönig Rothari stellt der Veröffentlichung seines Gesetzeswerks die Namen seiner zehn Vorfahren voran. Er nennt sich aber auch 17. König des Volkes der Langobarden und legitimiert

<sup>14</sup> Tacitus, Germania 2, 1, und 4, ed. Lund 70, 72.

mit beiden Namensreihen sein ‚originales‘ Tun als *conditor legum*. Als 17. Herrscher hat Rothari gotische, römische und biblische Vorgänger, die ihre Genealogie in vergleichbaren oder gleichen Situationen produzierten, ja produzieren mußten.<sup>15</sup>

Über Stammbäume unterhalten sich selbstverständlich sogleich auch Aeneas und Euander. Wie es in der adeligen Gesellschaft bis heute üblich ist, weiß man um seine und seines Gegenübers Herkunft oder erkundigt sich sofort danach, damit man darüber reden kann. Am Hofe Caligulas trafen sich einst zahlreiche Könige und sprachen zum Ärger des Gastgebers über nichts als ihre *nobilitas*.<sup>16</sup> Gottlob kann Aeneas seinem griechischen Gesprächspartner mitteilen: Dardanus, der Gründer Trojas, sei ein Enkel des Atlas, den der Merkur-Sohn Euander seinerseits als seinen Urgroßvater verehrt: „So spaltete sich das Geschlecht der beiden aus einem Blut“, heißt es. Der Angesprochene reagiert darauf sofort aufs freundlichste, erinnert sich an Stimme und Gesicht des Aeneas-Vaters Anchises und setzt detailreich den Familien-Tratsch fort. Selbstverständlich wird Aeneas mit seiner Schar bestens aufgenommen.

Die heutige Suche nach den ethnischen Ursprüngen wäre bald zu Ende, wäre die Überlieferung nicht irgendwann einmal verschriftlicht worden. Erst wenn sich die Identität einen dauerhaften Text schafft, schafft der Text eine dauerhafte Identität, sofern diese nicht von außen gestört oder gar zerstört wird. Ein scheinbarer Zirkel und dennoch die Wirklichkeit. Stammbäume bildeten die Grundlage für das Zusammengehörigkeitsgefühl der Eliten und damit für die Entstehung größerer politischer Einheiten. Vielfach wurden Stammbäume bei ihrer Aufzeichnung konstruiert. Aber ihre Bestandteile, die Namen, waren es nicht. Das erkennt man schon daran, daß die Genealogien unterschiedlich lang sind, auf dem Kontinent kurz ohne, lang jedoch mit insularen Verbindungen: An der Peripherie können sich Traditionen ungestörter erhalten als in den Zentren. Nicht nur der Stammbaum der Ynglingar, der Svear-Könige von Uppsala, enthielt einst weit über 20 Namen, sondern auch ein Gasthaus nördlich der Stadt ist heute noch im Besitz einer Familie in der 22. oder 23. Generation. Ein Sachverhalt, der nirgendwo auf dem Kontinent denkbar wäre, nicht im Emmental, im Pitztal und nicht im Lesachtal.

Ohne den Kitt der römischen, die christliche Heilsgeschichte einschließenden Historie, ohne die im Auftrag der Könige oder Königinnen geschaffenen ethnographischen Identitäten hätten die ‚originalen‘ Überlieferungen nicht einmal in Bruchstücken überdauert, hätten nicht den Stoff geliefert, der die „Umgestaltung der römischen Welt“ und damit die Entstehung Europas bewirkte.<sup>17</sup>

Wir sagen freilich ethnographische Identität und nicht ethnographische Ideologie. Das Gotenrecht, das der französische König aufhob, war nicht das Recht einer Ideologie, sondern einer Identität, die zwar am Beginn des 13. Jahrhunderts so klein geworden, daß man ihr Recht abschaffen konnte, aber immerhin noch so groß war, daß es der französische König abschaffen mußte, um es ungültig zu erklären.<sup>18</sup> Wie kommt es aber zu solchen Kontinuitäten?

Die niedergeschriebenen Herkunftsgeschichten verhelfen bestenfalls zum Einstieg in die Suche nach den Ursprüngen, sie dokumentieren diese ebenso wenig wie Moses die Erschaffung der Welt. Wie kann jedoch die im Namen manifestierte Identität eines Volkes erhalten bleiben, bevor ihr ein Text Dauerhaftigkeit verlieh, oder gar dort, wo ein

<sup>15</sup> Herwig Wolfram, *Intitulatio I. Lateinische Königs- und Fürstentitel bis zum Ende des 8. Jahrhunderts* (MIÖG Erg. Bd. 21, Wien 1967) 99f.

<sup>16</sup> C. Suetonius Tranquillus, *Die Kaiserviten/De vita Caesarum – Berühmte Männer/De viris illustribus*, lat.-dt., Caligula 22 (ed. und übers. Hans Martinet, Sammlung Tusculum, Düsseldorf/Zürich 1997) 85; oder: *De vita Caesarum* (ed. Maximilian Ihm, Leipzig 1908) 97.

<sup>17</sup> Wolfram, *Die Goten* 31 f.

<sup>18</sup> Wolfram, *Goten* 232 f.

Text seine Bedeutung verloren hatte? Eine Antwort auf diese Frage wurde im Wirken eines ‚Traditionskerns‘ gefunden. Reinhard Wenskus hat 1961 diesen Begriff als ein Erklärungsmodell für die Tatsache gebraucht, daß Völkernamen weite Räume, ethnische Beschränkungen und lange Zeit überdauern können. Da aber eine ethnische Identität ständigen Veränderungen unterworfen ist, einem Prozeß, der sich ohne Texte nur noch beschleunigt, kann die Fortdauer eines Volksnamens nicht auf einer ungebrochenen genetischen Kontinuität beruhen. Es gab aber funktionale Gruppen, die an der ethnischen Identität – aus welchen Grund auch immer – festhielten. Waren es Dichter und Sänger, Priester und Könige, deren Wissen um die Ursprünge einen Wert besaß, weil die Erhaltung der Tradition zu ihrer Funktion als Repräsentanten des Volkes gehörte? Oder gar Reisläufer, die in der Fremde die eigene Tradition als *strategy of distinction* benötigten, wie etwa die Völker im Waffengattungs-Katalog der spätantiken *Notitia dignitatum*?<sup>19</sup> Die Quellen, die Antworten auf diese Fragen geben könnten, sind erwartungsgemäß dürftig, aber doch vorhanden. So wollten die von Marcus Aurelius schwer geschlagenen und durch seine Maßnahmen zur Verzweiflung getriebenen Quaden zu den Semnonen auswandern. Der Kaiser verhinderte diesen Plan, um die Entstehung eines gentilen Vakuums im Norden der mittleren Donau zu verhindern, aber daß er überhaupt erwogen wurde, erscheint aufschlußreich genug.<sup>20</sup> Die Semnonen bezeichneten sich nach Tacitus als das ‚Hauptvolk der Sueben‘, *caput Sueborum*, und gründeten diesen Anspruch auf ihren besonders alten Kult, bei dessen Festen die ‚Anfänge des Volkes‘, *initia gentis*, oder, genauer, da die Sueben aus vielen Völkern bestanden, die Ursprünge der Sueben gefeiert und damit erneuert wurden.<sup>21</sup> Offenkundig wollten die Quaden zu diesen Ursprüngen zurück, um sich in Sicherheit zu bringen. Das Wissen darum können aber nur die Bewahrer des quadischen Kultes besessen haben, seien diese nun in erster Linie Priester und/oder Könige gewesen. Jedenfalls stellt diese Stelle, die im zweiten Jahrhundert entstand und ein Ereignis der Zeit um 175 überliefert, die Verbindung zur Tatsache her, daß die Markomannen und Quaden, die um 400 die Heimat verließen, sehr bald danach alle nur mehr als Sueben auftraten.

Reinhard Wenskus bezeichnete bestimmte institutionalisierte oder, besser, funktionale Gruppen als Traditionskerne, allen voran die Königsfamilien der jeweiligen Völker. In jüngster Zeit führte man die ‚Gotischheit der gotischen (Edlen) Freien‘ gegen den Begriff ‚Traditionskern‘ ins Treffen. Ein solches Vorgehen ist sicher politisch sehr korrekt, republikanisch und antiroyal, aber doch nichts anderes als ein Rückfall in den Romantizismus des 19. Jahrhunderts, in die etwa schon durch Otto von Bismarck bekämpfte Vorstellung vom ‚deutschen Volksgeist‘. Wenn aber das Wort ‚Traditionskern‘ stört, geben wir den Kern feierlich auf und sprechen ab sofort von Traditionsträgern. Daß Könige und ihre Familien solche Träger von Traditionen waren, kann freilich vielfach belegt werden.

Wie die Namengebung in seiner Familie beweist, berief sich Theoderich der Große auf die amalische Tradition, bereits lange bevor der um 490 geborene Cassiodor daraus das ebenso großartige wie konstruierte System der *genealogia Ostrogotharum* machen konnte.<sup>22</sup> Was immer jedoch Cassiodor aus der Familientradition seines Herrn konstruierte, die durch entsprechende Gründerväter bestimmte Abfolge von gautisch-amalisch-ostrogothischen Ethnogenesen gibt Sinn, kann eigentlich nicht von einen Römer

<sup>19</sup> Wenskus, *Stammesbildung* 64 ff.; vgl. den Band: *Strategies of Distinction: the Construction of Ethnic Communities, 300–800*, ed. Walter Pohl/Helmut Reimitz (*The Transformation of the Roman World* 2, Leiden/Boston/Köln 1998).

<sup>20</sup> Wenskus, *Stammesbildung* 250, nach Cassius Dio, *Historia Romana* (ed. Ursulus Philippus Boissvain, Berlin 1969) 71, 20, 1 f.

<sup>21</sup> Tacitus, *Germania* 38 f. (39, 3: *Sueborum caput*), ed. Lund 100.

<sup>22</sup> Wolfram, *Goten* 42 f.

erfunden worden sein. Das gilt auch von den beiden fast gleichlautenden Sätzen, mit denen Paulus Diaconus den Untergang der Reiche der Eruler und der Gepiden als Ende der ethnischen Identität kommentierte: „Und von diesem Zeitpunkt an (Niederlage gegen die Langobarden) brach die Virtus der Eruler zusammen, so daß sie danach keinen König mehr hatten.“ „Das *genus* der Gepiden kam derart herunter, daß sie von dieser Zeit an keinen König mehr hatten.“<sup>23</sup> Solange Ariovist erfolgreich war und noch keine Bedrohung für Rom darstellte, erkannten ihn Caesar und der Senat als *rex Germanorum* und *amicus* an. Damit war ausgedrückt, daß Rom mit einer germanischen Ethnogenese in Gallien unter seiner Oberhoheit rechnete, ja bereit war, sie anzuerkennen. Erst 58 v. Chr., bei der Aufstellung zur letzten Schlacht und nach der darauf folgenden Niederlage Ariovists, zerfallen die Germanen Caesars in ihre Bestandteile aus den verschiedensten Völkern.<sup>24</sup>

Auf ihre suebische Identität bezogen sich die von Marc Aurel geschlagenen Quaden, die um 175 n. Chr. zu ihren gentilen Ursprüngen, den Semnonen, zurückkehren wollten. Markomannen und Quaden hatten in Böhmen zunächst Königsfamilien, die kaum vor Christi Geburt begannen, Marbod und seinen Zeitgenossen Tudrus als *conditores gentis* verehrten und wohl nicht das zweite nachchristliche Jahrhundert erreichten. Das markomannisch-quadische Königtum bleibt danach sehr schwer erkennbar. Könige werden von der römischen Reichsregierung ein- und abgesetzt, werden aber kaum mehr denn als Verhandlungspartner, als Schiedsrichter, wahrgenommen. Einer von ihnen ist ein Knabe von zwölf Jahren, der seine Stellung nur geerbt und nicht als erfolgreicher Heerführer errungen haben kann. Der Kindkönig muß auf Traditionen, die ihn trugen, gebaut haben. Die Römer wundern sich über sein Alter, aber verhandeln mit ihm.

Vor 400 sind die meisten Markomannen und Quaden nach Pannonien gezogen und hier wieder zu Sueben geworden, wo ihre Abteilungen unterschiedlich lange seßhaft wurden, bevor sie in vielen Gruppen und – unter der Führung meist fremder Könige – in die verschiedensten Richtungen auf Wanderschaft gingen.<sup>25</sup> Auch die Goten Fritigerns und seine berittenen Verbündeten sind 376 nicht als Goten, sondern als Greutungen und Terwingen über die Donau gekommen, wo sie dann sehr bald nur mehr als Goten wahrgenommen wurden. Das rechte Ufer der unteren Donau galt seit Konstantins Zeiten als die befestigte *ripa Gothica*.<sup>26</sup> Hat die römische Militärintitution die aktuellen Träger von Sondernamen aufgefangen und aus den Terwingen und Greutungen wieder königliche Goten gemacht? Der Gedanke ist wohl eher kühn als richtig, aber ausgesprochen sollte er einmal werden, zumal Vergleichbares für das *litus Saxonicum* gelten könnte. Und das ganz im Sinne von: Das römische Mainz machte die Alemannen, Köln die Franken, Augsburg die Iuthungen.

Der Weg, der von den Lugiern, Vandilen, Viktofalen, Lakringen, Silingen, Hasdingen, Alanen, Goten – und wie sie alle hießen – zu den afrikanischen Vandalen führte, hat mit Königen – mit erfolgreichen und weniger erfolgreichen – zu tun, und zwar bis hin zur Bildung eines einzigen Heeres unter einem einzigen König, der die neue Chance bestens nützte.<sup>27</sup> Der Mann, der gautisch-skandinavische Traditionen um 500 zu seinem ‚Verwandten‘ Theoderich nach Ravenna brachte, war ein gescheiterter skandinavischer

<sup>23</sup> Wenskus, Stammesbildung 70 Anm. 351, nach Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum* I, 20 und 27 (ed. Georg Waitz, MGH SS rer. Lang., Hannover 1878, Nachdruck 1988) 12–187, hier 57–59, 68–70.

<sup>24</sup> Caesar, *De bello Gallico libri septem*, I, 31–58 (ed. Otto Seel, *C. Iulii Caesaris commentarii* I, Leipzig 1961) 156.

<sup>25</sup> Ludwig Schmidt, *Die Ostgermanen* (München 1941, Nachdruck 1969) 109; und ders., *Die Westgermanen*, 2 Bde. (München 1938/1940, Nachdruck in einem Band 1969) 186 f. sowie 206 ff.

<sup>26</sup> Wolfram, *Goten* 69 f., 74 und 82.

<sup>27</sup> Wenskus, *Stammesbildung* 655 s. v.

König, und der Mann, der um 1050 Adam von Bremen sowohl mit der mündlichen Überlieferung der Skandinavier wie der Ostsee-Slawen vertraut machte, war ebenfalls ein skandinavischer König zeitweise ohne Land.<sup>28</sup>

Volksnamen blieben selbst über ethnische Grenzen hinweg bestimmend. Der Teutonen-Schlacht von Aix-en-Provence ging die Vernichtung der Ambronon voraus. Diese stürzten sich zunächst auf die leichtbewaffneten ligurischen Bundesgenossen der Römer, „indem sie im Takt an ihre Waffen schlugen, im Gleichschritt vormarschierten und zugleich ihren Namen ‚Ambronon‘ riefen ... Als (die Ligurier) das Geschrei vernahmen und das Wort verstanden, riefen sie den Ambronon entgegen, das sei ihr eigener ursprünglicher Name. Tatsächlich bezeichnen sich nämlich die Ligurier aufgrund ihrer Herkunft mit dem gleichen Namen.“<sup>29</sup> Die germanisch-keltischen Ambronon hatten einen König, die Ligurier, die weder das eine noch das andere waren, hatten keinen mehr. An seiner Stelle wurden sie *socii* der Römer, die sie 117 v. Chr. unterwarfen. Schon die Politik der römischen Republik war gegenüber dem barbarischen Königtum doppelbödig. Man vernichtete es dort, wo es den Kern des Widerstands gegen Eroberung und Provinzialisierung bildete, und richtete in selteneren Fällen das Königtum dort – auf unbestimmte oder bestimmte Zeit – ein, wo es, wie im Südostalpenraum und jenseits der mittleren Donau, der Stabilisierung offener Grenzen diente. Mit der Barbarisierung des spätantiken Römerreichs übernahmen Könige die römische Provinzverwaltung. Segmentäre Gesellschaften ohne jede Form des Königtums blieben nur außerhalb der Grenzen des ehemaligen Römerreichs erhalten, sofern eine privilegierte Führungsschicht – wie bei Sachsen oder Liutizen – die ethnische Identität zu ihrer eigenen machte.

Die Könige auf römischem Boden garantierten nicht bloß eine einzige ethnische, sondern polyethnische Identitäten, die für gewöhnlich durch die herrschende zurückgedrängt, aber nicht verdrängt wurden. Dazu ein Beispiel: Eine ‚Gotischeit‘ findet sich nicht in den Quellen; dafür spricht Cassiodor in den königlichen Erlässen von der *libertas Gothorum*. Die ‚Freiheit der Goten‘ beruhte auf dem Dienst im Heer und dem unmittelbaren wie mittelbaren Besitz an Grund und Boden. Beides gehörte zusammen, beides garantierte der König, und nicht nur für die Goten im eigentlichen Wortsinn.<sup>30</sup> Sonst hätte nicht Prokop sagen können: Im Heer der Goten gibt es ein Volk, das mit den Goten keine Ehegemeinschaft hält, und das sind die Rugier. Und sonst hätten diese ungotischen Gotenkrieger im Zeitpunkt der Krise des Gotenreichs auch keinen Gotenkönig erheben können, wenn sie nicht Teilhaber der *libertas Gothorum* gewesen wären.<sup>31</sup> Noch 843 heißt es in einer im fränkischen Verdun ausgestellten Freisinger Urkunde von einer *proprietas*, sie sei *in exercitu Baiouuariorum* gelegen: Das Bayernheer steht für den mit dem Kriegsdienst verbundenen Erbbesitz im königlichen Regnum der Bayern.<sup>32</sup>

In den Nachfolgestaaten des Römerreichs war – nicht ohne innere Kämpfe – aus der gotischen, langobardischen, burgundischen oder vandalischen, fränkischen, alemannischen und bayerischen Zugehörigkeit ein soziales und ökonomisches Privileg geworden. Mit einer solchen Identität ausgestattet, konnte man auch ohne Könige und ihre *Origo*

<sup>28</sup> Jordanes, *Getica* 24 (ed. Theodor Mommsen, MGH AA 5, 1, Berlin 1882, Nachdruck 1982) 53–138, hier 89–92; Adam von Bremen, *Gesta Hammaburgensis ecclesiae* I, 48 (50), III 54 (ed. Bernhard Schmeidler, MGH SS rer. Germ. in us. schol. separatim editi 2, Hannover/Leipzig 1917) 48, 198, und mehrfach zu Sven Estridsen (1047–1074).

<sup>29</sup> Plutarch, *Marius* 19 (ed. Konrat Ziegler, 6 Bde., Leipzig 1957/73, Nachdrucke); Wenskus, *Stammesbildung* 292.

<sup>30</sup> Wolfram, *Goten* 301 mit Anm. 63 f.

<sup>31</sup> Wolfram, *Goten* 300 mit Anm. 52.

<sup>32</sup> *Traditionen des Hochstiftes Freising 1 und 2* (ed. Theodor Bitterauf, *Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte NF* 4 und 5, München 1905/09) 2, n. 661.

weiterleben, wie es diejenigen Goten taten, die nach König Tejas Tod auf ihre Güter heimkehrten, da nun der Kaiser in Konstantinopel oder sein Stellvertreter in Ravenna ihre Freiheit, ihre Identität, garantierten. Als die Langobarden in Italien 574 das Königtum aufgaben, versuchten es ihre Duces mit dem Exarchen von Ravenna. Nach zehn Jahren war das Experiment gescheitert. Ihre gentile Freiheit, ihre gentile Identität, konnte auf Dauer nur ein Königtum garantieren, auch wenn die Duces dafür große finanzielle Opfer bringen mußten. Viele Westgoten unterwarfen sich nicht, entzogen sich den arabischen Siegern und behielten auch nach 711/25 ihre Identität aufgrund einer rechtlich abgesicherten ökonomischen Sonderstellung. Die Garanten dafür waren die christlichen Könige im Norden Spaniens und die Karolinger für die fränkische Gothia. Bis letzteres funktionierte, hatten es hier nicht wenige Goten, wie Patrick Geary hervorhob, selbst außerhalb der unmittelbaren arabischen Einflußzone als Sarazenen versucht.

Folgt der Schluß: Die ethnischen Traditionen wurden innerhalb der Grenzen des ehemaligen Römerreichs von Königen garantiert. Außerhalb konnten segmentäre Gesellschaften von allen Anfang an ohne Königtum überleben, und zwar so lange, bis das fränkisch-römische Großkönigtum auch die Randzonen Europas erfaßte. Die Verschriftlichung der Herkunftsgeschichten geschah für gewöhnlich im Auftrag von Königen und Königinnen.

An diesen Sätzen, vor allem an dem letzten wird sicher weiterhin Kritik geübt werden. Die Traditionsträger würden als Subjekte der Überlieferung behandelt, die Tradition selbst aber als objektiv faßbar vorausgesetzt, obwohl sie in den allermeisten Fällen von ‚stammesfremden‘ Autoren niedergeschrieben wurde und so gut wie ausschließlich dem Medium der lateinisch-griechischen Bildung zu verdanken ist. Tatsächlich vergleicht die antike Ethnographie das Fremde mit dem Eigenen, die barbarischen Phänomene mit den mediterranen Erfahrungen, und bedient sich dazu der *interpretatio Romana*,<sup>33</sup> um ihr Ziel zu erreichen, eine ethnographische Identität zu schaffen, und zwar zunächst als Objekt, seit Cassiodor/Jordanes als Subjekt der Darstellung.

Die *Origo gentis* bildet tatsächlich keine selbständige literarische Gattung, weil auch die antike Ethnographie kein eigenes Genus ausgebildet hatte. Vielmehr verbindet sich eine gentile Herkunftsgeschichte mit verschiedenen Genera zu einem Genus mixtum. Häufig eröffnen und benennen Herkunftsgeschichten das in der Spätantike, besonders von Orosius entwickelte Genus der *Historia*, einer bis in die Zeit des jeweiligen Verfassers reichenden, „exemplarischen christlichen Königs- und Institutionengeschichte“.<sup>34</sup> Zum Beispiel: Je nach dem, ob von den Ursprüngen der Goten oder von ihrer Zeitgeschichte her gesehen, gilt die Gotengeschichte entweder als *Origo* oder als *Historia Gothorum*.

Cassiodor beruft sich mehrfach auf mündliche gotische Überlieferungen, findet sie aber für seine Zwecke als nicht ausreichend, so daß sie der Autor durch ethnographische Werke ergänzen, ja aufheben muß. Selbst den ältesten Goten, der „grauen Kunde der Alten“, *notitia maiorum cana*,<sup>35</sup> läßt Cassiodor seinen jungen König Athanarich sagen, war die ethnographische Vergangenheit ihres Volkes – wir würden sagen: selbstverständlich – nicht bekannt. Erst *lectione discens*, nach der Lektüre ethnographischer Werke, wurde es Cassiodor möglich, diese zu schaffen und die Amaler samt ihres Sippenglanzes wieder herzustellen. Nun gut, wird man sagen, die Amaler bekommen eben die antik-getischen Fürsten von Dorpaneus bis hin zum Herkulessohn Telephus als Vorfahren zugesprochen. Dem ist jedoch nicht so: Cassiodor habe nämlich, so heißt es weiter, gezeigt, daß Athalarich in der

<sup>33</sup> Tacitus, *Germania* 43, 3, ed. Lund 102.

<sup>34</sup> Herwig Wolfram, *Origo gentis*, in: RGA 2. Aufl. 22 (Berlin/New York 2003) 174–178, 174, nach Hans Hubert Anton.

<sup>35</sup> Cassiodor, *Variae epistulae* IX, 25, 4 (ed. Theodor Mommsen, MGH AA 12, Berlin 1894, Nachdruck 1981) 1–385, hier 291.

17. Generation aus königlichem Geschlecht sei. Damit ist der 17-gliedrige Stammbaum gemeint, der aus Anlaß eines getischen Sieges über die Römer in den *Getica* behandelt und folgerichtig den Goten und ihren amalischen Asen zugesprochen wird. Es sind rein gotische Namen, die den Stammbaum füllen, kein einziger Gete, Thraker oder Skythe ist darunter, auch keine der zahlreichen gotischen Amazonen. Mag auch die Amaler-Genealogie konstruiert sein – so ist die Ermanarich-Genealogie mehr als verdächtig –, die Bestandteile sind gotisch und können nur aus der oder einer gotischen Überlieferung stammen.<sup>36</sup>

Bei der Erstellung der Amaler-Genealogie ging Cassiodor in der gleichen Weise vor wie bei der Verwendung der übrigen mündlichen Überlieferung. Die ihr entnommenen vor-ethnographischen Daten baute der Autor in seine ethnographische Darstellung ein. Und er tut dies dann, wenn er sie – im Sinne der taciteischen *interpretatio Romana* – nicht übersetzen kann oder will. Wenn aber die vor-ethnographischen Daten eine verfassungsgeschichtliche Merkwürdigkeit oder gar eine ganze Geschichte begründen sollen, verlieren sie ihre Ursprünglichkeit und werden zu Fakten einer ethnographischen Darstellung, eben zur *historia Romana* der Zeit Cassiodors.

Wer mit den ‚Wienern‘ einen langen Weg gemeinsam gegangen ist, ja mitunter sogar von einer ‚Wiener Schule‘ gesprochen hat, wird sich fragen, könnte diese Sätze nicht auch Walter Goffart geschrieben haben. Patrick Geary zitierte 1994 auf der 5. Zwettler Frühmittelalter-Tagung die angeblich von Wolframs Studenten formulierte Prüfungsfrage: „Hat Goffart recht und warum nicht?“<sup>37</sup> Müßte die Frage jetzt heißen: „Hat Goffart doch recht?“ Dem ist nicht so. Zunächst wäre Walter Goffart selbst damit nicht einverstanden, weil er den Gegensatz zu den Mitteleuropäern allzu sehr liebt, ja ihn offenkundig braucht. Zum zweiten bleiben aber auch noch genug sachliche Unterschiede. Walter Goffart wehrte sich in seinen „Narrators of Barbarian History“ zurecht gegen die freilich nicht auf die deutschsprachige Mediävistik beschränkte Annahme, die ‚Herkunfts- und Volksgeschichten‘ hätten mündliche Überlieferungen 1:1 verschriftlicht.<sup>38</sup> Aber er geht in keiner Weise auf die eindeutigen Zeugnisse der mündlichen Überlieferung ein, ja sie sind ihm ein Greuel – kein quellengerechtes, der Aufklärung verpflichtetes Methodenbewußtsein, wie es scheint. Aufgrund seiner Liebe für die Dekomposition und Destruktion der Texte hält Goffart auch nichts von der Narratio, der in unseren Augen wichtigsten Aufgabe des Historikers. Sonst geht es uns wie Schnitzlers Anatol in den „Weihnachtseinkäufen“, dem die mondäne Dame vorhält: „Ich will ja nicht wissen, was ich mir nicht vorstellen soll.“ Im besonderen werden wir uns wohl nie über den Anteil von Cassiodor und Jordanes an den *Getica* einigen können. Aber dankbar sind wir Walter Goffart für seinen Widerspruch, selbst wenn weniger Polemik auch genug gewesen wäre. Das gilt auch für seine Epigonen.

Die Suche nach den Ursprüngen verleiht jedoch nicht nur Legitimation und Bestätigung des Herrschaftsanspruchs, die Ursprünge müssen auch überwunden werden, um Geschichte zu werden und einer jeweiligen Gegenwart zu dienen. Wer dem Zitat *qui genus unde domo?* zum 8. und 11. Buch der *Aeneis* folgt, trifft dort wie selbstverständlich die königliche Amazone Camilla. Namensgleichheit mit noch lebenden Personen ist rein zufällig. Solange Britannien ein wildes Land war, gab es dort zahlreiche Kriegerinnen und kriegerische Königinnen. Die antike Vorstellung, daß dies ein Zeichen für Mangel an Zivilisation sei, hat das Mittelalter übernommen. Von Cassiodor über Paulus Diaconus bis

<sup>36</sup> Wolfram, *Origo gentis* 174 ff.

<sup>37</sup> Patrick J. Geary, Frühmittelalterliche Historiographie. Zusammenfassung, in: *Historiographie im frühen Mittelalter*, ed. Anton Scharer/Georg Scheibelreiter (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 32, Wien 1994) 539–542, hier 540.

<sup>38</sup> Walter Goffart, *The Narrators of Barbarian History (AD 550–800)*. Jordanes, Gregory of Tours, Bede, and Paul the Deacon (Princeton 1988).

Cosmas von Prag und zur polnischen Wanda-Geschichte, selbst im Reisebericht von Ibrahim ibn Jakub aus dem zehnten Jahrhundert kommen Amazonen vor.<sup>39</sup> Wie aber Achill die Königin Penthesileia überwand und Camilla auf seiten des verräterischen Turnus in der primordialen Schlacht gegen Aeneas fiel, muß auch das Zeitalter der Amazonen in einer zur Historie aufsteigenden *Origo* zu Ende gehen. Patrick Geary hat darüber ausführlich gehandelt. So weit, so gut: Aber als die Byzantiner 626 nach dem Abzug der Awaren vor die Mauern ihrer geretteten Stadt gingen, fanden sie unter den vielen toten Slawen zahlreiche Frauen.<sup>40</sup> Zahlreich sind auch die slawischen Ortsnamen Devin-Dovina, die Burgen der Frauen, am Zusammenfluß von March und Donau westlich von Preßburg ebenso wie an der Moldau und als Duino am Meer westlich von Triest. Selbst das schon 805 erwähnte Magathaburg, Magdeburg,<sup>41</sup> kann nicht der heiligen Jungfrau, sondern nur einer germanischen oder eher slawischen Göttin nachbenannt worden sein. Die seit dem neunten Jahrhundert nachweisbaren slawischen ‚Magdeburgen‘<sup>42</sup> verdanken ihren Namen jedoch sicher nicht der Lektüre klassischer Autoren. Und Boudicca hat es auch gegeben.

Sobald die antike Ethnographie ein Volk entdeckte, leitete sie aus der Ursprungsfrage bestimmte Eigenschaften ab, die nicht zuletzt das Klima bewirkten. So erklärte man die skandinavische Herkunft zahlreicher Völker aus dem kühlen, die Zeugungskraft und Gebärfähigkeit konservierenden Klima sowie aus den dort herrschenden langen Nächten, in denen man sich eben eifrig vermehrte. Vom Klima hing aber auch ab, ob ein Volk zivilisierbar war, wie man es als Einheit des Römerheers einsetzen konnte oder ob es gar aufgrund seiner *mores* und seines Glücks, *fortuna*, imstande wäre, einst die (Welt)Herrschaft, das *imperium*, anzutreten? Seneca und Tacitus haben die Verwirklichung des sallustischen Gedankens, wonach auch die Römer das Imperium verlieren könnten, als eine, wenn auch unwahrscheinliche Möglichkeit gesehen. Dagegen schien sich die *Translatio imperii* zu verwirklichen, als 414 erzählt wurde, die Romania solle durch die Gothia ersetzt werden, weil Athaulf einem gotischen Imperium das werden wolle, was Augustus dem Römerreich gewesen sei.<sup>43</sup>

Neben der antiken Tradition war es das Alte Testament, vor allem Genesis 10 f., wo sich passende Antworten für die Entstehung der Völker und ihrer Vielfalt fanden: Das gegenwärtig lebende Menschengeschlecht als ganzes wie die einzelnen Völker wurden durch Noah, seine Söhne Sem, Ham und Japhet (Jonier) und deren zahlreiche Söhne begründet, darunter Askenaz, der Vater der Goten, oder Gog, der erste Gote überhaupt.<sup>44</sup> Der Turmbau zu Babel beendete die Entstehung der Völker, als sich ihre Sprachen verwirrten. Auch wurde nach der Bibel das eigene als Auserwähltes Volk dargestellt: Wie die Juden in der Wüste wurden etwa auch die wandernden Goten 40 Jahre lang von Gott geprüft. Vom christlichen Gott selbstverständlich. Wie stand man aber zu den heidnischen Göttern? Fielen sie alle der Dämonisierung anheim, wurden sie zu Teufeln, die doch einmal *conditores vel origo gentis* waren?<sup>45</sup>

<sup>39</sup> Herwig Wolfram, *New peoples around the year 1000*, in: *Europe around the Year 1000*, ed. Przemysław Urbańczyk (Warszawa 2001) 391–408, 397 mit Anm. 32.

<sup>40</sup> Walter Pohl, *Die Awaren* (München 2002) 253.

<sup>41</sup> *Capitulare von Diedenhofen* 7, 1 (ed. Alfred Boretius/Victor Krause, *MGH Capitularia regum Francorum* 1, Hannover 1883, Nachdruck Stuttgart 1984) Nr. 44, 122–126, hier 123

<sup>42</sup> Siehe etwa *Annales Fuldenses* a. 864 (ed. Friedrich Kurze, *MGH SS rer. Germ. in us. schol.* [7], Hannover 1891) 62 f., und Cosmas von Prag, *Chronica Boemorum* I, 9 (ed. Bertold Bretholz, *MGH SS rer. Germ. in us. schol.* NS 2, Berlin 1923, Nachdruck 1995) 20.

<sup>43</sup> Wolfram, *Goten* 169 f.

<sup>44</sup> Wolfram, *Goten* 41.

<sup>45</sup> Vgl. Tacitus, *Germania* 2, 2, ed. Lund 70.

Die Götter wurden dann nicht zu Teufeln, wenn sie nach dem Vorbild des alexandrinischen Gelehrten Euhemeros als hervorragende Menschen, *non puri homines*, als Heroen und *semi-dei* dargestellt werden konnten, die die Heiden einst wegen ihrer Leistungen als Götter verehrten. So geschehen mit der Amaler-Genealogie, der langobardischen Herkunftsgeschichte,<sup>46</sup> mit der der Ynglingar, der Svear-Könige von Upsala. So geschehen aber auch beispielhaft in *De civitate Dei*, wo der heilige Augustinus im vierten Buch den ganzen römischen Götterhimmel euhemeristisch-sarkastisch zerriß.

Wenn sich die Geschichtsforschung der Herkunftsgeschichten heute mehr denn je annimmt, und hier liegt die Nutzenanwendung, die Medienwirksamkeit ihres Tuns, sollen damit nicht die Regale eines Kuriositäten- und Gruselkabinetts gefüllt werden, sondern es steht ein wissenschaftlicher, aber auch gesellschaftspolitischer Anspruch dahinter. Indem man die Geschichtlichkeit der Ursprungsmythen aufspürt, können auch Strategien zu ihrer Überwindung entwickelt werden. Der Historiker hat für diese Aufgabe eine gute treue Verbündete, die jüdisch-christliche Überlieferung. Jeder Schöpfungsmythos außerhalb der Bibel setzt Ursprungsmythen voraus, und diese beziehen sich wieder auf andere Ursprünge. Vor Tuisto, dem Erdgeborenen, gab es die Erde; doch wer schuf sie? War sie ewig, wie manche Heiden glaubten?<sup>47</sup> Vor den amalischen gab es nichtamalische Goten, vor den Langobarden die Vinniler, und beide kamen nicht aus dem Nichts. Allein in der Genesis schuf Gott aus dem Nichts Himmel und Erde; ein so revolutionärer Gedanke, daß noch der allerchristlichste Kaiser Karl der Große seine Hoftheologen fragte, ob das Nichts wirklich nichts sei und nicht doch wenigstens einen Rand besitze.<sup>48</sup> So geschehen, rund 700 Jahre nachdem der Evangelist Johannes seine religiöse Überlieferung und Einsicht bedachte und zu dem Schluß kam, daß am Beginn nicht der Mythos, sondern der Logos stehe. Sucht man daher nach den Ursprüngen, wird man nach den logischen und nicht den mythischen Ursprüngen fragen. Das beginnt bei der Methode, indem man etwa zwischen vor-ethnographischen Daten und ethnographischen Fakten unterscheidet, und wird fortgesetzt, indem eine derart analysierte Herkunftsgeschichte ihre vermeintliche Ursprünglichkeit und damit ihre fundamentalistische Wertbarkeit verliert. Dazu vorläufig einige Hinweise: Logisch ist es für die Bekenner einer Religion zu sagen: *Diese Nacht (Pascha) soll gefeiert sein dem Herrn, da er sie aus dem Land Ägypten geführt hat; dies sollen alle Nachkommen Israels halten durch die Generationen* (2 Moses 12, 42). Logisch ist auch eine gemeinsame Geschichte, die motiviert, gibt es Ursprünge, die legitimieren dürfen. Wenn es anders wäre, hätte etwa das Team, das vierzehn Bände einer Geschichte Österreichs herausgebracht hat, nicht sinnvoll schreiben und arbeiten können. Aber die Geschichte muß man von ihrer mythischen Befruchtung reinigen, sie muß logisch, durch die von der Aufklärung entwickelte Objektivierung verwissenschaftlicht werden. Auf ihre Herkunft dürfen sich die Nationen berufen, sobald sie jedem irrationalen Mystizismus, jedem Nationalismus und Chauvinismus abgeschworen haben. Daher soll auch der Frühmittelalterforscher seinen Teil dazu beitragen, damit diese Einsicht in ruhige Alltagspolitik umgesetzt werde und die Gespenster der Vergangenheit besiegen helfe; damit – neben Wichtigerem, wahrlich viel Wichtigerem – aber doch auch in Zukunft und in besseren Zeiten als vor 60 Jahren ein Enkel den Großvater fragen darf: „Warum sagst du zu den Erdäpfeln Bramburi?“

<sup>46</sup> Walter Pohl, *Origo gentis* (Langobarden), in: RGA 2. Aufl. 22 (Berlin/New York 2003) 183–189, 188.

<sup>47</sup> Bonifatius, *Epistulae* 23 (ed. Michael Tangl, MGH EE selectae 1, Berlin 1916, Nachdruck 1989) 39 ff.; oder (ed. Reinhold Rau, *Ausgewählte Quellen zur deutsche Geschichte des Mittelalters* 4b, Darmstadt 1968) 80 ff.

<sup>48</sup> *Epistulae variorum Carolo Magno regnante scriptae* (Fridugis) 36 (ed. Ernst Dümmler, MGH EE 4, Berlin 1895, Nachdruck 1994) 493–567, hier 552 ff.

WALTER POHL

## IDENTITÄT UND WIDERSPRUCH: GEDANKEN ZU EINER SINNGESCHICHTE DES FRÜHMITTELALTERS

„Von *zwei* Dingen zu sagen, sie seien identisch, ist Unsinn, und von *Einem* zu sagen, es sei identisch mit sich selbst, sagt gar nichts.“<sup>1</sup> Das schreibt Ludwig Wittgenstein in üblicher lakonischer Schärfe im *Tractatus Logico-Philosophicus*. Die Untersuchung historischer Identitäten riskiert in diesem Sinn sowohl in unzulässige Vereinfachungen („Goten sind Germanen“) als auch in Banalitäten abzugleiten („Goten sind Goten“). Dennoch, gerade in diesem Spannungsfeld ist Forschung möglich und nötig. Die zunächst banal klingende Frage, wer denn die Goten waren, hat Herwig Wolfram in den letzten 30 Jahren zu zahlreichen „Gotischen Studien“ bewegt, und auch in diesem Band finden sich neue Gesichtspunkte dazu.<sup>2</sup>

Von Identität zu sprechen, wird erst wichtig, wenn sie sich aufzulösen droht. Das gilt gerade für den wissenschaftlichen Gebrauch des Begriffes. Zunächst liegt die Annahme nahe, daß Selbst-Sein und die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft für Menschen selbstverständlich sind. Erstaunlicherweise hat sich der Begriff in den Sozial- und Kulturwissenschaften erst vor kurzem durchgesetzt. Fast gleichzeitig mit der Rezeption des Begriffes erfolgt oft seine Dekonstruktion; er wurde seiner suggestiven Selbstverständlichkeit entkleidet und wird zunehmend als prekäre Konstruktion von Differenzen, als nie abgeschlossener Prozeß verstanden.<sup>3</sup> Identität also, die stets unvollendet ist und dennoch Identifikation schafft: Erst wenn der Widerspruch in den Begriff hineingenommen wird, kommt man über die Banalität hinaus, festzustellen, daß Goten eben Goten sind.

---

<sup>1</sup> Ludwig Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*. Werkausgabe I (Frankfurt/Main 1984) 62; Peter Wagner, Fest-Stellungen, in: *Identitäten*, ed. Aleida Assmann/Heidrun Friese (Erinnerung, Geschichte, Identität 3, Frankfurt a. M. 1998) 44–72, hier 44; Stuart Hall, Introduction: Who needs identity?, in: *Questions of Cultural Identity*, ed. Stuart Hall/Paul du Gay (London/Thousand Oaks 1996) 1–17. Ausführlicher dazu und zum folgenden: Walter Pohl, *Aux origines d'une Europe ethnique: Identités en transformation entre antiquité et moyen âge*, in: *Annales: Histoire, Sciences sociales* (im Druck).

<sup>2</sup> Vgl. Herwig Wolfram, *Gotische Studien I und II*, in: *MIÖG* 83 (1975) 1–32 und 289–324; III, in: *MIÖG* 84 (1975) 239–261; eine überarbeitete Neuausgabe unter dem Titel „*Gotische Studien*“ gemeinsam mit weiteren Aufsätzen ist in Vorbereitung. Ders., *Geschichte der Goten. Entwurf einer historischen Ethnographie* (München 1979), unter dem Titel: *Die Goten. Von den Anfängen bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts* (München 31990, 42001).

<sup>3</sup> Begriffsgeschichte: Philip Glaeson, *Identifying identity: a semantic history*, in: *The Journal of American History* 69 (1983) 910–931; Individualpsychologie: Erik Erikson, *Identity, Youth and Crisis* (New York 1975); Sozialpsychologie: *Social Identity and Intergroup Relations*, ed. Henri Tajfel (Cambridge 1982); *Social Identity Processes*, ed. Dora Capozza/Rupert Brown (London/Thousand Oaks 2000); Soziologie: Anthony Giddens, *Modernity and Self-Identity* (Cambridge 1991); *Social Theory and the Politics of Identity*, ed. Craig Calhoun (Oxford 1994); Ethnologie: Claude Lévi-Strauss, *L'identité, séminaire interdisciplinaire* (Paris 1977); Sozialanthropologie: *Ethnic Identity. Creation, Conflict and Accommodation*, ed. Lola Romanucci-Ross/George A. de Vos (Walnut Creek/London 1995); Kulturwissenschaften/Cultural Studies: *Questions of Cultural Identity*, ed. Stuart Hall/Paul du Gay (London/Thousand Oaks 1996); *Identitäten*, ed. Aleida Assmann/Heidrun Friese (Erinnerung, Geschichte, Identität 3, Frankfurt a. M. 1998).

Doch der Umgang mit diesem Paradox des Begriffes ist innerhalb, und gar zwischen den Disziplinen außerordentlich vielfältig. Vielleicht erklärt gerade der große Spielraum in der Deutung seinen großen Erfolg: Identität kann statisch oder prozessual aufgefaßt werden, pragmatisch gebraucht oder theoretisch fundiert werden, im modernen oder postmodernen Sinn, als quasi naturgegeben oder als konstruiert, als soziale Tatsache oder als Sprachspiel verstanden werden; der Begriff ist postmarxistischen Philosophen genauso unmittelbar verständlich wie konservativen Politikern. Gerade das freilich macht seinen präzisen wissenschaftlichen Gebrauch schwierig.<sup>4</sup>

Trotzdem erscheint es mir wichtig, wenigstens in Annäherungen die Frage nach den Identitäten des Frühmittelalters zu stellen. Sie zielt auf das zentrale Problem von Individuum und Gesellschaft – wie hängen der soziale Ort und die Entwicklung des Selbst zusammen? Soziale Identität ist das, was eine Gruppe für ihre Mitglieder zur Realität macht. Identität benennt den inneren Zusammenhalt von Gemeinschaften und ihre Abgrenzung nach außen, was umso schwieriger zu erklären ist, je weniger man diese Kohärenz als Entfaltung einer vorgegebenen, natürlich gewachsenen Einheit versteht. Identität umschreibt einen sozialen Raum, in dem Bedeutungen materielle Kraft gewinnen und die Macht der Diskurse sich zu bewähren hat. Und sie verkörpert eine Kontinuität über die Zeit hinweg, indem sie die Einheit der Person über alle Wandlungen und Brüche hinweg, und ebenso die *longue durée* der Gemeinschaft weit über den Lebenshorizont ihrer Mitglieder hinaus definiert. Sie ist aber zugleich selbst wandelbar, von Krisen bedroht, ja nie vollständig erreichbar.<sup>5</sup> Sie bringt das Eigene, ja das Eigentliche auf den Punkt und ist doch ohne das Andere nicht denkbar. Und, zentral für das Thema dieses Bandes: Der Abstand zu einer zeitlich wie örtlich entfernten Herkunft läßt sich überbrücken, indem das Identische aus einem Ursprung abgeleitet wird. Ursprünglich aber heißt nicht nur anfänglich, sondern auch echt und unverfälscht – „ein Wort der Mystik“, wie das Duden-Herkunftswörterbuch den germanistischen Laien belehrt.<sup>6</sup>

Das Problem ethnischer Prozesse im Frühmittelalter ist lange Zeit behandelt worden, ohne den Identitätsbegriff zu gebrauchen; die Rede war von Stammesbildung, Ethnogenese, Nationenbildung.<sup>7</sup> Von ethnischer Identität zu sprechen, ändert nichts an

---

<sup>4</sup> Gelegentlich wird deshalb der Gebrauch des Begriffes abgelehnt, siehe etwa Richard Handler, *Is identity a useful cross-cultural concept?*, in: *Commemorations. The Politics of National Identity*, ed. John R. Gillis (Princeton 1994) 27–39. Francesco Remotti, *Contro l'identità* (Roma 1996).

<sup>5</sup> Vgl. Lawrence Grossberg, *Identity and Cultural Studies – is that all there is?*, in: *Questions of Cultural Identity*, ed. Stuart Hall/Paul du Gay (London/Thousand Oaks 1996) 87–107, bes. 100–102.

<sup>6</sup> Duden Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache, ed. Günther Drosdowski (Duden 7, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 1989) s. v. Ursprung.

<sup>7</sup> Stammesbildung: Reinhard Wenskus, *Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes* (Köln/Wien 1977); Ethnogenese: Wilhelm E. Mühlmann, *Ethnogenie und Ethnogenese. Theoretisch-ethnologische und ideologiekritische Studie*, in: *Studien zur Ethnogenese (Abhandlungen der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften 72, Opladen 1985) 9–27*; Herwig Wolfram, *Theogonie, Ethnogenese und ein kompromittierter Großvater Theoderichs des Großen*, in: *Festschrift Helmut Beumann*, ed. Kurt-Ulrich Jäschke/Reinhard Wenskus (Sigmaringen 1977) 80–97; ders., *Ethnogenesen im frühmittelalterlichen Donau- und Ostalpenraum (6. bis 10. Jahrhundert)*, in: *Frühmittelalterliche Ethnogenese im Alpenraum*, ed. Helmut Beumann/Werner Schröder (Nationes 5, Sigmaringen 1985) 97–151; ders., *Typen der Ethnogenese. Ein Versuch*, in: *Die Franken und die Alemannen bis zur „Schlacht bei Zülpich“ (496/97)*, ed. Dieter Geuenich (RGA Erg. Bd. 19, Berlin/New York 1998) 608–627; *Typen der Ethnogenese unter besonderer Berücksichtigung der Bayern I. Berichte des Symposiums der Kommission für Frühmittelalterforschung, 27. bis 30. Oktober 1986, Stift Zwettl, Niederösterreich*, ed. Herwig Friesinger/Falko Daim (Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Denkschriften 204, Wien 1990); Nationenbildung: *Aspekte der Nationenbildung im Mittelalter*, ed. Helmut Beumann/Werner Schröder (Nationes 1, Sigmaringen 1978). Von ‚Volksbildung‘ spricht Matthias Becher, *Volksbildung und Herzogtum in Sachsen während des 9. und 10. Jahrhunderts*, in: *MIÖG 108 (2000) 67–84*, was aber andere Assoziationen hervorruft. *Forschungsgeschichte: Walter Pohl, Tradition, Ethnogenese und literarische Gestaltung: eine Zwischenbilanz*, in: *Ethno-*

den grundlegenden Erkenntnissen dieser Forschungsrichtung. Es stellt sie aber in den Kontext anderer Formen von (Gruppen-)Identität, zum Beispiel bei religiösen Gemeinschaften, Herrschaftsverbänden, Familien oder sozialen Schichten und Gruppen. Zudem verschiebt sich der Akzent von den meist nur retrospektiv faßbaren ethnischen Ursprüngen, der Genese, hin zu den historisch direkt überlieferten Identitäten in ihrer jeweiligen Balance von Veränderung und Beharrung.<sup>8</sup> Dazu muß der Identitätsbegriff freilich offen verstanden werden, im Sinn eines ständigen Identifikationsprozesses, einer nie abgeschlossenen Identitätsbildung. Dann bietet er auch Raum für ein besseres Verständnis der Handlungs- und Deutungsspielräume von Individuen oder Gruppen und nicht nur für die Beschreibung eines Kollektivs. Gerade in der Debatte um die Entstehung von Völkern und Nationen war zu oft pauschal von anonymen Prozessen und kollektiven Schicksalen die Rede.

Der offene Identitätsbegriff entspricht der Beobachtung der ‚historischen Ethnographie‘, daß frühmittelalterliche Großgemeinschaften, Völker und Reiche, alles andere als konkret und naturwüchsig waren. Die ältere Forschung hatte, um in einer prägnanten Formulierung Otto Höflers zu sprechen, die „völkische Substanz“ als „eigenlebige Wesenheit“ betrachtet.<sup>9</sup> Es ist das Volk, das letztlich lebt und Geschichte macht. Der Einzelne lebte quasi naturwüchsig als Teil dieses Organismus; modern gesprochen: identisch mit seinem Volk. Besonders eindrucksvoll hat Vilhelm Grönbech die „elastische Harmonie zwischen dem innersten Ich des Menschen und seiner Umgebung“ dargestellt. Ihm ging es um den hermeneutischen Zugriff auf dieses innerste Ich, die „Energie“, die „aus der tiefsten Seele kommt“, die „Denkweise“; seine Germanen „reproduzieren sich selbst in einem Idealtyp“, etwa dem des Häuptlings, der „vom Leben und der Dichtung gemeinsam gebildet worden“ ist.<sup>10</sup> Dieser Ansatz entfaltet die romantische Auffassung von der Volksseele, dem Volksgeist. Auch bei Reinhard Wenskus finden sich noch ähnliche Vorstellungen, wenn er im Gentilismus als der besonderen Denkform der Germanenstämme die Ursache für ihren Erfolg über das Römerreich sah.<sup>11</sup> Heute ist uns dieser romantisch-verklärende Blick auf die Gemeinschaften der Vergangenheit abhanden gekommen, der zwischen 1800 und 1950 bei der Suche nach nationalen Ursprüngen half.

Überwunden ist im besonderen das unheilvolle biologistische Modell, nach dem die Zugehörigkeit zu einem Volk rassisch determiniert war oder, noch schlimmer, sein sollte (was die Voraussetzung für den mörderischen Rassenwahn des Nationalsozialismus bot, alles auszumerzen, was im deutschen Volk nicht ‚rassenrein‘ war).<sup>12</sup> Allerdings ist zu befürchten, daß in abgewandelter Form biologistische Modelle der ethnischen Identität zurückkehren könnten, und zwar durch unkritischen Gebrauch der Ergebnisse der Genforschung. Die Vielfalt der DNS (sowohl in den Chromosomen als auch in den Mitochondrien) erlaubt es, die relative Ähnlichkeit oder Verschiedenheit des

---

nese und Überlieferung. *Angewandte Methoden der Frühmittelalterforschung*, ed. Karl Brunner/Brigitte Merta (VIÖG 31, Wien 1994) 9–26.

<sup>8</sup> In dieser Einschränkung auf eine Epoche der Ursprüngen liegt eines der Probleme des Ethnogenese-Begriffes; er fordert dazu heraus, von einem „Ende der Ethnogenese“ zu sprechen, wie z. B. Ulrich Knefelkamp, *Das Mittelalter* (Paderborn/München/Wien/Zürich 2002) 34 (Langobarden 568) und 39 (Franken).

<sup>9</sup> Otto Höfler, *Das germanische Kontinuitätsproblem*, in: *Historische Zeitschrift* 157 (1938) 1–26, hier 2.

<sup>10</sup> Vilhelm Grönbech, *Kultur und Religion der Germanen*, 2 Bde. (Darmstadt 1997) 25. Zum Autor siehe Heinrich Beck, Grönbech, Vilhelm, in: *RGA* 2. Aufl. 13 (Berlin/New York 1999) 62.

<sup>11</sup> Wenskus, *Stammesbildung und Verfassung* I.

<sup>12</sup> Kritische Einführung in die Problematik der rassischen Klassifizierung von Menschen anhand von Daten der physischen Anthropologie (Schädelmessungen u. ä.): Steven J. Gould, *Der falsch vermessene Mensch* (Frankfurt a. M. 1999).

menschlichen Genoms zwischen unterschiedlichen Populationen statistisch zu bestimmen und mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit in die Vergangenheit zurückzurechnen.<sup>13</sup> Auch die Verbreitung seltener Erbkrankheiten ergibt teils regional spezifische Verteilungen. In der Vorgeschichtsforschung wird zunehmend mit Hilfe genetischer Methoden versucht, prähistorischen Wanderungen auf die Spur zu kommen. In dieser Forschungsrichtung waren die Studien von Luca Cavalli-Sforza und seiner Mitarbeiter bahnbrechend.<sup>14</sup> Cavalli-Sforza lehnt, das muß betont werden, die Einteilung der Menschheit in Rassen und damit die ältere Form des biologischen Determinismus eindeutig ab.<sup>15</sup> Doch geht er davon aus, daß mit Hilfe von Kartierungen genetischer Unterschiede historische Aussagen gemacht werden können, eine Forschungsrichtung, die mit der Aufbruchsstimmung im Zuge der ‚Entzifferung‘ des menschlichen Genoms rasch an Boden gewinnt.<sup>16</sup>

Hier ist nicht der Ort, um eine Methodendiskussion zu führen, auch wenn sie längerfristig unausweichlich sein dürfte. Was sagen ‚genetische Landkarten‘ tatsächlich aus? Das hängt innerhalb der Methoden der Genetik zunächst davon ab, wie breit tatsächlich die Materialbasis für die Kartierung ist; wenn es sich nur um Fälle einer einzigen seltenen Erbkrankheit in unserer Zeit handelt, wird man kaum daraus auf das Siedlungsgebiet einer vor- oder frühgeschichtlichen Population schließen können; je größer die Zahl der berücksichtigten DNS-Sequenzen und Individuen ist, desto zuverlässiger wird das Ergebnis sein – was darüber hinaus eine Frage der statistischen Methodik ist. Im nächsten Schritt werden die (in der Regel aus Genanalysen an heutigen Populationen gewonnen) Kartierungen (oder Stammbäume, eine in den historischen Wissenschaften eigentlich überholte Darstellungsform von Gemeinsamkeiten und Unterschieden) mit den Ergebnissen anderer Disziplinen verglichen. Hier läßt ein erster Eindruck vermuten, daß interdisziplinäre Methoden oft recht unbekümmert angewandt werden. Manchmal wird einfach in historischen Atlanten nach ähnlichen regionalen Verteilungen gesucht; so hat z. B. Alberto Piazza auf seiner genetischen Karte des heutigen Italien Spuren der Etrusker in der Toskana und der altgriechischen Kolonisten im Süden gefunden (die freilich, anders als die Verteilung auf seiner Karte, vor allem an den Küsten lebten).<sup>17</sup> Ein ähnlicher Versuch schloß an eine Kartierung der  $\beta$ -Thalassämie, einer erblichen Blutkrankheit, im heutigen Italien an. Sie ist vor allem in der Romagna, in Kalabrien und Apulien sowie auf Sardinien und Sizilien (und zudem an den Ost- und Südküsten des Mittelmeeres) verbreitet, weshalb darin Spuren der Bevölkerung des byzantinischen Exarchates im 6.–10. nachchristlichen Jahrhundert gesehen wurden.<sup>18</sup> Oft werden die

<sup>13</sup> Populärwissenschaftliche Einführung in Geschichte und Methodik dieser Forschungsrichtung: Steve Olson, *Herkunft und Geschichte des Menschen. Was die Gene über unsere Vergangenheit verraten* (Berlin 2003); Martin Jones, *The Molecule Hunt* (London 2001).

<sup>14</sup> Luigi Luca Cavalli-Sforza/Francesco Cavalli-Sforza, *Chi siamo. La storia della diversità umana* (Milano 1993); Luigi L. Cavalli-Sforza/Paolo Menozzi/Alberto Piazza, *The History and Geography of Human Genes* (Princeton 1996).

<sup>15</sup> Cavalli-Sforza, *Chi siamo* 331–64; ähnlich Olson, *Herkunft und Geschichte des Menschen*, bes. 55 ff.

<sup>16</sup> Den Historiker überrascht der häufige Gebrauch des Begriffes ‚Geschichte‘ in Buchtiteln der Genomforscher. Der englische Originaltitel von Olson, *Herkunft und Geschichte*, lautet „Mapping Human History“ (Boston/New York 2002). Der italienische Untertitel von Cavalli-Sforza, *Chi siamo* (auch das ein kühner Anspruch); „La storia della diversità umana“ variiert vom deutschen Titel, der einen ganz anderen Akzent setzt: *Verschieden und doch gleich. Ein Genetiker entzieht dem Rassismus die Grundlage* (München 1996).

<sup>17</sup> Alberto Piazza, *L'eredità genetica dell'Italia*, in: *Le Scienze* (10/1993); Cavalli-Sforza, *Chi siamo* 335–338.

<sup>18</sup> Michael McCormick, *The imperial edge: Italo-Byzantine identity, movement and integration, A.D. 650–950*, in: *Studies on the Internal Diaspora of the Byzantine Empire*, ed. Hélène Ahrweiler/Angeliki E. Laiou (Dumbarton Oaks 1998) 17–52, bes. 24–30. Hier hat einer der führenden Frühmittelalter-Historiker die historische These eines Genetikers aufgegriffen und mit der euphorischen Ankündigung „The life sciences

Verteilungskarten des Erbmaterials auch mit archäologischen und linguistischen Kartierungen verglichen. Auf diese Weise ist versucht worden, die Ausbreitung des Ackerbaus und der indogermanischen Sprachen in Europa auf eine neolithische Zuwanderung aus Südosten zurückzuführen, deren Stufen sich auch noch im heutigen genetischen Material feststellen ließen – ein paradigmatisches Ergebnis der neuen Forschungsrichtung.<sup>19</sup>

Diese und ähnliche Hypothesen sind jeweils im spezifischen Fall von den beteiligten Disziplinen zu diskutieren.<sup>20</sup> Nach allen bisherigen Ergebnissen muß davon ausgegangen werden, daß die modernen europäischen Völker genetisch gar nicht einheitlich sind.<sup>21</sup> Unabhängig davon, ob sich aufgrund genetischer Befunde angenommene historische Wanderungen oder Verwandtschaftsbeziehungen bestätigen lassen oder nicht, ist an einer methodisch grundlegenden Unterscheidung festzuhalten: Auf der einen Seite kann eine historische ‚Bevölkerung‘, ‚population‘, aufgrund moderner wissenschaftlicher Kriterien definiert werden, zum Beispiel ‚alle Bewohner eines bestimmten Territoriums‘, ‚die Menge der Menschen mit einer genetischen Besonderheit‘, ‚jene Individuen, die in einem bestimmten Zeitraum vom Raum A in den Raum B wanderten‘, ‚die Sprecher der – erhaltenen oder erschlossenen – Sprache C‘ usw. Auf der anderen Seite verstehen wir als ‚Volk‘, ‚people‘, eine umfassende, aber meist nur sehr ungenau abgrenzbare Bevölkerungsgruppe, deren Identität in Selbst- und Fremdwahrnehmungen faßbar wird und in deren Namen repräsentativ oder kollektiv gehandelt wird. In beiden Fällen, bei ‚Bevölkerung‘ und bei ‚Volk‘, haben wir es mit einer – zeitgenössischen wie modernen – Abstraktion zu tun, denn wir haben keinen direkten Zugriff auf eine konkrete, a priori bestehende historische Einheit. Weder rassische oder genetische Prägung noch ein Volksgeist, der sich in allen kulturellen Äußerungen eines Volkes manifestiert, bestimmen im vorhinein, wer einem Volk angehört und wie in dessen Namen gehandelt wird.

Die Suche nach denjenigen – kulturellen oder politischen – Ausdrucksformen, die einen Rückschluß auf die ‚eigentliche‘ Identität eines Volkes erlauben würden, ist also im Ansatz verfehlt. Von der antiken Ethnographie bis zur modernen Soziologie wurden aufgrund derartiger essentialistischer Vorstellungen (oder auch nur mehr additiv) in unterschiedlicher Zusammenstellung Aussehen, Sprache, Habitus, Sitte, Lebensordnung, materielle Kultur und anderes zur Definition ethnischer Zugehörigkeit angewendet. Solche Kataloge gehen meist nicht über unser alltägliches Orientierungswissen hinaus, ihr wissenschaftlicher Wert ist beschränkt. Keines dieser Kriterien erlaubt nämlich die sichere Voraussage, das irgendeines der anderen ebenfalls eintreffen müßte.<sup>22</sup> Um

---

have begun to illuminate hitherto hidden aspects of our past“ in seine Erörterung byzantinischer Identität in Italien eingebaut. Daß in Rom, Kampanien und in Venetien die Krankheit nicht auftritt, in Sardinien aber besonders stark vertreten ist, macht die ‚byzantinische‘ Deutung aber recht fragwürdig. Die These einer genetischen Differenz zwischen der byzantinischen und langobardischen Bevölkerung könnte allenfalls, wie der Autor selbst einräumt, durch systematische genetische Untersuchungen am frühmittelalterlichen Skelettmaterial erhärtet werden.

<sup>19</sup> Cavalli-Sforza/Menozi/Piazza, *History and Geography of Human Genes*; Cavalli-Sforza, *Chi siamo* bes. 214–234; ders., *Gene, Völker und Sprachen. Die biologischen Grundlagen unserer Zivilisation* (München 1999); *Archaeogenetics: DNA and the Population Prehistory of Europe*, ed. Colin Renfrew/Katie Boyle (Cambridge 2000). Cavalli-Sforzas Gebrauch linguistischer Daten beruht vor allem auf den Modellen von Joseph Greenberg; siehe u. a.: *Indo-European and its Closest Relatives: The Eurasiatic Language Family* (Stanford 2000). Zur Kritik u. a. Richard Bateman et al., *Speaking of forked tongues: the feasibility of reconciling human phylogeny and the history of language*, in: *Current Anthropology* 31 (1990) 1–24.

<sup>20</sup> Einige Überlegungen dazu bei Olson, *Herkunft und Geschichte des Menschen* 207–232.

<sup>21</sup> Vgl. *The Human Inheritance*, ed. Bryan D. Sykes (Oxford 1999).

<sup>22</sup> Siehe dazu ausführlich Walter Pohl, *Telling the difference: Signs of ethnic identity*, in: *Strategies of Distinction: The Construction of Ethnic Communities 300–800*, ed. Walter Pohl/Helmut Reimitz (Leiden/Boston/Köln 1998) 17–69.

ein frühmittelalterliches Beispiel zu nehmen: Diejenigen, die im 6. Jahrhundert nachweisbar gotisch sprachen (nämlich die arianischen Kleriker, deren Unterschriften und Aussagen sich in den ravennatischen Papyri erhalten haben), entsprachen höchstwahrscheinlich gerade nicht dem von Archäologen definierten ‚gotischen Kulturmodell‘, da sie als Kleriker wohl kaum gotische Tracht trugen und ebensowenig mit Grabbeigaben bestattet wurden.<sup>23</sup> Das heißt nicht, daß die Philologien und die archäologische Forschung die Suche nach Merkmalen ethnischer Identität unbedingt einstellen müßten,<sup>24</sup> sondern nur, daß sie darauf ebensowenig direkt schließen können wie alle anderen beteiligten Disziplinen.

Ein Weg, wie sich die historische Forschung den Völkern der Vergangenheit nähern kann, ist die Frage, wie ethnische Identitäten wirksam werden konnten. Wenn objektive Kriterien keinen sicheren Nachweis ermöglichen, wie ist ein Rückschluß auf das subjektive Zugehörigkeitsbewußtsein oder auf die Fremdwahrnehmung von Völkern möglich? Dieser Zugang soll keineswegs die ‚ethnische Praxis‘ und ihre lebensweltliche Dimension außer Acht lassen; es geht nicht um die Rückkehr zur Suche nach dem Geist, der ein Volk prägte, sondern um die Suche nach dem Sinn, der einer Gemeinschaft gegeben wurde. Jan Assmann hat diese zwei unterschiedlichen Modelle 1996 so formuliert: „Während man sich unter ‚Geist‘ etwas vorstellt, was die Kulturen, Völker und Epochen gleichsam von innen beseelt und was in ihren Hervorbringungen zum Ausdruck kommt, wird hier unter ‚Sinn‘ etwas verstanden, was selbst zu diesen Hervorbringungen gehört, was also diese Kulturen zuallererst selber konstruieren und produzieren.“<sup>25</sup> Assmanns großes Buch über die Geschichte Ägyptens, aus dessen Vorwort der zitierte Satz stammt, trägt demgemäß den Titel „Ägypten – eine Sinngeschichte“. „Mehr als die Geschichte selbst“, so schreibt er, „interessiert uns der Sinn, den die Ägypter ihr abgewonnen haben“.<sup>26</sup> Oder, wie ich es eher ausdrücken würde: Der Sinn, die Bedeutung, die dem historischen Geschehen gegeben wurde, gehört wiederum zu den Voraussetzungen des historischen Geschehens. Dieses Projekt einer Sinngeschichte paßt gut zur Untersuchung ethnischer Prozesse des Frühmittelalters. Auch wir untersuchen, wie Assmann es ausgedrückt hat, „fundierende Erinnerungsfiguren, in deren ständiger Wiederholung und Vergegenwärtigung eine Gesellschaft oder Kultur sich ihrer Identität versichert.“<sup>27</sup> Was die Suche nach den Ursprüngen zum Ziel hat, sind, in Assmanns etwas sperrigem Begriff, „Kohärenzfiktionen“: Erzählungen, die unsere Erfahrungen organisieren und ihnen Sinn geben.

Das war nicht nur im frühen Mittelalter so, das trifft auch für die heutigen Suche nach den Ursprüngen zu. Nationale Ursprünge werden heute immer noch mancherorts zur Unterscheidung zwischen Freund und Feind verwendet. Wer wir waren, enthüllt erst, wer wir sind und wer wir sein sollen. Doch sind die völkischen Ursprünge des Abendlandes nicht längst überflüssig geworden? Herwig Wolfram hat immer betont, daß die Frühmittelalterforschung ihren Gegenstand gegen solcherlei falsche Aktualität verteidigen sollte, eine Warnung, die selbst immer wieder bestürzende Aktualität erhielt – zum Beispiel, als man im ehemaligen Jugoslawien die Reiche des Mittelalters als

<sup>23</sup> Etwa P. Ital. 34 (ed. Jan-Olof Tjäder, Die nichtliterarischen lateinischen Papyri Italiens aus der Zeit 445–700. 2 Bde. Lund/Stockholm 1955/82). Archäologie: Volker Bierbrauer, Archäologie und Geschichte der Goten vom 1.–7. Jahrhundert. Versuch einer Bilanz, in: Frühmittelalterliche Studien 28 (1994) 51–171.

<sup>24</sup> Siehe dazu die Beiträge von Volker Bierbrauer und Wolfgang Haubrichs in diesem Band. Weitere methodische Überlegungen zur interdisziplinären Erforschung ethnischer Identitäten: Walter Pohl, Die Germanen (Enzyklopädie der deutschen Geschichte 57, München 2000) 7–10; 45–51.

<sup>25</sup> Jan Assmann, Ägypten – eine Sinngeschichte (Frankfurt a. M. 1999) 9.

<sup>26</sup> Assmann, Ägypten – eine Sinngeschichte 19.

<sup>27</sup> Assmann, Ägypten – eine Sinngeschichte 22.

politisches Argument wiederentdeckte.<sup>28</sup> Patrick Geary hat im Einleitungskapitel seines Buches über die „Legende vom Werden der Nationen“ (englisch: *The Myth of Nations*) zahlreiche Beispiele für die beunruhigende Aktualität des Frühmittelalters erörtert.<sup>29</sup> Solche Suche nach den Ursprüngen ist nicht an sich abzulehnen, doch kommt es darauf an, wie Herwig Wolfram in seinem Beitrag betont, daß die Herkunftsgeschichten „ihre vermeintliche Ursprünglichkeit und damit ihre fundamentalistische Verwertbarkeit“ verlieren.

Die Vorstellung von den Völkern als ‚eigenlebige Wesenheiten‘ ist nicht nur deshalb populär geworden, weil sie das moderne Interesse an den Wurzeln der eigenen Identität zu befriedigen erlaubt. Sie macht es auch leicht, Geschichte als Geschichte von Völkern zu erzählen. Wie jedes vertraute Erzählmuster transportiert auch dieses eine Menge selten bewußt gemachter Voraussetzungen und Erklärungen. Obwohl fast alle Völker der Völkerwanderungszeit nach kurzem wieder zerfielen,<sup>30</sup> wird die Dauer ethnischer Verbände in der Regel als selbstverständlich vorausgesetzt, während ihr ‚Untergang‘ einer (tragischen) Deutung bedarf (wie sie Felix Dahns Roman vom ‚Kampf um Rom‘ meisterhaft gestaltete). Die Ausdehnung eines gotischen Königreiches, die Verwendung der gotischen Sprache und der Gebrauch einer einheitlichen materiellen Kultur und Symbolsprache, die sich an den Grabbeigaben ablesen läßt, wird auch in der heutigen Forschung noch häufig als deckungsgleicher Ausdruck ethnischer Identität angesehen. Eine derartige Erwartung an politische Kohärenz, kulturelle Prägekraft und handlungsleitende Wirkung eines Volkes namens Goten, Langobarden oder Awaren suggeriert meist schon (gegen die Intention des Autors) ein Buchtitel wie „Geschichte der Langobarden“ oder „Die Awaren“.<sup>31</sup> Umsomehr mußte in einer Monographie über „Die Germanen“, die nie ein Volk waren, sondern eine pauschale Fremdbezeichnung für die vielgestaltige ethnische Landschaft der Germania zwischen Rhein, Donau, Weichsel und Ostsee, die Einheit des Gegenstandes mit großem Erklärungsaufwand in Frage gestellt werden.<sup>32</sup> Sich auf die Dekonstruktion vertrauter Bilder einzulassen, stellt hohe Ansprüche an die Geduld des Lesers und überfordert leicht die Öffentlichkeit.

Aber vielleicht kann auch ein anderer Blick auf das Frühmittelalter auf breiteres Interesse hoffen: eine beunruhigende Welt voller neuer Völker auf der Suche nach Identität, in der viele der besten Köpfe darum bemüht sind, den dramatischen Wandlungen der Lebenswelt Sinn zu geben. Die Frühmittelalterforschung kann auf exemplarische Weise untersuchen, wie sich über lange Zeit hinweg Identitäten ungewöhnlich rasch bildeten und veränderten; sie kann sozusagen einen jahrhundertelangen Großversuch beschreiben, in dem aus einem multiethnischen Imperium, das vor allem auf städtischen Identitäten beruhte, ethnisch fundierte, aber offen organisierte Königreiche entstanden. Wie man über Völker dachte und sprach, das ist in jenen Jahrhunderten für lange

<sup>28</sup> Herwig Wolfram, Einleitung oder Lügen mit der Wahrheit – ein historiographisches Dilemma, in: *Historiographie im frühen Mittelalter*, ed. Anton Scharer/Georg Scheibelreiter (VIÖG 32, Wien 1995) 11–25.

<sup>29</sup> Patrick J. Geary, *Europäische Völker im frühen Mittelalter. Zur Legende vom Werden der Nationen*. (Frankfurt 2001).

<sup>30</sup> Überblick: Walter Pohl, *Die Völkerwanderung. Eroberung und Integration* (Stuttgart/Berlin/Köln 2002).

<sup>31</sup> Jörg Jarnut, *Geschichte der Langobarden* (Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1982); Walter Pohl, *Die Awaren. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa, 567–822 n. Chr.* (München 2002).

<sup>32</sup> Pohl, *Germanen*; es kann nicht genug betont werden, daß der antike Germanenbegriff sich tiefgreifend vom modernen, seit dem 19. Jahrhundert philologisch und zuweilen auch rassistisch definierten unterscheidet. Im Frühmittelalter wurde der Germanenbegriff kaum mehr verwendet, vgl. Walter Pohl, *Der Germanenbegriff vom 3. bis 8. Jahrhundert – Identifikationen und Abgrenzungen*, in: *Zur Geschichte der Gleichung ‚germanisch – deutsch‘, Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen*, ed. Dieter Geuenich/Heiko Steuer/Heinrich Beck/Dietrich Hakelberg (RGA Erg. Bd. 34, Berlin/New York 2004) 163–183.

Zeit geprägt worden: von Augustinus bis Beda, von Isidor von Sevilla bis zu den Papstbriefen im Codex Carolinus, von den Gedichten des Sidonius Apollinaris bis zu den Viten des Severin, des Columban oder des Bonifatius, von Widsith bis zu den althochdeutschen Glossen, von den Prologen der Leges bis zu den exegetischen Werken des Hrabanus Maurus.

Wo so viele Antworten geboten werden, gibt es meistens ein Problem. Es wäre vielleicht übertrieben, pauschal von einer Identitätskrise im Lauf der „Umwandlung der römischen Welt“ zu sprechen.<sup>33</sup> Doch diejenigen Individuen der Zeit, denen wir über die Quellen näher kommen, lebten keineswegs in der von Grönbech so eindrucksvoll dargestellten ‚elastischen Harmonie zwischen dem innersten Ich und ihrer Umgebung‘. Stellen wir uns nur den vandalischen General Stilicho auf seinem elfenbeinernen Konsulardiptychon vor, ganz in römischer Tradition dargestellt; sein Sturz bald darauf löste jedoch eine Welle antibarbarischer Pogrome aus, und es wurde ihm vorgeworfen, die Barbareneinfälle, die er erfolgreicher als jeder andere römische General seiner Zeit bekämpft hatte, selbst hervorgerufen zu haben. Oder denken wir an den Gotenkönig Athaulf bei seiner mit römischem Prunk gefeierten Hochzeit mit Galla Placidia in Narbonne; im Haus des Hieronymus in Bethlehem erzählte man bald darauf, Athaulf hätte wegen der Gesetzlosigkeit seiner Goten den Wunsch aufgegeben, die Romania durch eine Gothia zu ersetzen.<sup>34</sup> Oder malen wir uns mit Prokop aus, wie Amalasuintha mit einer oppositionellen Clique bei Hof über die Erziehung ihres Sohnes Athalarich in Konflikt geriet – sollte er (wie die Königin wollte) von drei alten Goten lateinische literarische Bildung erhalten und nach der Art römischer Herrscher erzogen werden, oder nach gotischem Brauch, κατὰ τὸν βάρβαρον νόμον?<sup>35</sup> Auch bei Menschen bescheidener Herkunft sind widersprüchliche Identitäten bezeugt, etwa bei einem Gepiden, der gegen 600 bei den Slawen an der unteren Donau lebte, aber zu den Byzantinern überlief und ihnen durch das Absingen awarischer Lieder das Zeichen zum Angriff gab.<sup>36</sup> Ein ähnliches Bild entsteht bei Mauros, einem Nachkommen byzantinischer Kriegsgefangener im Awarenreich, der vier Sprachen beherrschte und das Vertrauen der Bewohner von Saloniki erschlich, um seiner abtrünnigen bulgarisch-awarischen Schar die Tore öffnen zu können.<sup>37</sup> Sprachlos hingegen war jener armenische General der byzantinischen Armee, der im Gotenkrieg in Gefangenschaft geriet, aber weder Griechisch noch Latein oder gar Gotisch sprach und immer nur seinen Titel *strategos* wiederholte.<sup>38</sup> Oder

<sup>33</sup> Vgl. Fifth-Century Gaul: a Crisis of Identity, ed. John Drinkwater/Hugh Elton (Cambridge 1992). Zur ‚Umwandlung der Römischen Welt‘ siehe die aus dem gleichnamigen Projekt der European Science Foundation (1993–98) entstandene Buchreihe, derzeit bis: Regna and Gentes. The Relationship between Late Antique and Early Medieval Peoples and Kingdoms in the Transformation of the Roman World, ed. Hans-Werner Goetz/Jörg Jarnut/Walter Pohl/Sören Kaschke (The Transformation of the Roman World 13, Leiden/New York/Köln 2003).

<sup>34</sup> Orosius, *Historiae adversus paganos* VII, 43, 4 (ed. Adolf Lippold, 2 Bde., Fondazione Lorenzo Valla, o. O. 1973) 2, 398. Die Geschichte ist berühmt; weniger bekannt ist, daß Orosius sie am anderen Ende der Mittelmeerwelt erfahren hatte; sie gehört vermutlich wie das ganze Werk des Orosius in den Kontext der Diskussionen, die der Ansiedlung der Goten in Toulouse vorausgingen, und mag dabei ihre Wirkung nicht verfehlt haben.

<sup>35</sup> Prokop, *De bello Gothico* V, 2 (ed. Otto Veh, Prokop von Caesarea, Gotenkriege, griechisch-deutsch, Sammlung Tusculum 1966) 16.

<sup>36</sup> Theophylaktos Simokates VI, 8 (übers. Peter Schreiner, Stuttgart 1985) 173f.; Pohl, *Awaren* 138.

<sup>37</sup> *Miracula Sancti Demetrii* II, 5 (ed. Paul Lemerle, Les plus anciens recueils des miracles de Saint Démétrius, 2 Bde., Paris 1979/81) I, 223–233; Pohl, *Awaren* 278f.

<sup>38</sup> Prokop, *De bello Gothico* VII, 26, 24–27, ed. Veh 614; siehe dazu und zu den Identitätskonflikten des 6. Jahrhunderts Walter Pohl, *Social language, identities and the control of discourse*, in: *East and West: Modes of Communication*, ed. Evangelos Chrysos/Ian Wood (The Transformation of the Roman World 5, Leiden 1999) 127–141.

denken wir an den Langobarden Vulfilaic, der im Frankenreich syrische Säulenheilige imitieren wollte und dadurch in Konflikt mit dem Kölner Bischof geriet.<sup>39</sup> Und schließlich an die vielen Widersprüche, mit denen Paulus Diaconus, der langobardische Diakon im Kloster Montecassino, in seinem Werk fertigwerden mußte.<sup>40</sup> Viele Zeitgenossen mögen vor ähnlichen Identitätskonflikten verschont geblieben sein. Doch selbstverständlich war das nicht. Die Integration von Barbaren auf dem Boden der römischen *Res publica* und die Aufrichtung neuer Königreiche mit zunächst geringer politischer Stabilität mußte bei denen, die davon betroffen waren, zu Widersprüchen und zu starken Orientierungsbedürfnissen führen.

Der Identitätsbegriff beinhaltet die Vorstellung von einer Kontinuität des Identischen über die Zeit hinweg.<sup>41</sup> Worin liegt aber bei den Völkern des Frühmittelalters überhaupt diese Kontinuität? Eine Antwort liegt auf der Hand: im Volksnamen. Freilich, Namen sind oft permanenter als die Dinge, die sie benennen.<sup>42</sup> Die Lombarden des 12. Jahrhunderts bemühten sich, die durch den Namen gegebene Identifikation mit den barbarischen Langobarden abzustreifen: Sie erzählten sich, daß einst die *Langobardi* ihre langen Haare und Bärte geschnitten und dabei ihren Namen in *Lombardi* geändert hätten; oder sogar, die Lombarden hätten einst die Invasion der Langobarden im Kampf abgewehrt.<sup>43</sup> Dennoch gaben die Volksnamen während der Jahrhunderte des Frühmittelalters einen festen Anhaltspunkt ethnischer Identität. Sie erlaubten es, selbstverständlich von *Gothi*, *Franci*, oder *Langobardi* zu sprechen und damit Subjekte historischen Handelns in die Erzählung einzuführen, handelnde Gruppen benennbar zu machen, dem Realen eine narrative Struktur zu geben.<sup>44</sup>

Das impliziert zwei weitere Elemente frühmittelalterlicher Identität: Erstens, die Erzählung. Identität muß erzählbar sein, und schon der Name enthält im Kern eine Erzählung, ein narratives Potential. Er aktualisiert einen Vorrat an Aneignungen der Vergangenheit, an Erklärungen des Bestehenden, aber auch an Versprechen für die Zukunft. Der Volksname ist immer schon gemeinsame Erinnerung. Freilich, diese Erinnerung ist selbst nicht so geschichtslos, so kodifiziert und von der Interpretationshoheit eines „Traditionskerns“ monopolisiert wie es das Modell von Wenskus nahelegt.<sup>45</sup> Eher repräsentiert sie einen offenen, freilich keineswegs beliebigen Bestand an Erzählungen und Deutungen, über den selbst die uns bekannten Texte implizit oder explizit verhandeln.<sup>46</sup> Die Mittelalterforschung ist immer davon ausgegangen, daß die Erzählung nach den Ereignissen kommt und sie für uns, mehr oder weniger verzerrt, widerspiegelt. Vielleicht sollte man auch den Gedanken einbeziehen, daß (wie Assmann formuliert) „bereits die gemachte und erfahrene Geschichte vom Geist der Erzählung geprägt und

<sup>39</sup> Gregor von Tours, *Decem libri historiarum* VIII, 15 (ed. Rudolf Buehner, Gregor von Tours. Zehn Bücher Geschichten, *Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters*, 2 Bde., Darmstadt 1970) 2, 176–183.

<sup>40</sup> Walter Pohl, Paulus Diaconus und die *Historia Langobardorum*: Text und Tradition, in: *Historiographie im frühen Mittelalter*, ed. Anton Scharer/Georg Scheibelreiter (VIÖG 32, Wien 1994) 375–405.

<sup>41</sup> Wagner, *Fest-Stellungen* 45.

<sup>42</sup> Harold R. Isaacs, *Basic group identity: the idol of the tribe*, in: *Ethnicity. Theory and Experience*, ed. Nathan Glazer/Daniel P. Moynihan (Cambridge, Mass./London 1975) 29–52.

<sup>43</sup> *Istoria Langobardorum* aus Cod. Paris BN 4931 (ed. Georg Waitz, MGH rer. Langob., Hannover 1878) 196 f., hier 196; Jörg Busch, *Die Lombarden und die Langobarden*, in: *Frühmittelalterliche Studien* 29 (1995) 289–311; Walter Pohl, *Geschichte und Identität im Langobardenreich*, in: *Die Langobarden – Herrschaft und Identität*, ed. Walter Pohl/Peter Erhart (*Forschungen zur Geschichte des Mittelalters*, Wien, im Druck).

<sup>44</sup> Vgl. Paul Ricoeur, *L'écriture de l'histoire*, in: *Annales ESC* 55 (2000) 731–748.

<sup>45</sup> Wenskus, *Stammesbildung und Verfassung*.

<sup>46</sup> Walter Pohl, *Ethnicity, theory and tradition: a response*, in: *On Barbarian Identity- Critical Approaches to Ethnogenesis Theory*, ed. Andrew Gillett (Turnhout 2002) 221–240.

von Fiktionen der Kohärenz geformt ist“.<sup>47</sup> Ähnlich haben das schon Paul Ricoeur und Hayden White dargelegt.<sup>48</sup> Moderne Nationalismen haben das zum Prinzip ihrer Propaganda gemacht und damit eine bestimmte Auffassung von der Realität vorgegeben. Aber auch in frühmittelalterlichen Quellen lassen sich Beispiele für handlungsleitende Erzählungen finden, wie jener Langobarde Rampho, der sich im 9. Jahrhundert auf den den Kampf der Winniler gegen die Vandalen in der *Origo gentis Langobardorum* berief, um den Widerstandsgeist gegen die Franken in Benevent zu stärken.<sup>49</sup>

Zweitens steckt in der Selbstzuordnung zu einem Volksnamen eine Aufforderung zu Solidarität und gemeinsamem Handeln. Auch wenn diese Herausforderung nicht immer eingelöst wird – die bittersten Konflikte des Frühmittelalters fanden nicht entlang ethnischer Grenzen, sondern innerhalb mehr oder weniger enger Solidargemeinschaften statt – so entspricht sie der Wahrnehmung der zeitgenössischen Historiographie. Die Belege sind überwältigend: die Franken ziehen in den Krieg, sitzen zu Gericht, wählen einen König und besprechen gemeinsam weltliche und geistliche Angelegenheiten. Vielfach erschließt das Mittun auch den Zugang zu Privilegien, etwa zur (im Beitrag von Herwig Wolfram angesprochenen) *libertas Gothorum*, oder gibt die Möglichkeit, ‚frank und frei‘ zu sein. Dieser ‚Plural der Aktion‘, der sich aus der semantischen Dynamik des Ethnonyms ergibt, bedeutet freilich für unser Verständnis ethnischer Identität ein gravierendes Problem: Der Personenkreis, auf den er sich jeweils bezieht, ist je nach Gelegenheit ganz unterschiedlich. *Franci* als handelnde Gruppe können einige Dutzend, einige Hundert oder einige Tausend Menschen sein, je nachdem ob die *nobiles Franci* oder die *primores Franci*, was ganz unterschiedslos neben *Franci*, ja sogar *omnes Franci* gebraucht wird, in geschlossener Versammlung politische Entscheidungen fällen, sich zu einer großen öffentlichen Zusammenkunft vereinigen oder zu einem kleineren oder größeren Kriegszug aufbrechen.<sup>50</sup> Repräsentatives Handeln im Namen des ethnischen Verbandes wird begrifflich vom Gesamtverband nicht geschieden. Gesetze, Urkunden, und manche Erzählungen in Historiographie und Hagiographie setzen durchaus voraus, daß auch Kleinbauern, Halbfreie oder sogar Sklaven Franken oder Langobarden sein konnten. Die Zuordnung wird den Quellen meist nicht zum Problem; Umfang und soziale Grenzen des Kollektivs *Franci* bleiben der Regel offen.

Worum es den Quellen geht, ist die Handlungs-, Herrschafts- und damit auch Geschichtsfähigkeit eines ethnischen Verbandes. Das implizierte in der Regel eine Beschränkung des Wahrnehmungsfeldes auf eine beschränkte Gruppe von Akteuren aus den Führungsgruppen. Zum Unterschied von einer ständischen oder aristokratischen Betrachtungsweise bedeutete das jedoch keine Ausschließung der *mediocres* oder *minores*, wie sie in den Quellen manchmal genannt werden. Die ethnische Identität war nach unten offen. Das erklärt, warum aus Franken oder Langobarden im Lauf der Jahrhunderte territoriale Verbände werden konnten, in denen die gesamte romanische Bevölkerung integriert war. Teilnahme und damit Identität im vollen Sinn setzte lange Zeit sozialen Aufstieg voraus und konnte ihn wiederum erleichtern. Daß dabei Widersprüche

<sup>47</sup> Assmann, Ägypten – eine Sinngeschichte 20.

<sup>48</sup> Paul Ricoeur, *Temps et récit*. I: *L'intrigue et le récit historique* (Paris 1983); Hayden White, *The Content of the Form. Narrative Discourse and Historical representation* (Baltimore/London 1987); dt. *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung* (Frankfurt 1990).

<sup>49</sup> *Chronicon Salernitanum* 39 (ed. Ulla Westerbergh, Stockholm/Lund 1956) 41; siehe dazu Walter Pohl, *Werkstätte der Erinnerung. Montecassino und die langobardische Vergangenheit* (MIÖG Erg. Bd. 39, Wien 2001) 170.

<sup>50</sup> Ian N. Wood, *Defining the Franks: Frankish origins in early medieval historiography*, in: *Concepts of National Identity in the Middle Ages*, ed. Simon Forde u. a. (Leeds 1995) 47–57; Walter Pohl, *Zur Bedeutung ethnischer Unterscheidungen in der frühen Karolingerzeit*, in: *Studien zur Sachsenforschung* 12, ed. Hans-Jürgen Hässler (Oldenbourg 1999) 193–208.

und Ambivalenzen zwischen erlangter, zugeschriebener und beanspruchter Gruppen-Identität auftreten können, entspricht den Modellen der neueren Sozialpsychologie.<sup>51</sup>

Doch das Problem unserer Texte ist meist nicht dieser Integrationsvorgang, der die breite Bevölkerungsmehrheit betraf; der fand in der Regel auf lokaler oder regionaler Ebene statt, auf der Anschluß an die *potentes* gesucht wurde. Das Problem der Texte war der überregionale Zusammenhalt dieser jeweils regional verwurzelten Eliten. Die *Franci* umfaßten Individuen von der Kanalküste und aus den Alpen, aus Köln oder Marseille, deren individuelle Identitäten an das weiträumige politische Projekt des *regnum Francorum* und der *gens Francorum* geknüpft werden mußten. Hier, nicht in den lokalen face-to-face-Gemeinschaften, liegt die Leistung ethnischer Integration in den frühmittelalterlichen Königreichen. Jan Assmann hat zu Recht auf die Unterscheidung zwischen ethnischen Grundstrukturen, nämlich den lokalen Gemeinschaften, und den „Steigerungsformen“ überregionaler Herrschaft und Ethnizität hingewiesen.<sup>52</sup> Die Identität der Rugier im Ostgotenreich, der Sachsen von Bayeux oder der Bewohner der *civitas Avernorum*, der sich Sidonius Apollinaris im 5. Jahrhundert verbunden fühlte, aufrechtzuerhalten, war nicht so schwer. Den Frankennamen mit gemeinsamer Geschichte zu erfüllen und deren Erzählung in der gemeinsamen Erinnerung zu verankern, war hingegen eine ebenso politische wie kognitive Leistung.<sup>53</sup> Sie schuf die Muster ethnischer und nationaler Identitäten, wie sie das Abendland in den folgenden Jahrhunderten erfolgreich weiterentwickelte und politisch nützte. Wie außergewöhnlich diese Entwicklung war, zeigt schon der Vergleich zur islamischen und zur byzantinischen Welt, die ebenfalls auf der hellenistisch-römischen Spätantike beruhten.

Hier kann das Bemühen um eine Sinngeschichte neue Erkenntnisse bringen. Wenn wir die schriftlichen, aber auch dinglichen Quellen nicht nur als Spiegelbilder bestehender Identitäten deuten, sondern als Spuren einer Identitätsfindung, einer Suche nach dem Sinn, dann lassen sich zahlreiche neue Fragen an die Texte stellen. Wie es Herwig Wolfram in seinem Beitrag in diesem Band formuliert: „Erst wenn sich die Identität einen dauerhaften Text schafft, schafft der Text eine dauerhafte Identität“. Dabei spielt die Verschriftlichung eine oft unterschätzte Rolle: nicht nur als Punkt, an dem ein zufälliges Abbild entsteht, sondern durch einen Rhythmuswechsel im Prozeß der sozialen Erinnerung.<sup>54</sup> Das bedeutet nicht, daß Identitäten in schriftlicher Fixierung ganz stillgelegt werden; die „phantoms of remembrance“ erhalten nur eine andere Dynamik meist subtiler Akzentverschiebungen, deren Spuren sich in der schriftlichen Überlieferung deutlich abzeichnen.<sup>55</sup>

<sup>51</sup> Siehe z. B. *Social Identity Processes*, ed. Capozza/Brown, bes. den Beitrag von Stephen Worchel et al., A multidimensional model of identity: relating individual and group identities to intergroup behaviour, 15–32; interessant etwa die Bedeutung, die der „intragroup identity“, nämlich der jeweiligen Position eines Mitgliedes innerhalb der Gruppe, für die Entwicklung der „group identity“, also des Zusammenhaltes der Gruppe, und für das „inter-group behaviour“, das Verhalten gegenüber der „outgroup“, einer fremden Gruppe, gegeben wird. Mitglieder von niedrigem Status in prestigeträchtigen Gruppen identifizieren sich zwar punktuell oft besonders stark mit der Gruppe, neigen aber auch stärker als andere zum Ausscheiden aus der Gruppe.

<sup>52</sup> Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erneuerung und politische Identität in frühen Hochkulturen* (München 1992) 144–160.

<sup>53</sup> Vgl. Helmut Reimitz, *Social networks and identities in Frankish historiography. New aspects of the textual history of Gregory of Tours' *Historiae**, in: *The Construction of Communities in the Early Middle Ages. Texts, Resources and Artefacts*, ed. Richard Corradini/Max Diesenberger/Helmut Reimitz (*The Transformation of the Roman World* 12, Leiden/Boston 2003) 229–268.

<sup>54</sup> Vgl. *Vom Nutzen des Schreibens. Soziales Gedächtnis, Herrschaft und Besitz*, ed. Walter Pohl/Paul Herold (*Forschungen zur Geschichte des Mittelalters* 5, Wien 2003).

<sup>55</sup> Patrick J. Geary, *Phantoms of Remembrance. Memory and Oblivion at the End of the First Millennium* (Princeton 1994).

Dieses Wechselspiel von Texten und Identitäten ist in den letzten Jahren an der Forschungsstelle für Geschichte des Mittelalters (seit 2004 Institut für Mittelalterforschung) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften im Zentrum vielfältiger Forschungen gestanden. Die Quellen, die dabei vor allem von Interesse sind, beschränken sich nicht auf diejenigen Texte, die in den Editionen als Ergebnis einer oft mühevollen Arbeit der Rekonstruktion abgedruckt sind: Es geht vor allem um die Varianten der Handschriften, die Spuren des vielfältigen Gebrauchs der Schrift im Bemühen um Vergegenwärtigung.<sup>56</sup> Wer einen Text abschrieb, wollte ihn (sich) vergegenwärtigen, und das bedeutet, daß in der Unzahl von Abschreibfehlern auch bewußte oder unbewußte Änderungen stecken. So wird die Bedeutung verändert und gerade dadurch Sinn gewonnen. Helmut Reimitz hat das an Codex cyp 473 an vielen Beispielen dargelegt, wie etwa die austrasische Herkunft der Karolinger durch subtile Veränderungen verdrängt und eine neustrische nahegelegt wurde, als Karl der Kahle nach der Herrschaft über Lothringen griff.<sup>57</sup> Ebenso machte man in Montecassino seit dem späteren 9. Jahrhundert aus Pippins Bruder *Carlomannus*, der sich ins Kloster zurückgezogen hatte, durch einfache Verschreibung *Carlomagnus* und rühmte sich, Kaiser Karl der Große sei in Montecassino bestattet.<sup>58</sup> In der Quellenkunde, die mehr um die Suche nach einem authentischen Text bemüht ist, wird derlei meist als Wirkungsgeschichte abgetan; für die Suche nach der Identität eröffnet es ein ganz neues Forschungsfeld über ‚Texte und Identitäten‘, von dem noch manches zu erhoffen ist. Freilich, die meisten Handschriften sind aus der Zeit seit dem 8. Jahrhundert erhalten und erlauben keinen direkten Zugriff mehr auf die Zeit am Übergang von der Antike zum Mittelalter. Doch sollten auch die Überlieferungsbedingungen der Texte des 4.–7. Jahrhunderts vielfach neu untersucht werden.

Ein wichtiger Zugang zu den ethnischen Identitäten des Frühmittelalters liegt auch in der vergleichenden Betrachtung von Geschlechterrollen. Hier erschließt der vorliegende Band mit dem Beitrag von Patrick Geary und den Erörterungen von Herwig Wolfram zur überwundenen weiblichen Vorgeschichte in Herkunftsmythen Neuland. Die Forschungsgeschichte zu Gender und Ethnizität ist seit den 1960er Jahren in vielem parallel verlaufen; in beiden Bereichen wurde das Paradigma von der schicksalhaften Zugehörigkeit und den naturgegebenen Merkmalen überwunden, wurden zahlreiche Spuren kultureller Konstruktion entdeckt.<sup>59</sup> Dennoch geriet in der Erforschung ethnischer Prozesse im Mittelalter die Rolle von Frauen aus dem Blick. Das liegt nicht zuletzt daran, daß hier gerade die Unausweichlichkeit der angeborenen Identität (und damit die Rolle der Mütter) gegenüber ihrer kulturellen Prägung in Frage gestellt wurde. Dadurch aber wurden im Modell von Wenskus, explizit oder implizit, Männer die Traditionsträger. Erst in letzter Zeit ist der aktive Anteil von Frauen an der Vermittlung sozialer Erinnerung und ethnischer Identitäten hervorgehoben worden.<sup>60</sup> Nicht

<sup>56</sup> Vgl. Walter Pohl, *History in fragments. Montecassino's politics of memory*, in: *Early Medieval Europe* 10, 3 (2001) 343–374; *Texts and Identities*, ed. Richard Corradini/Rob Meens/Christina Pössel/Philip Shaw (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, in Vorbereitung).

<sup>57</sup> Helmut Reimitz, *Ein fränkisches Geschichtsbuch aus St. Amand. Der Cyp 473*, in: *Text – Schrift – Codex. Quellenkundliche Arbeiten aus dem Institut für Österreichische Geschichtsforschung*, ed. Christoph Egger/Herwig Weigl (MIÖG Erg.bd. 35, Wien/München 2000) 34–90. Vgl. auch die Beiträge von Helmut Reimitz, Richard Corradini und Max Diesenberger in diesem Band.

<sup>58</sup> Pohl, *Werkstätte der Erinnerung* 61–63.

<sup>59</sup> Grundlegend für die derzeitige Gender-Diskussion u. a.: Judith Butler, *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity* (London/New York 1990); Überblick über historische Gender-Forschung: Merry E. Wiesner-Hanks, *Gender in History* (Oxford/Malden/Mass. 2001); Beiträge zur Mittelalterforschung: *Gendering the Middle Ages*, ed. Pauline Stafford/Anneke B. Mulder-Bakker (Oxford/Malden, Mass. 2001).

<sup>60</sup> Elisabeth van Houts, *Memory and Gender in Medieval Europe, 900–1200* (Toronto/Buffalo 1999); mit der ausführlichen Rezension von Janet L. Nelson, *Gender, memory and social power*, in: *Gendering the*

nur ‚biologisch‘, sondern auch kulturell haben zudem Heiratsverbindungen Einfluß auf die Veränderung von Identitäten. Freilich geht es nicht bloß darum, im Sinn der Frauengeschichte der 1970er Jahre ‚verborgenes‘ weibliches Wirken in der Gesellschaft wieder ins Licht zu rücken. Vielmehr müssen die Gemeinsamkeiten bei der Konstruktion sozialer Identitäten in den Blick genommen werden.<sup>61</sup> Imaginäre oder stilisierte Frauenbilder dienen nicht nur der Verhandlung von Geschlechterrollen, sondern helfen unter anderem auch bei der ‚Suche nach den Ursprüngen‘. Gerade nicht mit den Rollenstereotypen übereinstimmende Frauenfiguren, etwa kämpferische Amazonen oder weise, zauberische Frauen (z. B. die gotischen Haliurunnen), werden in die mythischen Ursprünge projiziert und dort symbolisch überwunden. Darin werden Widersprüche im Prozeß der Identitätsbildung sichtbar, die mit narrativen Mitteln bewältigt werden müssen. Etwa scheint ein Volksname ‚Langobarden‘, der sich auf ein sekundäres männliches Geschlechtsmerkmal bezieht, Frauen zunächst auszuschließen. Die *Origo gentis Langobardorum* verrät aber, daß gerade die Frauen, die sich mit bartförmig vors Gesicht gebundenen Haaren am Schlachtfeld aufstellten, von Wodan diesen Namen erhielten.<sup>62</sup>

Viele Fragen müssen spezifischer beantwortet werden als es bisher möglich war: Das Verhältnis von individuellen Identitäten und ethnischer Gemeinschaft, das Gelingen und Scheitern von symbolischer oder sprachlicher Kommunikation, der Umgang mit der tatsächlichen Vielfalt der Ursprünge im Rahmen einer vorgestellten einheitlichen Herkunft, die Einbettung ethnischer Zugehörigkeit im religiösen Bekenntnis, die Bedeutung ethnischer Diskurse für die königliche Macht. In welcher Weise bedrohten oder stabilisierten Konfliktfelder, die zumeist nicht ethnischen Scheidelinien folgten, den Zusammenhalt einer *gens*? Wie wurde Identität vermittelt, durch primordiale Erfahrungen, durch die Frauen im Haushalt, durch Erzählungen in Männergruppen, durch öffentliche Inszenierungen und Rituale, durch schriftliche Texte? Wirkte sich die am Geschlechterverhältnis eingeübte Logik von Einschließung und Ausschließung auf die sozialen Grenzen ethnischer Verbände aus? Welchen Spielraum gab es zu Modifikation, Konstruktion, Erfindung von Traditionen und Gemeinschaften? Der lange Abschied von einer essentialistischen Sicht der Ethnizität ist vorbei, neue Paradigmen sind entworfen worden, doch es bleibt noch viel zu tun, um eine für die europäische Geschichte grundlegende Transformation der Identitäten im Detail ebenso wie im umfassenden Zusammenhang zu untersuchen.

---

Middle Ages, ed. Pauline Stafford/Anneke B. Mulder-Bakker (Oxford/Malden, Mass. 2001) 192–204; siehe auch Julia M. H. Smith, *Did women have a transformation of the Roman world?*, in: ebd. 22–41, mit grundlegenden Überlegungen zur Rolle von Frauen am Übergang zum Mittelalter.

<sup>61</sup> Vgl. Walter Pohl, *Gender and ethnicity in the early middle ages*, in: *Gender and the Transformation of the Roman World*, ed. Leslie Brubaker/Julia Smith (Cambridge, im Druck).

<sup>62</sup> *Origo gentis Langobardorum* 1 (ed. Georg Waitz, MGH SS rer. Lang., Hannover 1878) 2–6, hier 2f.; Walter Pohl, *Origo gentis (Langobarden)*, in: RGA 2. Aufl. 22 (Berlin/New York 2003) 183–188; ders., *Gender and ethnicity*.



PATRICK GEARY

## CUR IN FEMINAS TAMDIU PERSEVERAT?

Well into his history of the Goths Jordanes, the sixth century author who claims to be summarizing a lost history by Cassidorus, enters a long excursus on the valor of Gothic women who, according to his tale, were actually the Amazons. Then follows a long account drawn primarily from Orosius of the deeds of the Amazons up to the time of Alexander the Great. Jordanes breaks off this narrative abruptly however to ask, “Why does an account concerning the men of the Goths pay so much attention to women?”<sup>1</sup> This is indeed an interesting question, but Jordanes himself provides no answer: instead he returns to the great and praiseworthy deeds of men. But rather than following Jordanes, I would like to reflect on his question, because women are a problem in both ancient and medieval accounts of the origins of families, peoples, and nations, the so-called *origines gentium* texts. From the earliest accounts of peoples in Herodotus, to the genealogies in Sacred Scripture, to Christian apocrypha, Islamic Hadith, and Jewish Midrash, to the *Origo gentis* accounts of the early middle ages, to the women in noble families’ genealogies constructed in the twelfth century and beyond, women often hold an ambivalent place, or no place at all.<sup>2</sup>

In some accounts, as in the prototypical genesis story, that of Adam and Eve, in some Medieval Islamic accounts of Sarah and Hagar, the Saxon origin story told by Widukind of Corvey,<sup>3</sup> or the story of the Lombard hero Alboin,<sup>4</sup> women are the source of sin and conflict. In the Aeneid Dido, founder of Carthage, is at the heart of the conflict with Aeneas and thus, ultimately, responsible for the disastrous fate of her city.<sup>5</sup> But there are other, more complex women: magical women such as Gambarra, mother of the

---

<sup>1</sup> Jordanes, *Getica* IX (ed. Theodor Mommsen, MGH AA 5, 1, Berlin 1882) 53–138, here 70: *Sed ne dicas: “de viris Gothorum sermo adsumptus cur in feminas tamdiu perseverat?”*.

<sup>2</sup> Herodotus, IV 5–11 (ed. Josef Feix, griech. und deut., Düsseldorf/Zürich 2000) 45. On Herodotus and his Scythian origin accounts see François Hartog, *Le miroir d’Hérodote. Essai sur la représentation de l’autre* (Paris 1991) 38–47. The New Testament genealogies are treated in Raymond E. Brown, *The Birth of the Messiah: A Commentary on the Infancy Narratives in Matthew and Luke* (Garden City NY 1979, 1993). On women in Islamic traditions see Barbara Freyer Stowasser, *Women in the Qur’an: Traditions, and Interpretation* (New York 1994); Reuven Firestone, *Journeys in Holy Lands: the Evolution of the Abraham-Ismael Legends in Islamic Exegesis* (Albany/New York 1990). The first extensive treatment of women in early medieval origin legends is Walter Pohl, *Gender and ethnicity in the early Middle Ages*, in: *Gender and the Transformation of the Roman World*, ed. Leslie Brubaker/Julia Smith (in press). On women in Scandinavian myth see Margaret Clunies Ross, *Women and power in the Scandinavian sagas*, in: *Stereotypes of Women in Power: Historical Perspectives and Revisionist Views*, ed. Barbara Garlick/Suzanne Dixon/Pauline Allen (New York 1992).

<sup>3</sup> Widukind von Corvey, *Rerum gestarum Saxoniarum libri tres* I, 9–13 (ed. Paul Hirsch/Hans-Eberhard Lohmann, MGH SS rer. Germ. in us. schol. [60], Hannover 1935, reprint 1989) 6–14.

<sup>4</sup> Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum* (ed. Georg Waitz, MGH SS rer. Lang., Hannover 1878) 12–187.

<sup>5</sup> On Dido see Christopher Baswell, *Dido’s purse*, in: *Cultures in Contact, Past and Present: Studies in honor of Paul Beekman Taylor*, ed. Wystan H. Auden/Margaret Bridges/Paul Beekman Taylor (*Multilingua Journal of Cross Cultural and Interlanguage Communication* 18–2/3, Berlin 1999) 159–172; and id., *Aeneas in 1381*, in: *New Medieval Literatures* 5 (Oxford 2002) 7–58.

first Lombards, and Libuše, Kazi, and Tethka, the three magical sisters in Cosmas of Prague's account of the origins of the Czechs;<sup>6</sup> women who engender races of monsters by consorting with demons such as Lilith,<sup>7</sup> and the Gothic Haliurunnæ from whom sprang the Huns;<sup>8</sup> saintly women like Clothild or Dubrovca who were responsible for converting their husbands and thus their peoples in the tradition of St. Helen. There were monstrous women like the mother of the Scyths in Herodotus, or Melusine who were part serpent part human.<sup>9</sup> And there was Mary, in the Jewish tradition a fallen woman who foisted off her bastard child by a Roman soldier on her gullible husband, in Islam, "above the women of all created beings", and in Christianity the Mother of all faithful. The representations of women in stories of beginnings, as Amazons or saints, monsters or troublemakers, are too complex to categorize. Whenever they appear, women are problematic and contradictory figures.

But if their presence is problematic, so too is their absence. In many Biblical accounts, particularly those in Genesis that form the Babel narrative, they are altogether absent. But this does not work either. Prior to the brave new world of cloning, families, kindreds and peoples needed more than *insigni viri* – they needed women to reproduce. But the representation of ancestry in patriarchal societies focused on male descent. As the *Glossa ordinaria*, echoing St. Ambrose and others put it, *Non est consuetudo Scripturarum, ut ordo mulierum in generationibus texatur*. ("It is not the custom of the Sacred Scriptures that the order of women would be woven into generations."). And nevertheless, organizing the past in terms of generations was the fundamental mode of historical thinking. If, as Ralph Howard Bloch suggests, "From the fourth century on, the defining mode of universal history was that of genealogy," and fathers were "the prime subject of historical enunciation and children its object,"<sup>10</sup> what then were mothers, either historically or grammatically?<sup>11</sup>

My approach is to see the complex and interrelated treatments of women in these texts as a kind of Midrash. In Christianity, Islam, and Judaism, normative scripture leaves inconsistencies, ambiguities, and unfinished stories that subsequent generations attempt to resolve. Midrashic traditions, whether the rabbinical Midrash itself, apocrypha and exegetical texts in Christianity, or Qur'anic exegesis, historiographical works on the pre-Islamic prophets, or popular "Tales of the Prophets", and of course Hadith in Islam,<sup>12</sup> try to come to terms with these troublesome canonical texts, and do so unconsciously in terms of their own societies and cultures. Similarly, more secular authors, as they reflect on oral traditions and the classical historiographical and ethnographical texts that they hope to reconcile create a kind of secular Midrash in the sense of 'searching out' the meaning of authoritative texts and traditions, adding, synthesizing,

<sup>6</sup> Cosmas von Prag, *Chronik der Böhmen* (ed. Berthold Bretholz, MGH SS rer. Germ. in us. schol. NS 2, Berlin 1923, reprint 1980).

<sup>7</sup> Who first appears in the medieval *Alphabetum Siracidis*. *Alphabetum Siracidis* (Sepher Ben Sira) (ed. Moritz Steinschnider, Berlin 1858).

<sup>8</sup> Jordanes, *Getica* XXIV, ed. Mommsen 89.

<sup>9</sup> On Melusine see especially Jacques Le Goff, *Pour un autre Moyen Age. Temps, travail et culture en Occident*. 18 essais (Paris 1977) 77.

<sup>10</sup> Ralph Howard Bloch, *Etymologies and Genealogies: A Literary Anthropology of the French Middle Ages* (Chicago/London 1983) 37 f.

<sup>11</sup> Elsewhere he answers this by saying that women have the status of "*translatio*, of translation, transfer, metaphor trope." Ralph Howard Bloch, *Medieval Misogyny and the Invention of Western Romantic Love* (Chicago/London 1991) 11. Cited by Alfred Thomas, *The Labyrinth of the Word: Truth and Representation in Czech Literature* (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 78, München 1995) 39 f., who discusses this concept in relation to Czech myth and to which I will refer below.

<sup>12</sup> On types of Islamic texts see Firestone, *Journeys in Holy Lands* 11–21 (Chapter 2: The Nature of the Literature).

or commenting on parts of these traditions that they find too important to discard but too problematic to simply report.

This is a vast project on which few scholars other than Herwig Wolfram and Walter Pohl have written in a systematic way, and here I wish to present one small case study, that suggests how one might begin to answer Jordanes' question: the origin myth of Bohemia and its Přemysl ducal dynasty.<sup>13</sup>

A woman is central to the origin of the Premysl dynasty, but like so many others, she is complex and ambivalent, living in a world stitched from Biblical and classical motifs, a world of gender equality and Amazons just before the start of what might be termed history. Cosmas, who served in the cathedral of Prague, composed the first part of his Chronicle of Bohemia in 1119, six years before his death at about the age of 80. During his long life Cosmas saw not only the elevation of Duke Vratislav to the kingship in 1086, but also the rebellion and fratricidal violence that resulted from weak rulership around the year 1100. Bohemians, he and his contemporaries believed, needed a strong duke or king, and yet the king was at once their greatest threat. The Chronicle has long been noted for the apparent tension between Cosmas' evident praise for the Bohemian ducal family and his harsh evaluation of the evils of lordship that make up the most widely quoted section of the first book.

The whole chronicle follows the history of Bohemia and its Přemysl dynasty until the year of Cosmas' death, 1125. It begins, in a manner common to other such histories, with the story of the tower of Babel, and then moves to Europe and a region he calls *Germania*, flowing with milk and honey but devoid of people. The first humans to enter the region are led by Boemus, after whom his followers name the region. The first generations lived in a prelapsarian paradise, when no one knew the word *meum* but only *nostrum*.<sup>14</sup>

This was also an age of gender equality: "At that time the virgins of this land came to maturity without control (*sine iugo*) and carried arms like Amazons and, choosing commanders for themselves, fought just like young male soldiers and penetrated into the forests to hunt in a manly way, and they did allow themselves to be chosen by men, but they chose whom and when they wanted, and like the Scythians men and women did not wear different dress."<sup>15</sup>

This paradise did not last and communal property ceded to private, as conflict and injustice entered this society. Still, there were neither judges nor princes, and when people had conflicts, they spontaneously brought them to those persons who in morals and honor were deemed to be greater. Among these was one Crocco, whose reputation for settling disputes was such that people from near and far came to him to settle their conflicts. Crocco had no sons, but he had three daughters. And here our story begins.

The first two daughters were Kazi and Tethka. Kazi was another Media of Kolchis, universally acclaimed for her skills with plants and medicinal incantations. Tethka, the second daughter, was equally praised for her sharp intelligence. However she taught the ignorant people to adore deities and instituted sacrilegious rites. The youngest

<sup>13</sup> Pohl, Gender; Herwig Wolfram, *Ethnographie und die Entstehung neuer ethnischer Identitäten im Frühmittelalter* (in press). In general on *Origo gentis* texts in the early Middle Ages: Herwig Wolfram/Walter Pohl/Hans-Hubert Anton/Ian N. Wood/Matthias Becher, *Origo Gentis*, in: RGA 2. Aufl. 22 (Berlin/New York 2003) 174–210.

<sup>14</sup> Cosmas, *Chronik I*, iii, ed. Bretholz 8: *Nec quisquam 'meum' dicere norat, sed ad instar monastrice vite, quicquid habebant, nostrum ore, corde et opere sonabant.*

<sup>15</sup> Cosmas, *Chronik I*, ix, ed. Bretholz 19f.: *Et quia ea tempestate virgines huius terre sine iugo pubescentes veluti Amazones militaria arma affectantes et sibi ductrices facientes pari modo uti tirones militabant, venacionibus per silas viriliter insistebant, non eas viri, sed ipsemet sibi viros, quos et quando voluerunt, accipiebant et, sicut gens Scitica Plauci sive Picenatici, vir et femina in habitu nullum discrimen habebant.*

daughter, Libuše, was the most marvelous of the three: wise in council, powerful in speech, chaste in body, outstanding in morals, second to none in her concern for justice, affable to all, a glory and decoration of the female sex. But, Cosmas adds, “since no one is in every way good, this praiseworthy woman – oh sad human estate – was a *phitonissa*”, that is, a seer.<sup>16</sup>

She was so universally beloved that she was made the judge of all quarrels. But it happened that two wealthy men came before her to settle a property dispute. She lay, “as is the wanton softness of women when they do not have a man whom they might fear, on her elbow on her soft and richly decorated bed.”<sup>17</sup> She judged the case justly without regard to the persons, and gave her verdict. The one who lost however complained that it was an intolerable injury that a woman should render justice: “We know that a woman, either standing or seated on a throne understands little, so how much less must she understand lying in a bed. A bed is more suited to receiving a husband than speaking martial justice. Women are characterized by long hair but short judgment. It would be better to die than for men to accept such behavior. Nature leaves us only the opprobrium of nations and peoples because we lack a ruler and a virile judge.”<sup>18</sup>

Libuše hiding her shame and anger, admitted that she was and would remain a woman and that since she did not judge them with an iron rod, and since they did not live in terror, they rightly despised her: “For where there is fear, there is honor. Now you need a rector who is more savage than a woman.”<sup>19</sup> With this she sent them home and told them that whomever they would choose the next day as lord, she would accept as husband. But that night she called together her two sisters to divine the future by their magical arts. The next day, after she had warned the people of the dangers of having a duke: “O you unfortunate people, who do not know how to live free, and that no good person loses freedom except along with life,” she then continued her famous caution against princes largely drawn from the first book of Kings and from Sallust, extolling the value of liberty and cataloguing the impositions and demands that would be made by a ruler on their sons and daughters, even on the livestock.<sup>20</sup> However they persisted in their demand for a duke, and she indicated to them that they would find a man in the village of Staditz on the banks of the Bila, ploughing with two oxen. This man, whose name was Přemysl, would be the first of the Přemysl dynasty. Emissaries did as they were told, found Přemysl, and brought him back to marry Libuše, assume the position of Duke, and, again through her prophetic powers, identify and found the city of Prague.<sup>21</sup> Following this, Cosmas tells of the virgins of the land who lived like Amazons, wore the same clothes as men, and established their own city, Devin, ‘the City of Vir-

<sup>16</sup> Cosmas, Chronik I, iv, ed. Bretholz 11: *Hec fuit inter feminas una prorsus femina in consilio provida, in sermone strenua, corpore casta, moribus probata, ad dirimenta populi iudicia nulli secunda, omnibus affabilis, sed plus amabilis, feminei sexus decus et gloria, dictans negocia providenter virilia. Sed quia nemo ex omni parte beatus, talis ac tante laudis femina – heu dira conditio humana – fuit phitonissa.*

<sup>17</sup> Cosmas, Chronik I, iv, ed. Bretholz 11: *Illa interim, ut est lasciva mollicies mulierum, quando non habet quem timeat virum, cubito subnixā, ceu puerum enexa, alte in pictis stratis nimis molliter accubabat.*

<sup>18</sup> Cosmas, Chronik I, iv, ed. Bretholz 12: *Scimus profecto, quia femina sive stans seu in solio residens parum sapit, quanto minus, cum in stratis accubat? Re vera tunc magis est ad accessum mariti apta quam dicere militibus iura. Certum est enim longos esse crines omnibus, sed breves sensus mulieribus. Satius est mori quam viris talia pati. Nos solos obprobrium nationibus et gentibus destituit natura, quibus deest rector et virilis censura, et quos premunt feminea iura.*

<sup>19</sup> Cosmas, Chronik I, iv, ed. Bretholz 12: *Nam ubi est timor, ibi honor. Nunc autem necesse est valde, ut habeatis rectorem femina ferociorem.*

<sup>20</sup> Cosmas, Chronik I, v, ed. Bretholz 14. Much of the criticism is based on 1 Kings 8, although as Lisa Wolverton, *Hastening toward Prag: Power and Society in the Medieval Czech Lands* (Philadelphia 2002), points out, Cosmas has constructed a critique that is not simply a paraphrase of Samuel.

<sup>21</sup> Cosmas, Chronik I, vi–viii, ed. Bretholz 15–18.

gins.' The young men built an opposing city but, unable to take the women because they were stronger than the men, they tricked them into participating in a banquet. That night, each seized for himself a virgin, and they burned the city.<sup>22</sup>

Cosmas' text has long been the object of scholarly attention, either as evidence of pre-Christian Slavic religion, of distant memories of matriarchy among the western Slavs, or simply as an elaborate critique of the Czech dukes of Cosmas' time.<sup>23</sup> There are particularly interesting questions about the extent to which this account reflects social and cultural reality: How commonly did seers accompany Slavic armies in the eleventh and twelfth centuries? One accompanied a Polish army as late as 1209.<sup>24</sup> Were there women warriors in Slavic or other central and eastern European societies? Archaeological evidence is most suggestive. However as fascinating as these questions about the reflection of reality in the text may be, they are not mine. Instead, I want to consider how Cosmas attempts to make sense of inherited traditions, whether Czech and local or Classical and universal; how his text is a sort of Midrash, searching out the meaning of Libuše for his day and his audience.<sup>25</sup>

If the much-debated *Legenda Christiani* is indeed tenth century, then Cosmas may in fact be elaborating on a tradition at least two hundred years old. According to this text, the Slavs of Bohemia lived like an unbridled horse, without law, prince, or city until, stricken by plague, they turned to a certain *phitonissa* for divination and advice. Having received her counsel, they established the city of Prague. Then, still following the advice of the *phitonissa*, they found a wise and prudent man named Přemysl, whose occupation was agriculture, and appointed him prince or ruler, joining him in matrimony to the *phitonissa*.<sup>26</sup>

If this was the bare tradition received by Cosmas, we can follow how he transformed it, elaborating a story that preserved its essentials while transforming the meaning into a commentary on the relationship between ruler and people. Central to this transformation is Libuše, a carefully constructed figure whose story is deeply informed by Cosmas's reading of classical texts, among them Ovid, Horace, Stacius, Virgil, the Bible, especially the Acts of the Apostles and the critique of kingship in First Kings, but also Boethius, Sedulius, Regino of Prüm and other early medieval authors.<sup>27</sup> The resulting

<sup>22</sup> Cosmas, *Chronik I*, ix, ed. Bretholz 20f.

<sup>23</sup> In general, Dušan Třeštík, *Kosmova Kronika. Studie k počátkům českého dějepiscetví a politického myšlení* (Prag 1968). For a review of the history of the treatment of this material see Vladimír Karbusický, *Anfänge der historischen Überlieferung in Böhmen (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart 18, Köln/Wien 1980) 71–92*. Although his intention is to connect the material in Cosmas to a long tradition of Czech epic and portions of his structural analysis of the material is perhaps overelaborated, Karbusický's understanding of Cosmas and his uses of traditional material, classical and medieval sources, and contemporary events is extremely insightful.

<sup>24</sup> *Chronicon Montis Sereni* (ed. Ernst Ehrenfeuchter, MGH SS 23, Hannover 1874) 176. Cited by Robert Bartlett, *Reflections on paganism and Christianity in Medieval Europe*, in: *Proceedings of the British Academy 101* (1998) 55–76, here 61.

<sup>25</sup> Or as Walter Pohl, *Gender* (in press), has suggested, "Successful myth does not state the obvious, it sets out to resolve tensions."

<sup>26</sup> *Kristiánova legenda. Legenda Christiani* (ed. Jaroslav Ludvíkovský, Prag 1978) 16–18. On the authenticity of the text and the argument that it dates from ca. 992–994, see Dušan Třeštík, *Počátky Přemyslovců* (Prag 1997) 117–136. For an English language summary of the debate see Marvin Kanton, *The Origins of Christianity in Bohemia: Sources and Commentary* (Evanston, Illinois 1990) 18 and 31–46. I am grateful to Professor Dušan Třeštík for his assistance with this text and that of Cosmas.

<sup>27</sup> On the construction of Cosmas's text see Alfred Thomas, *The Labyrinth of the Word 31–46* and more generally Karbusický, *Anfänge der historischen Überlieferung*. Still fundamental is František Graus, *Lebendige Vergangenheit. Überlieferung im Mittelalter und in den Vorstellungen vom Mittelalter* (Wien/Köln 1975) esp. 89–97.

image is anything but the simple reporting of traditions concerning Libuše and Přemysl.

Clearly Cosmas is extremely ambivalent about Libuše. On the one hand she is a paragon of female virtue and demonstrates herself to be superior to the men of her time. As a female judge, she is at least partly modeled on the Judges of the Old Testament, especially Deborah “who used to sit under a palm tree and the people of Israel came up to her for judgment.” Moreover she is, with Přemysl, the ancestor of the Bohemian dukes including Cosmas’s contemporary Duke Vladislav I. (1109–1117; 1120–1125) Her judgment, like her prognostications, are true. And yet, he constantly disparages her softness, her lack of a male to control her, and most significantly he characterizes her and her sisters as furies. They practice the magic arts; she is, he says twice, a *phitonissa*, a seer, and he compares her to the Cumaean Sybil.<sup>28</sup>

The term *phitonissa* is perhaps the way into a deeper understanding of the tensions and problems within the person of Cosmas’ Libuše. *Phitonissa* is a medieval variant of *Pythonissa*, a term derived from Pythia, the high priestess who uttered the responses of the Delphic Apollo. She was in turn named after the Python, the vast serpent slain near Delphi by Apollo and well known to Cosmas from Ovid’s *Metamorphoses*. Like Hercules’ Scythian consort or Melusine, the snake woman who is the mother of the Lusignan family, there is perhaps something serpentine about her.

Moreover, the use of *phitonissa* rather than the more positive *prophetessa* or some more classical choice such as *vates*, has a specific resonance: the term is post classical. It first appears in Jerome’s translation of the Vulgate and refers to the medium consulted by King Saul in 1 Chronicles 10, 13, referred to as a *mulier habens pythonum* in 1 Samuel 28, that is, ‘a woman possessed’.

Like the Hebrew medium who summons the ghost of the prophet Samuel, Libuše, as a wielder of magical arts, is a transgressor of divine order intimately involved with kingship and royal succession. And yet, like Libuše, the *pythonessa* summoned by Saul is not an altogether negative figure: First she attempts to refuse the royal request, just as Libuše attempted to reject the people’s demand that she find them a duke. After Saul faints from hunger and fear at the announcement of his imminent death, she kills her fattened calf for him and cajoles him into taking some nourishment. Peter Damien, in a letter to Abbot Desiderius of Montecassino, praises the *phitonissa* (he uses the same rare spelling as Cosmas) for returning good for evil.<sup>29</sup> Moreover, both women prophesy the truth: the spirit of Samuel (or rather, according to most medieval commentators, a phantasm of Samuel) accurately predicts the death of Saul the next day. Libuše too predicts the truth: she finds the future duke, the city of Prague, and even foresees the Bohemian saints Wenceslaus and Adalbert.

This is in a real sense Cosmas’ dilemma: woman’s power is illegitimate, but it can also be both potent and true. “What cannot the phitonicus’s furor know? What can magical arts not accomplish? The Sybil was able to predict the series of fates of the Roman people even to the day of judgment, and even, if one can believe it, prophesied concerning Christ.”<sup>30</sup>

Nor is the distant Libuše the only such woman whose power to settle conflicts between men both fascinates and troubles Cosmas. This is the same dilemma that he faces when dealing with the most powerful woman of his day. When Cosmas wrote about Li-

<sup>28</sup> Cosmas, *Chronik* I, iv, ed. Bretholz 12f.

<sup>29</sup> Petrus Damiani, *Epistulae libri II*, xiii (ed. J.-P. Migne, PL 144, Paris 1867) col. 282f.

<sup>30</sup> Cosmas, *Chronik* I, iv, ed. Bretholz 13.

buše and the Bohemian Amazons he was reflecting on Mathilda of Tuscany, another woman who exercises judgment and settles disputes in his chronicle.<sup>31</sup> Cosmas' description of her could almost fit Libuše: she rules Lombardy and Burgundy after the death of her father, "having the power to elect and to enthrone or to dismiss 120 bishops."<sup>32</sup> Not only was Mathilda the woman who most famously brought about the temporary reconciliation of Pope Gregory VII and Emperor Henry IV at Canossa, but as importantly from Cosmas' perspective, she reconciled Cosmas' patron Bishop Jaromir of Prague (d. 1090) and his brother Duke and later King Vratislav (1061–1092), and brought about the former's restoration to his see. Here, as in the case of Libuše, Cosmas confronted the positive effects of female power. At the same time, Cosmas reports an apocryphal story in which Mathilda is accused of using *malificium* to prevent Duke Welf of Suabia from performing his marital duties on their wedding night. Again, one sees the uneasy combination of virtue and magic.

Libuše's world like that of Mathilda is meant to be at once appealing and repellent. This ambiguity is reinforced by the account of the Amazon-like women of Libuše's time. Evoking the age of Amazons has been, since Antiquity, a way of criticizing weakness in rulers and a lack of manly courage in warriors. And yet Cosmas constructs the Czech Amazons differently from those in Orosius or other Origo texts. This is the natural state of Czech women, not the result of rebellion or a desperate response to attack. Still, a society in which women and men live in equality, a society led by a woman, one who practices magical arts, and is perhaps possessed by a demon, is certainly no paradise. It is the weakness of the people, their femininity, that demands a strong ruler. The age of Libuše prefigures the future relationship between the Bohemian populace and its dukes: lordship is harsh, its powers coercive and destructive; and yet without lords societies, like women without husbands, are prey to their own weaknesses. Significantly, as Herwig Wolfram has pointed out,<sup>33</sup> the foundation account ends with the defeat and capture of the warrior maidens by the young men and concludes: "And from that time forward, after the death of Princess Libuše, our women are subject to the authority of men."<sup>34</sup> In other words, women are subject to men just as the Bohemian people are subject to their Přemyslid dukes.

And still, Cosmas is no run of the mill medieval misogynist. Libuše may represent the need of the Bohemians for ducal control, but she remains both a figure of justice and guidance to her people and her husband. One need only compare the brutal slaughter of the Czech Amazons in the *Dalimil Chronicle* of ca. 1314 to see the difference between a fully developed misogyny and Cosmas' deeply ambivalent treatment of the same material.<sup>35</sup> Just perhaps this is in part due to Cosmas's own situation: although a priest and canon of the Cathedral of Prague, he was married and had at least one son, Henry. His wife Bozeteha died in 1117, shortly before he finished the first section of his chronicle, and he remembers her in book III as "the inseparable partner in all my undertakings."<sup>36</sup> His experience of women was thus more intimate and positive than that of reformed

<sup>31</sup> The parallels between Libuše and Mathilda have been pointed out by Karbusicky, *Anfänge der historischen Überlieferung* 17 f., although his analysis differs significantly from my own.

<sup>32</sup> Cosmas, *Chronik II*, xxxi, x, ed. Bretholz 126: *Hisdem diebus venerat Romam Mahtildis potentissima domna, que post obitum patris sui Bonifacii tocius Longobardie simul et Burgundie suscepit regni gubernacula, habens potestatem eligendi et intronizandi sive eliminandi CXX super episcopos.*

<sup>33</sup> Wolfram, *Ethnographie* (in press).

<sup>34</sup> Cosmas, *Chronik I*, ix, ed. Bretholz 21: *Et ex illa tempestate post obitum principis Lubosse sunt mulieres nostrates virorum sub potestate.*

<sup>35</sup> See Thomas, *The Labyrinth of the Word* 34–45.

<sup>36</sup> Cosmas, *Chronik III*, xxxiii, ed. Bretholz 217: *Rerum cunctarum comes indimota mearum, bis Februarii quinis obiit Bozeteha kalendis.*

clerics of his day and thereafter, and he acknowledged a certain partnership and friendship with his wife. Of course, before we assume this to be simply the outpouring of his grief and recognition of his wife's equality and companionship, we must recognize that the line is itself a reminiscence of a poem attributed to Prosper of Aquitaine that begins: *Age iam precor mearum comes irremota rerum.*<sup>37</sup> Thus his wife, no less than Libuše, becomes an intertextual reference. And yet in the crafting of this epitaph, no less than in the crafting of the women at the beginning of his Chronicle, we can see an elderly man using gendered categories to simultaneously criticize his contemporaries, warn his ruler, and remember his wife.

---

<sup>37</sup> Prosper of Aquitaine bei Paulinus Nolanus, *Poemata in ep. app.* (ed. J.-P. Migne, PL 61, Paris 1905) col. 737. Cosmas need not have known the poem first hand. It was quoted by Bede, *De arte metrica* (ed. J.-P. Migne, PL 90, 1904) col. 173 to illustrate Anacreontine meter.

VOLKER BIERBRAUER

## ZUR ETHNISCHEN INTERPRETATION IN DER FRÜHGESCHICHTLICHEN ARCHÄOLOGIE

### 1. EINLEITUNG: ZUM STAND DER AKTUELLEN DISKUSSION

In einer jüngst erschienenen Studie von S. Brather wird der deutschen frühgeschichtlichen Archäologie bescheinigt, daß sich „nach der ‚nationalen Vorgeschichte‘, d. h. nach 1945, inhaltlich kaum etwas [änderte]. Man zog sich auf eine vermeintlich neutrale antiquarische Altertumskunde zurück, indem die ‚archäologische Kultur‘ das ‚Volk‘ ersetzte. Lediglich auf den belasteten Rassebegriff wurde verzichtet und eine grundsätzlich zurückhaltende Diktion verwandt“;<sup>1</sup> dies ist das Eine. Das Andere ist, daß die ethnische Interpretation nun grundsätzlich mit einem Verdikt belegt wird; sie sei ein methodischer Irrweg, der bestenfalls „Konstrukte“ produziere. Die Positionen Brathers seien in aller Kürze gekennzeichnet, möglichst authentisch durch einige Zitate: „Die Suche nach tatsächlichen Übereinstimmungen im archäologischen Material (der ‚Sachkultur‘) führt zwangsläufig zu Typisierungen und dann auch zu räumlichen Gruppierungen. Die auf diese Weise herausgearbeiteten Kulturräume sind nichts weniger als homogen. Ihre Abgrenzung bleibt diffus und von der Auswahl der als entscheidend angesehenen Merkmale abhängig. Die Kategorisierung als archäologische ‚Kultur‘ dient mit anderen Worten lediglich als deskriptiver Ordnungsbegriff, mit dessen Hilfe das Fundmaterial aufbereitet wird“.<sup>2</sup> „Archäologische Kulturen‘ versuchen, auch wenn sie wissenschaftliche Konstrukte darstellen, in einem umfassenden Sinn Kulturräume zu beschreiben; damit liegen sie aus methodologischer Sicht auf einer anderen Ebene als die ‚ethnische Identität‘, auch wenn beides u. U. zusammenfallen mag“; nach dieser partiellen Inkonsistenz in der Kritik wird dann merkwürdigerweise und wiederum gedanklich inkonsequent eingeräumt, daß „die ‚ethnische Deutung‘ nur eine unter vielen Möglichkeiten [ist], die Verbreitung von Sachkulturelementen zu interpretieren“, was aber in den unmittelbar folgenden Ausführungen dann wieder gänzlich zurückgenommen wird: „Kartierungen von Funden und Befunden bilden ehemalige Kommunikationsbeziehungen ab und erfassen daher (dynamische) Wirtschafts- und Verkehrsräume, Heiratskreise, Kulturräume und Werkstattkreise, Sepulkralgebiete und Technikbereiche“, also so ziemlich alles, zu dem die Archäologie mit ihrem Quellenmaterial Zugang findet, nur nicht zur ethnischen Interpretation, denn: „Die Verknüpfung der längerfristigen, archäologisch greifbaren Entwicklungen mit historisch zu rekonstruierenden, rasch wechselnden po-

---

<sup>1</sup> Sebastian Brather, *Ethnische Identitäten als Konstrukte der frühgeschichtlichen Archäologie*, in: *Germania* 78 (2000) 139–171. Zur Einbindung dieser Arbeit in einen Freiburger Sonderforschungsbereich vgl. Brather, *Ethnische Identitäten* Anm. 1; Zitat: ebd. 164, die einfachen Anführungsstriche sind im Original doppelte. In diesem Zitat wie auch in den folgenden befinden sich Anmerkungen mit Verweis auf Literatur, was hier weggelassen wird.

<sup>2</sup> Brather, *Ethnische Identitäten* 156; ähnlich 165.

litischen und ethnischen Verhältnissen geht daher im allgemeinen fehl“.<sup>3</sup> „Der Versuch, ‚archäologische Kulturen‘ als Hinterlassenschaften ‚ethnischer Gruppen‘ zu interpretieren, übersieht den Konstruktcharakter des Modells“. Stattdessen, so empfiehlt der Autor, solle sich die archäologische Forschung künftig „strukturellen Zusammenhängen“ widmen, da „aus heutiger Sicht sozial-, wirtschafts- und kulturgeschichtliche – und d. h. strukturelle – Entwicklungen die entscheidenden, die Lebenswirklichkeit einstiger Gesellschaften prägende Prozesse [sind]“<sup>4</sup> mit dem Fazit: „Nicht ‚ethnische‘ Zugehörigkeit, sondern sozialer Rang und sozialer Status bilden die zentralen Probleme der einstigen Lebenswirklichkeit und waren damit relevant für kollektive Identitäten“,<sup>5</sup> womit nun auch sozialgeschichtliche Interpretation erfaßt ist, so daß eigentlich nur noch Religionsgeschichte und Siedlungsarchäologie fehlen, mit denen sich die Archäologie ohne Konstruktbildungen befassen kann. Sucht man dennoch nach „Gruppenidentitäten“, so sind diese, wie „sowohl ethnologische Beobachtungen als auch soziologische Untersuchungen [zeigen], alles andere als homogen und abgeschlossen. Sie besitzen zum einen gewissermaßen ein Identitätszentrum im Inneren (einen ‚Traditionskern‘) und eine Peripherie mit abnehmender Identität – d. h. zum Rand hin immer lockerer werdender Zuordnung. Diese ‚limitische Struktur‘ ohne scharfe Grenzziehungen ermöglicht – unter bestimmten weiteren Bedingungen – einen relativ problemlosen Identitätswechsel zu Nachbargruppen“<sup>6</sup> und nach dieser mehr allgemein gehaltenen Belehrung erfährt man konkret, was passiert, wenn man dennoch ethnisch interpretiert: „Die Auswahl der als charakteristisch herausgestellten Merkmale einer ethnischen Gruppe erfolgt aber nicht willkürlich oder von Realitäten unabhängig. Sie hängt von zwei wesentlichen Faktoren ab: 1. von existierenden kulturellen Differenzen – diese werden zur schematischen Kennzeichnung von Gruppen überhöht und damit instrumentalisiert; 2. von vorhandenen sozialen und wirtschaftlichen Umständen und Interessen – diese werden durch kulturelle Merkmale verbrämt“.<sup>7</sup>

Angesichts dieser fulminanten (und teilweise gedanklich-logisch inkonsequenten) Kritik an der ethnischen Interpretation und damit auch an der deutschen frühgeschichtlichen Archäologie der letzten 50 Jahre<sup>8</sup> fragt man sich, wie diese Kritik *konkret* begründet wird. Dabei wird man weitgehend enttäuscht: 1. als Kronzeugen werden fast ausschließlich angelsächsische, stark theoretisch argumentierende Autoren bemüht, seien es Archäologen, die ihrerseits nur unzureichend mit der kontinentalen, besonders der deutschen Archäologie vertraut sind, ferner auch Historiker und Kulturanthropologen als Fachfremde. 2. Bemüht sich S. Brather, der mit der deutschen frühgeschichtlichen Archäologie vertraut sein sollte,<sup>9</sup> nicht, seine Kritik *konkret* an Beispielen zu belegen, bei denen deutsche Fachvertreter der frühgeschichtlichen Archäologie mit der ethnischen Interpretation sozusagen Mißbrauch getrieben hätten: Die sehr wenigen, zudem sehr kurzen und letztlich beliebig ausgewählten Hinweise bieten hierfür keinen Er-

<sup>3</sup> Brather, *Ethnische Identitäten* 171.

<sup>4</sup> Brather, *Ethnische Identitäten* 173.

<sup>5</sup> Brather, *Ethnische Identitäten* 172.

<sup>6</sup> Brather, *Ethnische Identitäten* 159.

<sup>7</sup> Brather, *Ethnische Identitäten* 160.

<sup>8</sup> Vgl. Zitat in Anm. 1.

<sup>9</sup> Sebastian Brather, ‚Germanische‘, ‚slawische‘ und ‚deutsche‘ Sachkultur des Mittelalters – Probleme ethnischer Interpretation, in: *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 37 (1996) 177–216 mit Schrifttum 209f.; hier ähnliche Bewertungen wie in seiner in Anm. 1 zitierten Arbeit, bes. 177–181, 208f.; auch hier findet sich reichlich Apodiktisches bzw. nicht Zutreffendes, z. B.: „Für die Völkerwanderungszeit und das frühe Mittelalter orientiert man sich an Einzelelementen wie den ‚Thüringer‘ Zangenfibeln, den ‚langobardischen‘ S-Fibeln und Goldblattkreuzen, den ‚gotischen‘ Silberblech- und Adlerfibeln oder ‚fränkischen‘ Knickwandtöpfen, ohne damit allerdings strukturelle Besonderheiten zu fassen“ (181).

satz.<sup>10</sup> Diese Vorgehensweise ist unredlich und nimmt der Studie ihre beweisführende Argumentationsgrundlage, womit auch der berechtigte Hinweis, daß „Sachgut“ allein keine Grundlage für ethnische Interpretation bietet,<sup>11</sup> hinfällig ist.<sup>12</sup> Ich bedauere diese Vorgehensweise auch deswegen, da es richtig und geboten ist, sich stets aufs Neue auf methodische Grundlagen zurückzubedenken und deren Tragfähigkeit stets zu hinterfragen, insbesondere zur ethnischen Interpretation.

Würde man dem Verdikt Brathers folgen, so hätte dies auch weitestgehende Konsequenzen für das Verständnis des Faches als *historische* Disziplin. So schrieb schon H. J. Eggers: „Die Vorgeschichte würde sich als historische Wissenschaft selber aufgeben, würde sie nicht immer und immer wieder den Versuch machen, auch das Problem der ethnischen Deutung zu lösen“,<sup>13</sup> wozu S. Brather für mich völlig unverständlich anmerkt: „Der Charakter der Archäologie als historische Wissenschaft steht und fällt aber nicht allein mit der Frage nach der ethnischen Interpretation“;<sup>14</sup> keine Frage: „Sie steht und fällt damit“ (s. u.), und hier hilft auch die kryptische Bemerkung Brathers, die dem gesamten Tenor seiner Arbeit widerspricht, nicht weiter: „Wenn sich auch die Fixierung auf die Frage, in wie weit sich ‚archäologische Kulturen‘ und ‚ethnische Gruppen‘ verbinden lassen, als Sackgasse des nationalen Diskurses herausgestellt hat [sic! V. B.], so bleibt die Suche nach möglichen alternativen Erklärungen archäologischer Funde eine wichtige Aufgabe“, verbunden mit der Anmerkung: „Daß es nicht um das Infragestellen der historischen Relevanz archäologischer Forschung gehen kann, sondern lediglich um die Überwindung einer einseitigen Fixierung, sollte aus den vorliegenden Darlegungen klar geworden sein“.<sup>15</sup> Mir jedenfalls nicht, denn: Die ethnische Interpretation dürfte als ‚alternative Erklärung‘ nicht gemeint sein, sondern doch wohl die Beschränkung des Faches auf die zuvor genannten Aussagemöglichkeiten (s. o.), da S. Brather andere ‚alternative Erklärungen‘ nicht nennt. S. Brather verkennt offensichtlich die Tragweite seiner Ausführungen, ob sie nun richtig oder falsch sind, und so kann ich im Sinne von Eggers Manfred K. H. Eggert nur zustimmen, der gewiß nicht im Verdacht steht, methodisch veralteten oder ‚konservativen‘ methodischen Denkstrukturen verhaftet zu sein: „... denn die Frage nach dem ‚Ethnos‘ einer ur- und frühgeschichtlichen Bevölkerung ist – völlig unabhängig von den Möglichkeiten ihrer Beantwortung – eine historische Frage wie jede andere“.<sup>16</sup> Es geht in meinem Beitrag also nicht um die Frage, wie sie Brather formulierte: „Lange Zeit lautete innerhalb der frühgeschichtlichen Archäologie die Frage nicht, ob, sondern wie ‚archäologische Kulturen‘ mit ‚Stämmen‘ bzw. ‚ethnischen Einheiten‘ zur Deckung gebracht werden können. Auf diese Weise ist die Frage jedoch falsch gestellt, denn hier werden ‚konstative‘ (quellengerechte, flexible) und ‚präskriptive‘ (sachgerechte, konstante) Definitionen der Begriffe verwechselt“.<sup>17</sup> Nein: Es geht

<sup>10</sup> Brather, *Ethnische Identitäten* 167–170; vgl. zu dieser Kritik an Brather zuletzt auch Max Martin, *Zum archäologischen Aussagewert frühmittelalterlicher Gräber und Gräberfelder*, in: *Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 59 (2000) 302.

<sup>11</sup> Brather, *Ethnische Identitäten* 166–172.

<sup>12</sup> Vgl. auch Sebastian Brather, *Kulturgruppe und Kulturkreis*, in: *RGA* 2. Aufl. 17 (Berlin/New York 2001) 442–452.

<sup>13</sup> Hans Jürgen Eggers, *Einführung in die Vorgeschichte* (München 1959) 200; vgl. zu Eggers: Claus von Carnap-Bornheim, *Hans Jürgen Eggers und der Weg aus der Sackgasse der ethnischen Deutung*, in: *Eine hervorragend nationale Wissenschaft. Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995*, ed. Heiko Steuer (Berlin/New York 2001) 173–197.

<sup>14</sup> Brather, *Ethnische Identitäten* 163.

<sup>15</sup> Brather, *Ethnische Identitäten* 172 mit Anm. 169.

<sup>16</sup> Manfred K. H. Eggert, *Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden* (Tübingen/Basel 2001) 284.

<sup>17</sup> Brather, *Ethnische Identitäten* 162.

im Sinne Eggerts um die Möglichkeiten ihrer Beantwortung, also um das ‚wie‘ und nicht um das ‚ob‘. Würde man also dem Verdikt von Herrn Brather zur ethnischen Interpretation folgen, so würde dies, wie schon betont, nicht nur die Preisgabe unseres Faches als historisch arbeitende Disziplin bedeuten, sondern in der Folge auch sehr konkret seinen Rückzug aus dem fächerübergreifenden Gespräch vor allem mit den historischen Nachbardisziplinen, ist doch die ethnische Interpretation eine der entscheidenden Nahtstellen zu diesen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Wie hätte ich meinen Vortrag betiteln sollen, um den ich von dem Veranstalter einer interdisziplinären Tagung (W. Pohl): ‚Die Langobarden. Herrschaft und Identität‘ in Wien im November 2001 gebeten wurde.<sup>18</sup> Im Sinne von Herrn Brather hätte ich über Langobarden aus archäologischer Sicht nicht sprechen können, es sei denn ich hätte zwei merkwürdige Auswege gewählt: 1. hätte ich Langobarden mit den von S. Brather so vielfach gebrauchten Anführungsstrichen versehen können<sup>19</sup> mit der unausweichlichen Rückfrage von Seiten der Historiker, was damit dann gemeint sei? und 2. hätte ich anstatt der Nennung von Langobarden z. B. die neutrale Bezeichnung Kulturgruppe oder Kulturmodell (s. u.) von *Nocera Umbra* wählen können, einem der großen und ersten (langobardischen) Gräberfelder mit der gleichfalls unvermeidlichen Rückfrage, welche für den Historiker verständliche Sinngebung dieser Bezeichnung innewohnt, also irgendwie vielleicht doch Langobarden, die aber im Sinne Brathers letztlich dann doch keine sind! Kurzum: Fächerübergreifende Tagungen, Arbeiten und dergleichen verlören ihren Sinn, da Historiker und Archäologen sich dann nicht mehr verstehen können, da ja Stammesnamen sozusagen tabu sind.<sup>20</sup>

Gerne ergreife ich somit als „geistesverwandter Fachvertreter der Nachbardisziplin“<sup>21</sup> die Gelegenheit, bei dem Symposium zu Ehren von Herwig Wolfram, dem ich mich seit seinem ‚Gotenbuch‘<sup>22</sup> freundschaftlich verbunden fühle, über die ethnische Interpretation zu sprechen. Ich tue dies auch deswegen sehr gerne, da die Mediävistik der ethnischen Interpretation schon immer mißtrauisch gegenüberstand, wozu ich stellvertretend nur einen Kollegen nenne, der stets das fachübergreifende Gespräch gesucht hat; so schrieb kürzlich Walter Pohl noch wohlwollend, bereits mit Verweis auf S. Brather: „Das soll nicht heißen, daß ethnische Zuordnung aufgrund eines archäologischen Befundes nicht unmöglich wäre, wenn die Hinweise dicht genug sind, doch beschreibt sie keine Realität, sondern eine Wahrnehmung“ mit der Schlußfolgerung: „Die Lebensnähe der ethnischen Unterscheidung nachzuweisen, kann der archäologische Befund nicht leisten“.<sup>23</sup> Dieses Mißtrauen ist, dies räume ich freimütig ein, verständlich, da die

<sup>18</sup> Volker Bierbrauer, Archäologie der Langobarden in Italien. Ethnische Interpretation und Stand der Forschung, in: *Die Langobarden – Herrschaft und Identität*, ed. Walter Pohl/Peter Erhart (im Druck).

<sup>19</sup> Vgl. z. B. den Aufsatz von Brather, ‚Germanische‘, ‚slawische‘ und ‚deutsche‘ Sachkultur.

<sup>20</sup> Vgl. auch meine Schlußbemerkungen in meinem Beitrag zu Anm. 18.

<sup>21</sup> Herwig Wolfram, *Die Goten und ihre Geschichte* (München 2001) 23.

<sup>22</sup> Herwig Wolfram, *Die Goten. Von den Anfängen bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts. Entwurf einer historischen Ethnographie* (München 1979/42001).

<sup>23</sup> Walter Pohl, *Die Völkerwanderung. Eroberung und Integration* (Stuttgart/Berlin/Köln 2002) 21; vgl. z. B. ferner Walter Pohl, *Conceptions of ethnicity in early Medieval studies*, in: *Archaeologia Polona* 29 (1991) 39–49, bes. 47. Für die besonders heftige Kritik der italienischen Mediävistik an den Methoden der italienischen frühgeschichtlichen Archäologie, besonders der ethnischen Interpretation: Volker Bierbrauer, *Frühe langobardische Siedlung in Italien: Gräberarchäologie und Siedlungsarchäologie – methodische Probleme ihrer Interpretation*, in: *I Longobardi dei ducati di Spoleto e Benevento. Atti del XVI Congresso internazionale di studi sull'Alto Medioevo, Spoleto e Benevento 2002* (Spoleto 2003) 30–34. Vgl. auch die aus meiner Sicht eher amüsante Bemerkung des Birminghamer Historikers Chris Wickham: „And indeed, a man or a woman with a Lombard-style brooch is no more necessarily a Lombard than a family in Bradford with a Toyota is Japanese; artefacts are no secure guide to ethnicity.“ Vgl. Chris Wickham, *Early Medieval Italy. Central Power and Local Society 400–1000* (Totowa/New Jersey 1981) 68, zuletzt ganz im Sinne von Chr. Wickham aufge-

frühgeschichtliche Archäologie nicht immer ausreichend beweispflichtig und methodisch befriedigend begründet hat, wenn sie ethnisch interpretierte; dennoch gibt es genügend Beispiele, bei denen man dieser Bringschuld nachkam und genau dies meinte ich in meiner Kritik an S. Brather, der sich mit diesen eben nicht auseinandergesetzt hat, z. B. nicht mit Hermann Ament, Frauke Stein, Max Martin und Volker Bierbrauer.<sup>24</sup>

Anders als S. Brather werde ich mich dem Problem der ethnischen Interpretation nicht mit einer Diskussion um den theoretischen Überbau auseinandersetzen; statt dieses Weges von ‚oben‘ bevorzuge ich den Weg von ‚unten‘, also meinem Fachverständnis entsprechend von der archäologischen Quelle (Funde und Befunde) zur Aussage; dabei wird sich zeigen, was methodisch trägt und was nicht, wobei sehr unterschiedliche Grundkonstellationen von Bedeutung sein werden. Diese Vorgehensweise hat somit nichts mit Theoriefeindlichkeit zu tun: „Für die je konkrete, in einer bestimmten Fund- und Befundsituation herausgearbeitete archäologische Kultur gibt es keine Patent- oder Standarddeutung. Das gesamte Spektrum der Möglichkeiten muß vielmehr an jeden einzelnen Fall herangetragen und sorgfältig erwogen werden.“<sup>25</sup> Auf solche unterschiedlichen Grundkonstellationen nehmen die fünf Fallbeispiele Bezug.

Die entscheidenden, weil aussagekräftigsten Quellen sind die der Gräberarchäologie und auf ihr gründen meine Fallbeispiele. Um ein mögliches Mißverständnis zu vermeiden, sei darauf hingewiesen, daß dem Gebrauch von *gentes*-Namen durch den Archäologen nur jene Sinnhaftigkeit beigemessen werden kann, die der Historiker in Interpretation der Schriftquellen diesen nach dem derzeitigen Forschungsstand beimißt.<sup>26</sup>

---

nommen von seinem amerikanischen Kollegen Patrick J. Geary, Europäische Völker im frühen Mittelalter. Zur Legende vom Werden der Nationen (Frankfurt 2002) 49.

<sup>24</sup> Frauke Stein, Die Bevölkerung des Saar-Mosel-Raumes am Übergang von der Antike zum Mittelalter. Überlegungen zum Kontinuitätsproblem aus archäologischer Sicht, in: *Archaeologia Mosellana* 1 (1989) 89–195; Frauke Stein, Frühmittelalterliche Bevölkerungsverhältnisse im Saar-Mosel-Raum. Voraussetzungen der Ausbildung der deutsch-französischen Sprachgrenze?, in: *Grenzen und Grenzregionen*, ed. Wolfgang Haubrichts/ Reinhard Schneider (Saarbrücken 1993) 69–98; Hermann Ament, Franken und Romanen im Merowingerreich als archäologisches Forschungsproblem, in: *Bonner Jahrbücher* 178 (1978) 377–394; Max Martin, Das spätrömisch-frühmittelalterliche Gräberfeld von Kaiseraugst, Kt. Aargau. Teil A: Text (Derendingen-Sothurn 1991); Volker Bierbrauer, Die ethnische Interpretation der Sintana de Mureş-Černjachov-Kultur, in: *Die Sintana de Mureş-Černjachov-Kultur*, ed. Gudrun Gomolka-Fuchs (Bonn 1999) 211–238; hinzuzufügen wären außer vielen anderen z. B. auch die Studien von Max Martin, „Mixti Alamannis Suevi“? Der Beitrag der alamannischen Gräberfelder am Basler Rheinknie, in: *Probleme der frühen Merowingerzeit im Mitteldonauraum* (Brno 2002) 195–223; Horst Wolfgang Böhme, Franken und Romanen im Spiegel spätrömischer Grabfunde im nördlichen Gallien, in: *Die Franken und die Alemannen bis zur „Schlacht bei Zülpich“ (496/97)*, ed. Dieter Geuenich (RGA Erg. Bd. 19, Berlin/New York 1998) 31–58. Solche begründeten methodischen Konzepte finden keine Berücksichtigung auch in der Freiburger Dissertation von Gerhard Jentgens, *Die Alamannen. Methoden und Begriffe der ethnischen Deutung archäologischer Befunde* (Rahden/Westf. 2001); obgleich auf Süddeutschland bezogen, wird dennoch immer wieder darüber hinausgehend die frühgeschichtliche archäologische Forschung in Deutschland insgesamt ‚bewertet‘ bis hin zu letztlich nach meiner Auffassung verunglimpfenden Bemerkungen der Schule von Joachim Werner, bei der „sich deutlich [zeigt], wie stark eine bestimmte Schule die Forschung für Jahrzehnte auf eine bestimmte Interpretationsausrichtung zu Lasten der Vielfalt festlegen kann“ (119). Grundsätzlich skeptisch zur ethnischen Interpretation bzw. diese letztlich ablehnend auch der Lehrer von G. Jentgens, Heiko Steuer; zitiert seien nur zwei Belegstellen: *Archäologie und germanische Sozialgeschichte. Forschungstendenzen in den 1990er Jahren*, in: *Runische Schriftkultur in kontinental-skandinavischen und -angelsächsischen Wechselbeziehungen*, ed. Klaus Düwel (Berlin/New York 1994) 15 und ders., *Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde*, in: *RGA* 2. Aufl. 11 (Berlin/New York 1998) 341. – Zu Jentgens vgl. auch Martin, „Mixti Alamannis Suevi“ 305 mit Anm. 75.

<sup>25</sup> Eggert, *Prähistorische Archäologie* 296.

<sup>26</sup> Walter Pohl, Tradition, Ethnogenese und literarische Gestaltung: eine Zwischenbilanz, in: *Ethnogenese und Überlieferung. Angewandte Methoden der Frühmittelalterforschung*, ed. Karl Brunner/Brigitte Merta (VIÖG 31, Wien, München 1994) 9–26; Walter Pohl, Telling the difference: Signs of ethnic identity, in:

Da, wie schon gesagt, die Beweisführung auf der Gräberarchäologie gründet, gebrauche ich neben den Begriffen ‚archäologische Kultur‘ bzw. ‚Kulturgruppe‘ als zeitlich-räumliche Kongruenzen einer Summe von Befunden (und Funden)<sup>27</sup> auch und in demselben Sinne den Begriff ‚Kulturmodell‘, auch dieser aus dem Sepulkralwesen heraus verstanden;<sup>28</sup> der Begriffsinhalt entspricht somit dem von R. Hachmann in seinen Seminaren in Saarbrücken in den sechziger Jahren entwickelten Modell des ‚Totenrituals‘, das dann von F. Stein und J. Lichardus übernommen wurde.<sup>29</sup>

## 2. AUSGEWÄHLTE FALLBEISPIELE

### 2.1. Langobarden in Italien

Dieses Fallbeispiel, von mir bereits ausführlich behandelt,<sup>30</sup> betrifft ethnische Interpretation mit der Grundkonstellation der Überschichtungsproblematik als Folge von Wanderbewegungen, wozu man viele Fallbeispiele abschreiten müßte, so Angeln und Sachsen in England, Franken in Gallien und natürlich die germanischen Staatenbildungen am Mittelmeer; hierbei würde sich zeigen, daß die Beweisführung in ihrer methodischen Gewichtung sehr ähnlich dem Beispiel der Langobarden wäre. Um die Mitte und in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts läßt sich in Italien ein hier bislang unbekanntes, also fremdes Kulturmodell nachweisen, das ich zunächst nur mit x bezeichnen möchte. Es ist gekennzeichnet durch eine spezifische Beigabensitte, also verbunden mit bestimmten Jenseitsvorstellungen (s. u.), d. h. vor allem durch die Bestattung in zu Lebzeiten getragener Tracht, durch spezifische Amulette und vor allem durch die Waffenbeigabe als normativem Bereich und u. a. durch Speise- und Trankbeigabe sowie durch Fleischbeigaben als variabler Bereich der Beigabensitte.<sup>31</sup> Dieses Kulturmodell x kann zurückverfolgt werden in seine Herkunftsräume Niederösterreichs, Südmährens und Westungarns. Neu und fremdartig in Italien heißt seine Gegenüberstellung zu dem Kulturmodell y, also dem bodenständigen, das hier unstrittig und ohne zu zögern so gleich als romanisch bezeichnet werden darf.<sup>32</sup> Dieses romanische Kulturmodell ist völlig andersartig strukturiert als das Kulturmodell x, da es auf der regelhaft beigabenlo-

---

Strategies of Distinction: the Construction of the Ethnic Communities, 300–800, ed. Walter Pohl/Helmut Reimitz (Transformation of the Roman World 2, Leiden/Boston/Köln 1998) 17–69. Vgl. zuletzt sehr kritisch: Geary, Europäische Völker im frühen Mittelalter.

<sup>27</sup> Z. B. Eggert, Prähistorische Archäologie 296.

<sup>28</sup> Erstmals von mir benützt: Volker Bierbrauer, Romanen im fränkischen Siedelgebiet, in: Die Franken, Wegbereiter Europas (Mainz 1996) 110–120; ferner Bierbrauer, Ethnische Interpretation.

<sup>29</sup> Zuletzt Rolf Hachmann/Silvia Penner, Kämide el Löz 3. Der eisenzeitliche Friedhof und seine kulturelle Umwelt (Bonn 1999) 169–174; Stein, Bevölkerung; dies., Frühmittelalterliche Bevölkerungsverhältnisse; dies., Kulturelle Ausgleichsprozesse zwischen Franken und Romanen im 7. Jahrhundert. Eine archäologische Untersuchung zu den Verhaltensweisen der Bestattungsgemeinschaft von Rency/Renzig bei Audun-Le-Tiche in Lothringen, in: Akkulturation. Probleme einer germanisch-romanischen Kultursynthese in Spätantike und frühem Mittelalter, ed. Dieter Hägermann/Jörg Jarnut (im Druck) mit Anm. 1; Wolfgang Adler, Studien zur germanischen Bewaffnung. Waffenmitgabe und Kampfweise im Niederelbegebiet und im übrigen freien Germanien um Christi Geburt (Bonn 1993) 16.

<sup>30</sup> Zuletzt: Volker Bierbrauer, Die Landnahme der Langobarden in Italien aus archäologischer Sicht, in: Ausgewählte Probleme europäischer Landnahmen des Früh- und Hochmittelalters. Methodische Grundlegendiskussion im Grenzbereich zwischen Archäologie und Geschichte 1, ed. Michael Müller-Wille/Reinhard Schneider (Vorträge und Forschungen 41, 1, Sigmaringen 1993) 103–172; ders., Frühe langobardische Siedlung; ders., Archäologie der Langobarden.

<sup>31</sup> Vgl. zu diesen Unterscheidungskategorien Hermann Friedrich Müller, Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen – Kreis Ludwigsburg (Stuttgart 1976) 133–136.

<sup>32</sup> Ellen Riemer, Romanische Grabfunde des 5.–8. Jahrhunderts in Italien (Rahden/Westf. 2000).

sen christlichen Bestattung beruht, eben als Ausdruck der neutestamentlichen Auffassung in einer bereits im fünften Jahrhundert weitgehend christianisierten Gesellschaft, daß der Leib verwest, und man für die Auferstehung ein *corpus spirituale*, einen geistigen Leib erhoffte; hieran ändert wenig, daß diese regelhafte Beigabenlosigkeit vor allem im sechsten und siebten Jahrhundert immer wieder durchbrochen wurde.<sup>33</sup> Für unsere ethnische Beweisführung ist jedoch entscheidend, daß diese romanischen Bestattungen mit zu Lebzeiten getragener Tracht und Schmuck sowie mit bestimmten Beigaben<sup>34</sup> in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts und in der Zeit um 600 prinzipiell nichts mit denen des Kulturmodells x gemeinsam haben. Die Andersartigkeit des romanischen Kulturmodells zu dem Kulturmodell x kann zu dieser Zeit größer nicht sein, und diese Alterität<sup>35</sup> beruht grundsätzlich auf den hochrangigen Kriterien völlig unterschiedlicher ‚Beigaben‘-Sitten, mithin auch völlig unterschiedlicher Jenseitsvorstellungen. Ich wüßte nicht, welche Argumente daran hindern, das Kulturmodell x mit Blick auf die Schriftquellen nun mit Langobarden zu verbinden und somit dann auch die damit verbundene Beigabensitte als heidnisch zu bezeichnen, dies eben in Gegenüberstellung zu der christlich-romanischen. Entscheidend für die ethnische Beweisführung sind also die unterschiedlichen, gut begründbaren Beigabensitten. Hinzu kommen noch die völlig unterschiedlichen langobardischen und romanischen Frauentrachten<sup>36</sup> und erst ergänzend deren unterschiedliche Fibeltypen, aber auch bei diesen mit über den Fibeltyp hinausführenden Bedeutungsinhalten: bei der Romanin außer der Scheibenfibel Fibeln, die das christliche Bekenntnis der Trägerin sichtbar zum Ausdruck bringen (Kreuzfibeln, Tauben-, Pfauen- und Hahnenfibeln)<sup>37</sup> und bei der Langobardin Bügelfibeln mit germanischer Tierornamentik, zunächst im pannonischen Stil I und dann im Stil II sowie Kleinfibeln (vor allem S-Fibeln). Grundlage für die ethnische Interpretation am Beispiel der in Italien eingewanderten Langobarden ist also weder das „Sachgut“ (Brather: s. o.) noch die Verbreitung von Fibeltypen, wie H. Steuer in seiner Kritik an diesem ethnischen Interpretationsmodell anmerkte: „Die einseitige Entscheidung, diese Funde [gemeint sind die S-Fibeln: V. B.] als Beleg für Wanderungen zu nehmen, ist nur aus dem Vorwissen über diese Wanderung verständlich, nicht aus der Struktur eines solchen Formenkreises selbst“.<sup>38</sup> Das langobardische Kulturmodell der Einwanderungszeit ist dann im siebten Jahrhundert als Folge der Romanisierung auf unterschiedliche Weise Veränderungen unterworfen. Sie wirkt sich am stärksten bei der Frau aus, die im Sepulkralwesen nach dem ersten Drittel des siebten Jahrhunderts nicht mehr von einer Romanin unterschieden werden kann. Der langobardische Mann übernimmt u. a. die vierteilige Gürtelmode, z. T. auch die romanische Mantelfibel (gleichartige Bügelfibel), bleibt aber durch die Waffenbeigabe (und Sporenbeigabe) weiterhin

<sup>33</sup> Bierbrauer, Archäologie der Langobarden (im Druck); ders., Frühe langobardische Siedlung 35–43; ders., Romanen, in: RGA 2. Aufl. 25 (Berlin/New York 2003) 211–218, 223–228.

<sup>34</sup> Vgl. Anm. 33.

<sup>35</sup> Brather, Ethnische Identitäten 158.

<sup>36</sup> Vgl. Anm. 33.

<sup>37</sup> Volker Bierbrauer, Kreuzfibeln in der mittelalpinen romanischen Frauentracht des 5.–7. Jahrhunderts: Trentino und Südtirol, in: Miscellanea di Studi in onore di Giulia Mastrelli Anzilotti. Archivio per l'Alto Adige. Rivista di studi alpini 86 (1992) 1–26; ders., Kreuzfibeln und Tierfibeln als Zeugnisse persönlichen Christentums in der Romania Oberitaliens (5.–7. Jahrhundert), in: Studi di archeologia e storia dell'alto medioevo in memoria di Ottone d'Assia, ed. Sauro Gelichi (Firenze 2003, im Druck); ders., Fibeln als Zeugnisse persönlichen Christentums südlich und nördlich der Alpen, in: Acta Praehistorica et Archaeologica 34 (2002) 209–224.

<sup>38</sup> Heiko Steuer, Theorien zur Herkunft und Entstehung der Alemannen. Archäologische Forschungsansätze, in: Die Franken und die Alemannen bis zur „Schlacht bei Zülpich“ (496/97), ed. Dieter Geuenich (RGA Erg. Bd. 19, Berlin/New York 1998) 273; vgl. z. B. auch Brather mit Zitat in Anm. 9.

gut unterscheidbar von der mit dem romanischen Kulturmodell verbundenen Beigabensitte, nicht nur dies: Die Waffenbeigabe wird bemerkenswerterweise beibehalten bis in das dritte Viertel des siebten Jahrhunderts, also bis in jenen Zeitraum, in dem die Langobarden ihre nunmehr synkretistisch geprägte Beigabensitte gänzlich aufgeben und ihre Toten nun nach christlich-romanischem Vorbild beigabenlos beerdigen.<sup>39</sup> Dieser Befund ist auch im Sinne der vergleichenden Archäologie nicht nur bemerkenswert, sondern von besonderer Aussagekraft, weil bei vergleichbarer Grundkonstellation die Waffenbeigabe z. B. bei den Franken im romanischen Kerngebiet zwischen Seine und Maas wegen früherer Romanisierung bereits um 600 aufgegeben wird,<sup>40</sup> d. h. die langobardische Waffenbeigabe rückt somit in die Nähe dessen, was der Historiker mit ‚Identität‘ (oder ‚Wir-Gefühl‘) glaubt bezeichnen zu dürfen, also wohl doch mehr nur als eine „Wahrnehmung“ im Sinne von W. Pohl.<sup>41</sup> Romanisierung und Christianisierung sind bei den Langobarden im 7. Jahrhundert zwei Seiten ein und derselben Medaille, letztere im synkretistischen Gewande; dies äußert sich vor allem in den langobardischen Kirchengräbern, sowohl in Eigenkirchen als auch in orthodoxen Kirchen. Hier wurden auch Träger der Siegelringe mit Brustbildern (mit Beischrift) bestattet, bezeichnenderweise mit Waffen wie auch andere Langobarden in diesen Kirchen.<sup>42</sup> Das partielle und regional sehr unterschiedliche Durchbrechen der regelhaften Beigabenlosigkeit im romanischen Sepulkralwesen ist bislang nicht befriedigend erklärt; eine Germanisierung, wie sie für die übrige Romania erwogen wird, ist für Italien nach meiner Auffassung wenig wahrscheinlich.<sup>43</sup>

Trotz der fortschreitenden Akkulturation lassen sich langobardische Männer der Oberschicht auch im 7. Jahrhundert zweifelsfrei nachweisen. Ethnisch interpretierend bleibt die entscheidende Determinante die aus dem Auswanderungsraum ‚mitgebrachte‘ Waffenbeigabe, dazu u. a. die Sporenbeigabe und auch der germanische Tierstil II auf den Sporen und den Spatha- und Saxgarnituren;<sup>44</sup> gleiches gilt für bestimmte Grabformen (Gräber mit vier Eckpfosten: Totenhäuser mit hölzerner Überdachung), Fleischbeigaben (oft Geflügel) und die Art und Weise der Deponierung der Waffen im Grabe, alles dies gleichfalls schon im Auswanderungsraum bekannt<sup>45</sup> und dem romanischen Kulturmodell fremd. Leider ist die Strukturanalyse anhand großer Nekropolen kaum möglich: Außer der wohl überwiegend oder rein langobardischen Nekropole von Nocera Umbra, die schon um 620/630 aufgegeben wird,<sup>46</sup> und dem nach wie vor unterschiedlich interpretierten Gräberfeld von Castel Trosino<sup>47</sup> wird künftig die Nekropole

<sup>39</sup> Bierbrauer, Archäologie der Langobarden (im Druck); ders., Frühe langobardische Siedlung 39f.

<sup>40</sup> Stein, Bevölkerung 148f.; Ament, Franken und Romanen 383–390.

<sup>41</sup> Vgl. Anm. 23; zur Bedeutung der Waffen bei den Langobarden in Italien vgl. Stefano Gasparri, *La cultura tradizionale dei Longobardi. Struttura tribale e resistenza pagane* (Spoleto 1983) 52–54.

<sup>42</sup> Zu den langobardischen Kirchengräbern und zu den Trägern der Siegelringe: Bierbrauer, Frühe langobardische Siedlung 46; Volker Bierbrauer, Langobardische Kirchengräber, in: Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 41/42 (2000/01) 225–242.

<sup>43</sup> Zuletzt: Bierbrauer, Frühe langobardische Siedlung 38.

<sup>44</sup> Zuletzt: Bierbrauer, Frühe langobardische Siedlung, mit Hinweis auf die Funde in der Crypta Balbi in Rom 40.

<sup>45</sup> Bierbrauer, Landnahme, bes. 112–114.

<sup>46</sup> Cornelia Rupp, *Das langobardische Gräberfeld von Nocera Umbra* (unveröff. Diss. Bonn 1993); auszugsweise als Dissertationsdruck Bonn 1995; ferner dies., *La necropoli longobarda di Nocera Umbra* (loc. Il Portone): l'analisi archeologica, in: *Umbria longobarda. La necropoli di Nocera Umbra nel centenario della scoperta* (Roma 1996) 23–40; dies., *La necropoli longobarda di Nocera Umbra: una sintesi*, in: *L'Italia centro-settentrionale in età longobarda*, ed. Lidia Paroli (Firenze 1997) 167–183.

<sup>47</sup> Zusammenfassend zuletzt: Bierbrauer, Archäologie der Langobarden (im Druck); ders., Frühe langobardische Siedlung 56.

von Romans d'Isonzo in Friaul mit bislang 245 Gräbern wegweisend sein:<sup>48</sup> In einem schon existierenden romanischen Gräberfeld wurden langobardische Frauen und Männer bereits der Einwanderergeneration beigesetzt mit allen Merkmalen des oben beschriebenen Kulturmodells. Diese Friedhofsgemeinschaft zwischen Romanen und Langobarden dürfte für Italien vermutlich die Regel sein und somit auch ein wichtiger Hinweis für die Art und Weise der Installierung langobardischer Siedlung in der ländlichen Romania und für das enge Mit- und Nebeneinander beider Bevölkerungsgruppen;<sup>49</sup> wird gemeinsam bestattet, so darf man vermuten, daß man auch im Leben gemeinsam wohnte. Leider sind diese Siedlungen bislang nicht flächig untersucht.<sup>50</sup> Trotz gemeinsamer Friedhöfe (und gemeinsamer Siedlungen) mit allen Voraussetzungen für eine umfassende Akkulturation, insbesondere doch wohl im Sinne einer Romanisierung und nicht umgekehrt (s. o.), wird langobardische ‚Identität‘ bewahrt: So werden in Romans d'Isonzo Langobarden weiterhin mit ihren Waffen und anderen für das langobardische Kulturmodell genannten Determinanten bis um die Mitte des 7. Jahrhunderts beerdigt, wobei sich jedoch ‚Sippenareale‘ in dem weiterhin auch von Romanen benützten Gräberfeld abzeichnen;<sup>51</sup> auch diese Bestattungsweise in ‚Sippenarealen‘ geht bereits auf den Auswanderungszeitraum zurück.<sup>52</sup> Über die Strukturanalyse hinaus ist Romans d'Isonzo wegen seiner hohen Gräberzahl auch wichtig für die vertiefte Kenntnis des romanischen Sepulkralwesens: Am Beispiel der bereits 145 publizierten Bestattungen (mit Gräberfeldplan) wird eine spezifische Beigabensitte erkennbar, nämlich die ‚Einzelbeigabe‘ von Kamm und/oder Messer, die auch sonst für den Alpenraum und Oberitalien vielfach belegt ist, der aber im gleichen Raum eine andere romanische ‚Beigaben‘-Sitte gegenübersteht, die als Fortsetzung spätrömischer Bestattungstraditionen mit Schmuck (Ohringe, Armreife, Fingerringe) zu verstehen ist.<sup>53</sup> Durch weitere Studien zum romanischen Sepulkralwesen werden die hier nur skizzierten Merkmale des romanischen Kulturmodells weiter vertieft werden können, was wiederum die Andersartigkeit des langobardischen Kulturmodells trotz der Akkulturationserscheinungen im 7. Jahrhundert deutlicher werden läßt.

Ethnisch interpretierend ist für die Langobarden das einwanderungszeitliche Kulturmodell ausschlaggebend, das noch frei von Akkulturationserscheinungen dem romanischen Kulturmodell gegenübersteht, also zwei „homogene und distinkte Blöcke“; da diese, wie betont, sich auf die Gräberarchäologie als der aussagekräftigen Quellengattung (im Vergleich zur Siedlungsarchäologie und zu Hort-/Depotfunden) bezieht, ist die Kritik von S. Brather an den „distinktiven Blöcken“ nicht zutreffend.<sup>54</sup>

## 2.2. Westgoten im Frankenreich

Dieses Fallbeispiel führt wie die beiden nächsten Beispiele in die komplizierte Problematik ethnischer Interpretation im *innergermanischen* Bereich bzw. zwischen germanischen Bevölkerungsgruppen; es ist methodologisch besonders interessant, da das

<sup>48</sup> Zuletzt mit Literatur: Volker Bierbrauer, Romans d'Isonzo, in: RGA 2. Aufl. 25 (Berlin/New York 2003) 320–323.

<sup>49</sup> Zuletzt ausführlich: Bierbrauer, Frühe langobardische Siedlung 54–58.

<sup>50</sup> Zuletzt: Bierbrauer, Frühe langobardische Siedlung 48–60.

<sup>51</sup> Bierbrauer, Frühe langobardische Siedlung 44 f.

<sup>52</sup> Bierbrauer, Landnahme 112.

<sup>53</sup> Bierbrauer, Romans d'Isonzo; ders., Frühe langobardische Siedlung 44, und ders. künftig mit der Edition und Bearbeitung der Nekropole in Säben (Südtirol), deren Veröffentlichung für 2004 vorgesehen ist.

<sup>54</sup> Brather, Kulturgruppe und Kulturkreis 451; selbstverständlich ist, daß die aus der Gräberarchäologie abgeleiteten und ethnisch interpretierenden Aussagen nicht „die gemeinsame Lebenswelt und die von verschiedenen Bevölkerungsgruppen getragene Kultur der Spätantike und des frühen Mittelalters“ in einem umfassenden Sinne beschreiben können.

zeit- und räumliche Bezugfeld *ohne* schriftliche Evidenz ist.<sup>55</sup> Der Befund: Vorwiegend in Nordgallien sind fast 50 fränkische Nekropolen<sup>56</sup> bekannt (Abb. 1), in denen Frauen mit großen Blechfibeln und gelegentlich Adlerfibeln und einem großen Gürtelschloß mit rechteckiger Beschlagplatte (Abb. 2, 1) beigesetzt wurden.<sup>57</sup> Zeitlich gehören sie fast alle in den auffallend begrenzten Zeitraum vom Ende des 5. bis zum ersten Viertel des 6. Jahrhunderts. Dieser Befund ist deshalb bemerkenswert, weil sowohl die Tracht als auch ihre Typen hier in Nordgallien völlig fremd sind: Die großen Blechfibeln liegen an den Schultern (Abb. 2, 2) und gehörten folglich zu einem peplosartigen Gewand („Trägerkleid“). Mit dieser zu Lebzeiten getragenen Tracht sind diese Frauen in Nordgallien als Nichteinheimische, als Fremde, sofort erkennbar, da die zeitgenössische fränkische Frauentracht hier eine völlig andere war. Im Sinne vergleichender Archäologie läßt sich dieser auffallende Befund in Nordgallien nun schärfer konturieren und dann auch ethnisch interpretieren, nämlich mit Blick auf das zeitgleiche Spanien und südwestfranzösische Septimanie. In zahlreichen Nekropolen vom Typ Duratón wurden hier Hunderte von Frauen genau in derselben Tracht wie in Nordgallien beerdigt, also mit Blechfibeln an den Schultern und großen Gürtelschlössern mit rechteckiger Beschlagplatte (Abb. 2, 3–4), wobei sogar die Typen des Trachtzubehörs mustergleich, z. T. sogar werkstattgleich sind.<sup>58</sup> Für die beiden weit auseinander gelegenen Befunde in Nordgallien und in Spanien (einschließlich Septimanie) bleiben prinzipiell, also ohne „historisches Vorwissen“, <sup>59</sup> zwei Interpretationsmöglichkeiten: Die hier wie dort zu dieser Zeit ‚fremden‘ Frauen sind in Nordgallien aus Spanien zugewandert oder umgekehrt. Angesichts der hohen Gräberzahlen scheidet Exogamie als dritte Erklärungsmöglichkeit aus; diese mag auf die östlichen, zu Nordgallien peripher gelegenen Gebiete zutreffen. Aber auch eine der beiden zuvor genannten Interpretationsmöglichkeiten scheidet aus, nämlich die Zuwanderung aus Nordgallien nach Spanien, wie sie kürzlich erwogen wurde;<sup>60</sup> gegen diese Annahme sprechen angesichts der hier wie dort zeitgleichen Befunde folgende Argumente: 1. der demographische Vergleich, 2. bleiben die Frauen mit Peplos-tracht in den im wesentlichen von Franken belegten Nekropolen sehr vereinzelt während 3. die Peplosträgerinnen *eines* der kennzeichnenden Merkmale der Nekropolen vom Typ Duratón in Spanien sind.

In Nordgallien ist der geschilderte Befund ethnisch nicht interpretierbar, da für das fränkische Siedelgebiet Zuwanderungen aus Spanien und Septimanie in den Schriftquellen nicht belegt sind; somit kann die ethnische Interpretation nur über Spanien (und Septimanie) erfolgen, da hier zeitgenössische schriftliche Überlieferung vorliegt,

<sup>55</sup> Volker Bierbrauer, *Les Wisigoths dans le royaume franc*, in: *Antiquités Nationales* 29 (1997) 167–200.

<sup>56</sup> Fränkisch im Sinne des Forschungskonsens, was hier nicht näher diskutiert werden kann. Dies im Sinne zuletzt von H. Ament und F. Stein (Totenritual A): vgl. Anm. 24; zuletzt zusammenfassend mit weiterer Literatur einschließlich der abweichenden Meinungen von P. Périn und zu dem Problem des archäologischen Nachweises von Romanen, eventuell auch in diesen Gräberfeldern: Bierbrauer, *Romanen* 233–237.

<sup>57</sup> Hierzu und zum folgenden: Bierbrauer, *Les Wisigoths*; zur Tracht vgl. auch Anm. 76.

<sup>58</sup> Vgl. hierzu zuletzt die Arbeit von Wolfgang Ebel-Zepezauer, *Studien zur Archäologie der Westgoten vom 5.–7. Jahrhundert n. Chr.* (Mainz 2000); vgl. hierzu die in einigen Punkten kritische Rezension von Jörg Kleemann, in: *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 42 (2001) 433–471, die jedoch die vorgetragene ethnische Interpretation nicht berühren.

<sup>59</sup> Steuer, *Theorien* 273.

<sup>60</sup> Barbara Sasse, ‚Westgotische‘ Gräberfelder auf der Iberischen Halbinsel am Beispiel der Funde aus El Carpio de Tajo – Torrijos, Toledo (Mainz 2000) 162; die Autorin ist u. a. auch der Meinung, daß der hier diesem zweiten Fallbeispiel zugrundeliegende Befund in Nordgallien mit „Gruppen der an der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern beteiligten donauländischen Barbaren“ verbunden werden könne, da „die nordfranzösischen Funde an das Schlachtgebiet [anschließen]“: ebd. 162; so schon dies., *Die Westgoten in Südfrankreich und Spanien. Zum Problem der archäologischen Identifikation einer wandernden „Gens“*, in: *Archäologische Informationen* 20 (1997) 44; auf eine Kommentierung möchte ich verzichten (vgl. Anm. 75).

außer selbstverständlich für Romanen auch für Westgoten<sup>61</sup>. Ohne auf die ethnische Interpretation von Westgoten und Romanen hier näher eingehen zu können, sei folgendes kurz zusammengefaßt: Ende des 5. Jahrhunderts kommt es vor allem in der kastilischen Meseta zur Anlage großer Nekropolen, eben jener vom Typ Duratón, die Belegungskontinuität bis in das 7. Jahrhundert aufweisen.<sup>62</sup> In diesen wurden Hunderte von Frauen in der Peplostracht und mit großen Gürtelschlössern bestattet (Ab. 2, 3–4) und die Männer regelhaft ohne Waffen (s. u.). Da diese Peplostracht wie in Italien und in der übrigen Romania so auch in Spanien der romanischen Frauentracht fremd ist<sup>63</sup> und in dem hier maßgeblichen Zeitraum vom Ende des 5. Jahrhunderts bis zum ersten Viertel des 6. Jahrhunderts sonst nur noch in gotischen und nicht mehr in anderen kontinental-germanischen Siedelgebieten getragen wurde,<sup>64</sup> so müssen die so bestatteten Damen in den Gräberfeldern vom Typ Duratón Westgoten gewesen sein. Diese Interpretation gewinnt weiter an Gewicht, wenn man diesen Gräberfeldern jene gegenüberstellt, die rein romanisch sind. Obgleich dieser Sepulkrtyp weniger gut erforscht ist als in Italien und im Alpenraum, ist der Befund in den südspanischen Nekropolen wegweisend, um die Andersartigkeit zu den Nekropolen vom Typ Duratón erkennen zu können, dies für Südspanien auf statistisch relevanter Grundlage.<sup>65</sup> An der Romanität der in den südspanischen Gräberfeldern beigesetzten Personen ist auch wegen ihrer Einbindung in das romanisch-mediterrane Kulturmodell, vor allem in Süditalien und Sizilien, nicht zu zweifeln.<sup>66</sup> Vergleichend archäologisch ergibt sich für Spanien (und Septimanie) für die Gräberfelder vom Typ Duratón somit eine Befundlage, die den Bestattungsplätzen der langobardischen Einwanderergeneration in Italien nicht unähnlich ist, auch wenn der Auswanderungsraum im Unterschied zu den Langobarden archäologisch nicht beschreibbar ist, der das historisch bekannte tolosanische Westgotenreich gewesen sein muß:<sup>67</sup> Was in Italien bei den Langobarden die *Waffenbeigabe* ist, ist in den Gräberfeldern vom Typ Duratón die *Peplostracht* samt großem Gürtelschloß, die ab dem Ende des 5. Jahrhunderts, wie schon gesagt, erstmals und fremd nachweisbar ist (von verein-

<sup>61</sup> Vgl. Dietrich Claude, *Geschichte der Westgoten* (Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1970) 59–62; Gisela Ripoll López, *The arrival of the Visigoths in Hispania: Population problems and the process of acculturation*, in: *Strategies of Distinction: The Construction of the Ethnic Communities, 300–800*, ed. Walter Pohl/Helmut Reimitz (*The Transformation of the Roman World 2*, Leiden/Boston/Köln 1998) 153–187 mit weiterer Literatur; Volker Bierbrauer, *Archäologie und Geschichte der Goten vom 1.–7. Jahrhundert. Versuch einer Bilanz*, in: *Frühmittelalterliche Studien* 28 (1994) 155–171; für das 7. Jahrhundert zuletzt: Dietrich Claude, *Remarks about relations between Visigoths and Hispano-Romans*, in: *Strategies of Distinction: The Construction of Ethnic Communities, 300–800*, ed. Walter Pohl/Helmut Reimitz (*The Transformation of the Roman World 2*, Leiden/Boston/Köln 1998) 117–130.

<sup>62</sup> Vgl. Bierbrauer, *Archäologie und Geschichte* 159–166.

<sup>63</sup> Max Martin, *Fibel und Fibeltracht*, in: *RGA* 2. Aufl. 8 (Berlin/New York 1994) 543–549; Bierbrauer, *Archäologie und Geschichte* 144–147, 159; ders., *Romanen*; Ebel-Zepezauer, *Studien* 127–129; Riemer, *Romanische Grabfunde* 235–238; zur romanischen ‚Einfibeln‘-Tracht vgl. z. B. ferner: Dieter Quast, *Cloisonnierte Scheibenfibeln aus Achmim-Panopolis (Ägypten)*, in: *Archäologisches Korrespondenzblatt* 29 (1999) 119; zur Peplostracht z. B. Martin, *„Mixti Alamannis Suevi“* passim; vgl. auch Anm. 37.

<sup>64</sup> Vgl. Anm. 63; Martin, *Fibel und Fibeltracht* 545, 549–569; vgl. zuletzt Horst Wolfgang Böhme, *Beobachtungen zur germanischen Frauentracht im Gebiet zwischen Niederelbe und Loire am Ende der späten Kaiserzeit*, in: *Studien zur Archäologie des Ostseeraumes. Von der Eisenzeit zum Mittelalter. Festschrift für Michael Müller-Wille*, ed. Anke Wesse (Neumünster 1998) 435–451, bes. 445 mit Anm. 33.

<sup>65</sup> Astrid Flörchinger, *Romanische Gräber in Südspanien. Beigaben- und Bestattungssitte in westgotenzeitlichen Kirchennekropolen (Rahden/Westf. 1998)* mit statistisch relevanter Quellengrundlage mit 59 Fundorten: zwölf Kirchennekropolen mit annähernd 500 Gräbern und 47 ländliche Bestattungsplätze mit mehr als 2200 Gräbern.

<sup>66</sup> Bierbrauer, *Romanen* 228f.

<sup>67</sup> Zu diesem veritablen Problem: Bierbrauer, *Archäologie und Geschichte* 153–155; ders., *Les Wisigoths* 172–174.

zelten älteren Ausnahmen abgesehen); im Zuge der Romanisierung wird die Peplostracht dann spätestens gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts aufgegeben.<sup>68</sup> Wie in Italien wurden auch in Spanien in den Nekropolen vom Typ Duratón sicherlich neben Westgoten auch Romanen bestattet, was wegen des schlechten Standes der Romanenforschung in Spanien künftig jedoch noch gesichert herausgearbeitet werden muß. Fazit des kurzen Exkurses zur ethnischen Interpretation der Nekropolen vom Typ Duratón: Die Frauen mit Peplostracht sind keine Romaninnen, auch nicht Angehörige einer angeblich nicht germanischen<sup>69</sup> Bevölkerungsgruppe mit sogenannten „Donauprovinz-Kriterien“,<sup>70</sup> sondern in Verbindung mit den Schriftquellen mithin Westgoten, eine Interpretation in einem breiten Forschungskonsens. Die zu diesen Westgotinnen gehörigen westgotischen Männer sind archäologisch nur sehr schwer nachweisbar, dies insbesondere wegen der Waffenlosigkeit der Gräber, auch dies ein integraler und wegen der Beigabensitte hochrangiger Bestandteil des gotischen Kulturmodells, der bis in das 1. Jahrhundert n. Chr. zurückreicht.<sup>71</sup>

Zurück zu dem Ausgangsbefund in Nordgallien: Wenn die Peplosträgerinnen mit großen Gürtelschnallen in Spanien (und Septimanie) Westgotinnen sind, dann sind es auch jene in Nordgallien; dies dürfte auch noch auf jene Frauen zutreffen, die die Blechfibeln (und Adlerfibeln) nicht mehr an den Schultern trugen, sondern im Becken und zwischen den Oberschenkeln als Besatzeile einer ‚Schärpe‘, und zusätzlich mit ‚Klein‘-Fibeln, dies im Sinne einer Frankisierung.<sup>72</sup> Angesichts dieses nach meiner Auffassung archäologisch vollaufgeklärten Sachverhaltes in Nordgallien (und vereinzelt auch in peripheren Gebieten<sup>73</sup>) und des mit Schriftquellen ethnisch interpretierten Befundes in Spanien (und Septimanie) erschließt sich ein unbekanntes Kapitel westgotischer Geschichte: die Migration spanischer Westgoten aus ihrer neuen *patria* in Spanien (und Septimanie) in weit entfernt gelegene Gebiete, vor allem in ein territorial eng umgrenztes Gebiet im fränkisch gewordenen Nordgallien und zudem in einem eng umgrenzten Zeitraum, nach den Möglichkeiten archäologischer Chronologie nur etwa zwei Generationen umfassend; daß die westgotischen Männer zu fehlen scheinen, hängt wie in den Nekropolen vom Typ Duratón mit der gotischen Beigabensitte zusammen (s. o.).

Die Beweisführung bei diesem 2. Beispiel gründete auf der *Tracht*; diese Peplostracht unterschied sich in Nordgallien von der germanisch-fränkischen und romanischen Frauentracht und in Spanien (und Septimanie) von der romanischen. Die ethnische Beweisführung für Nordgallien erfolgte über Spanien, wo die Trägerinnen der Peplostracht in Verbindung mit den Schriftquellen als Westgotinnen erkannt werden. Es wurde also nicht ausschließlich mit ‚gotischen‘ Fibeln bzw. *Fibeltypen* argumentiert, wie Skeptiker der ethnischen Interpretation dies der Forschung glauben vorwerfen zu können<sup>74</sup> verbunden mit dem Hinweis, daß „die mit den Westgoten in Zusammenhang gebrachten Silberblechfibeln des 5. Jahrhunderts auch in Räumen [erscheinen], so in Nordfrankreich, für die Goten eigentlich nicht nachgewiesen sind“.<sup>75</sup> Gerade deshalb ist dieses Fallbeispiel metho-

<sup>68</sup> Vgl. Bierbrauer, *Archäologie und Geschichte* 166 mit Verweis auf die Arbeiten von G. Ripoll; Ebel-Zepzauer, *Studien* 129.

<sup>69</sup> Sasse, ‚Westgotische Gräberfelder‘ 158.

<sup>70</sup> Sasse, ‚Westgotische Gräberfelder‘ 158–163; vgl. hierzu Bierbrauer, *Les Wisigoths* 174 und 176.

<sup>71</sup> Bierbrauer, *Archäologie und Geschichte* passim.

<sup>72</sup> Bierbrauer, *Les Wisigoths* 169.

<sup>73</sup> Bierbrauer, *Les Wisigoths* passim.

<sup>74</sup> Steuer, *Archäologie und Sozialgeschichte* 14f., die Tracht als Kriterium jedoch anerkennend; ders., *Theorien* 272; Brather, ‚Germanische‘, ‚slawische‘ und ‚deutsche‘ Sachkultur 181; Sasse, *Westgotische Gräberfelder* 162.

<sup>75</sup> Steuer, *Theorien* 272. Auf die Argumentation von Sasse, ‚Westgotische‘ Gräberfelder zur oben erwähnten ‚spanischen Gruppe mit ‚Donauprovinz-Kriterien‘, also zu den Peplosträgerinnen in den Nekropo-

disch interessant. Es zeigt zudem, daß ethnische Identität wie bei den Langobarden in Italien auch durch Tracht manifestiert werden kann; diese Auffassung entstamme aber, so S. Brather „national-romantischen Vorstellungen des 19. Jahrhunderts und ist aus heutiger Sicht schon im Ansatz verfehlt. Keine zeitgenössische Quelle spricht dafür, alle Wahrscheinlichkeit dagegen“.<sup>76</sup> Daß dem nicht so ist, zeigen viele Beispiele, auch dieses.

### 2.3. Ostgoten und die Černjachov-Kultur

Die Grundkonstellation ist wieder eine andere: Sie betrifft nicht den Versuch, im Innergermanischen ethnisch zu differenzieren (Beispiel 2 und Beispiele 4–5: s. u.), sondern Germanen in einem steppennomadischen Umfeld, ähnelt also grundsätzlich dem 1. Fallbeispiel.

Der Ausgangsbefund: Im Verlauf des 3. Jahrhunderts erscheint die Černjachov-Kultur neu und fremdartig in einem kulturell völlig anders geprägten Umfeld in Wolhynien in der Zeitstufe C1b um 220/230 mit einem vereinzelt Ausgreifen zu dieser Zeit bereits in die Ukraine und dann flächendeckend ab C2 etwa um die Mitte des 3. Jahrhunderts (Abb. 3). Dieser Befund entspricht somit dem der langobardischen Einwanderung in Italien, so daß auch hier mit einem ‚Landnahmevorgang‘ zu rechnen ist;<sup>77</sup> auch sind die Auswanderungsräume archäologisch gut bekannt (s. u.). Da ich die ethnische Interpretation der Černjachov-Kultur bereits ausführlich behandelt habe,<sup>78</sup> beschränke ich mich beweisführend auf das Wesentliche.

---

len vom Typ Duratón (ebd. 144–163) gehe ich nicht näher ein; meine Entgegnung hierzu findet sich in Bierbrauer, *Les Wisigoths* 175 f., dies mit Bezug auf Sasse, *Die Westgoten in Südfrankreich und Spanien* 29–48; dieser Aufsatz enthält dieselbe Argumentation, z. T. textgleich, wie in Sasse, ‚Westgotische‘ Gräber, s. o.

<sup>76</sup> Brather, *Identitäten* 168 mit dem Zitat im Zitat nach Alexander Koch (bei Brather Anm. 151–152) und mit Verweis von Brather auf die Arbeit von Gitta Böth, *Kleiderforschung*, in: *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie* 2, ed. Rolf W. Brednich (Berlin 1994) 211–228. Der Hinweis auf die Arbeit von Frau Böth ist hier verfehlt, da sie sich als Volkskundlerin ausdrücklich auf rezente neuzeitliche Befunde bezieht. Die weitere Feststellung von S. Brather, daß „keine zeitgenössische Quelle [gemeint wohl Schriftquellen, V. B.] dafür spricht, alle Wahrscheinlichkeit dagegen“ ist beweisführend wertlos, da er die komplexe Diskussion zur ethnischen Aussagekraft der Tracht in Spätantike und Frühmittelalter nicht aufnimmt. Vgl. zuletzt, jedoch mit skeptischer Einschätzung Pohl, *Telling the difference* 40–51, bes. 42: „Lack of interest for information on ‚vestimentary markers‘ ...“; natürlich ist z. B. die berühmte Stelle in den *Etymologiae* bei Isidor von Sevilla (*Etymologiae* XIX, 23, ed. William M. Lindsay, Oxford 1910) im Kapitel *De proprio quarundam gentium habitu* weitgehend wertlos (z. B. Pohl, *Telling the difference* 46 f.; Hans-Joachim Diesner, *Isidor von Sevilla und das westgotische Spanien* [Berlin 1977 64]), und auch Paulus Diaconus weiß aus eigener ‚Anschauung‘ über die langobardische Tracht des 6./7. Jahrhundert wenig bzw. nichts (z. B. Pohl, *Telling the difference* 43 f.; Gasparri, *La cultura tradizionale* 55–61, bes. 60 f.), gleichwohl lassen sich auch eindeutige Schriftquellen finden, so z. B. Victor von Vita mit seiner Information, daß die am vandalischen Königshof angestellten Römer verpflichtet waren wandalische Tracht zu tragen (*in habitu illorum [Vandalorum]*): vgl. hierzu z. B. Ludwig Schmidt, *Geschichte der Wandalen* [München 1942] 150 mit Anm. 2 und 188; zuletzt Christoph Eger, *Vandalische Grabfunde aus Karthago*, in: *Germania* 79 (2001) 384–386). Leider fehlt mir der Raum, ausführlich auf die ethnische Relevanz von Tracht eingehen zu können, sowohl mit Blick auf die Schriftquellen (z. B. John Moorhead, *The Roman Empire Divided, 400–700* [Harlow/New York 2001] 21–24, 58–60) als auch auf den archäologischen Diskurs (z. B. Böhme, *Beobachtungen*, und die Beiträge von Hayo Vierck, zitiert bei Böhme und Martin, „*Mixti Alamannis Suevi*“). Zusammenfassend möchte ich formulieren: Zeitgenössische Schriftquellen bieten kein eindeutiges widerspruchsfreies Bild, d. h. die Kompetenz über die ethnische Relevanz von Tracht zu urteilen, verbleibt beim Archäologen.

<sup>77</sup> Zur problematischen Verwendung des auch ideologisch belasteten Landnahmebegriffes durch die Archäologie: Reinhard Schneider, *Zur Problematik eines undifferenzierten Landnahmebegriffes*, in: *Ausgewählte Probleme europäischer Landnahmen des Früh- und Hochmittelalters. Methodische Grundlagendiskussion im Grenzbereich zwischen Archäologie und Geschichte* 1, ed. Michael Müller-Wille/Reinhard Schneider (Vorträge und Forschungen 41, 1, Sigmaringen 1993) 11–57, bes. 28.

<sup>78</sup> Bierbrauer, *Ethnische Interpretation*; zuletzt umfassend zur Černjachov-Kultur: Boris Magomedov, *Černjachovska kultura. Problema etnosa* (Lublin 2001); ferner z. B. Oleg Šarov, *Die frühe Phase der Černja-*

Zunächst die Zustandsbeschreibung des Kulturmodells: Die Černjachov-Kultur ist gekennzeichnet durch eine spezifische Grab- und Bestattungssitte, d. h. durch die regelhafte Bestattung in birituellen Nekropolen, also durch Brand- und Körpergräber mit einem sehr charakteristischen, weil unterschiedlichen Anteil an beiden Bestattungsarten; die Körpergrabsitte scheint im Verlauf des 4. Jahrhunderts zuzunehmen, ebenso die west-östliche Grabausrichtung. Wichtig für die Beurteilung dieser Kultur bzw. des Kulturmodells ist auch die Grabform: Dominant ist das einfache Erdgrab (‚Schachtgrab‘), Katakomben- und Nischengräber kommen mit höheren Anteilen (bis zu 20 Prozent) nur an der Schwarzmeerküste vor (s. u.).<sup>79</sup> Definierend für die Černjachov-Kultur sind auch die Beigabensitte und die Tracht: Die Männergräber sind regelhaft waffenlos; die Beisetzung der Frau erfolgte in ihrer zu Lebzeiten getragenen Peplostracht (Fibelpaare an den Schultern), dazu gelegentlich eine dritte Fibel, wohl zum Verschluss eines mantelartigen Umhangs, ferner eine Gürtelschnalle und Schmuck, der sich auf Perlenketten beschränkt. Die personenbezogene Ausstattung wird ergänzt im variablen Bereich der Beigabensitte durch sogenannte echte Beigaben, insbesondere durch Kämmen und Behältnisse für Speise und Trank und anderes.<sup>80</sup> Wichtig für die Beschreibung des Kulturmodells der Černjachov-Kultur ist außer dem Hausbau und dem Siedlungstyp ferner das religiöse Brauchtum: Amulette und Anhänger, dabei besonders häufig unter den Amuletten ‚Donau-Amulette‘, Muscheln und durchlochte Eckzähne (meist von Wildtieren) und unter den Anhängern die sogenannten Eimeranhänger.<sup>81</sup>

Die Forschung zum osteuropäischen Barbaricum ist sich schon lange einig, daß das Kulturmodell Černjachov sich nicht autochthon herausgebildet hat, sondern deren Träger in die oben genannten Räume eingewandert sind. Die Auswanderungsräume sind gut bestimmbar durch übereinstimmende Determinanten des Kulturmodells Černjachov mit denen des Kulturmodells Wielbark;<sup>82</sup> die Einwanderer kamen aus dem 1. Migrationsraum der Wielbark-Kultur, also aus den Gebieten östlich der mittleren Weichsel (Masowien, Podlasien und Polesien) einschließlich des Gebietes um Brest sowie des Lubliner Raumes und aus der sogenannten Masłomecz-Gruppe,<sup>83</sup> so daß Wollynien und die Ukraine als 2. Migrationsraum der Wielbark-Kultur zu verstehen sind.<sup>84</sup>

Das Kulturmodell Černjachov breitet sich in einem kulturell völlig anders geprägten Umfeld aus mit Kulturmodellen von ‚Restsarmaten‘ mehr oder minder im gesamten Verbreitungsgebiet der Černjachov-Kultur, von ‚Spätskythen‘ und, wie neuerdings stärker betont wird, seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. auch von Alanen im Bereich der Schwarzmeerküste sowie im Westen und im Osten der Ukraine von frühen Slawen,

---

chov-Kultur, in: Die spätrömische Kaiserzeit und die frühe Völkerwanderungszeit in Mittel- und Osteuropa, ed. Magdalena Maczyńska/Tadeusz Grabarczyk (Łódź 2000) 364–391.

<sup>79</sup> Bierbrauer, *Ethnische Interpretation* 214–216; Magomedov, *Černjachovska kultura* 182f., 189.

<sup>80</sup> Bierbrauer, *Ethnische Interpretation* 216–218.

<sup>81</sup> Bierbrauer, *Ethnische Interpretation* 219; zuletzt: Andrzej Kokowski, *Zur Herkunft einiger Amulette im Kreise der Gotenkultur*, in: *International Connections of the Barbarians of the Carpathian Basin in the 1<sup>st</sup>–5<sup>th</sup> centuries AD*, ed. Eszter Istvánovits u. Valeria Kulcsár (Nyiregyháza 2001) 201–219.

<sup>82</sup> Bierbrauer, *Ethnische Interpretation* 220f.; ders., *Archäologie und Geschichte* 98–117; Andrzej Kokowski, *Vorschlag zur relativen Chronologie der südöstlichen Kulturen des Gotenkreises*, in: *Die Sîntana de Mureş-Černjachov-Kultur*, ed. Gudrun Gomolka-Fuchs (Bonn 1999) 179–209 mit Karten 1–8; ders., *Archäologie der Goten. Goten im Hrubieszów-Becken* (Lublin 1999); Magomedov, *Černjachovska kultura*; Vladimir D. Baran, *Zum Problem der Goten und der Černjachov-Kultur*, in: *Studien zur Archäologie des Ostseeraumes. Von der Eisenzeit zum Mittelalter. Festschrift für Michael Müller*, ed. Anke Wesse (Neumünster 1998) 405–408.

<sup>83</sup> Bierbrauer, *Archäologie und Geschichte* 87–96, 99–105; zu diesem 1. Immigrationsraum einschließlich der Masłomecz-Gruppe zuletzt Kokowski, *Relative Chronologie* 184–188; ders., *Archäologie der Goten*.

<sup>84</sup> Bierbrauer, *Archäologie und Geschichte* 98–117; Kokowski, *Relative Chronologie* 181–183.

diese jedoch fast nur im Siedlungswesen (und in der Keramik) gut nachweisbar;<sup>85</sup> unter ‚Spätskythen‘ versteht die ukrainische und russische Forschung eine halbbarbarisierte, hellenisierte Bevölkerung. Diese Andersartigkeit im gesamten Kulturgefüge der nicht-germanischen Bevölkerungsgruppen zum Kulturmodell Černjachov ist mittlerweile gut erforscht. Sie betrifft alle für eine ethnische Interpretation relevanten Bereiche: Grabstätte, Grabformen, Beigabensitte, Tracht und teilweise auch das religiöse Brauchtum (Amulette).<sup>86</sup> Die wichtige Frage, ob das germanische Kulturmodell Černjachov der ‚Landnahmezeit‘, also vom Typ Wielbark, durch die Kulturmodelle der nichtgermanischen Bevölkerungsgruppen durch Akkulturation entscheidend umgeformt wurde, ist letztlich nur in seiner regionalen Gewichtung umstritten; nach meiner Auffassung ist dies in nicht unerheblichem Maße nur im Bereich der Schwarzmeerküste der Fall, nicht aber in den Kerngebieten der Černjachov-Kultur.<sup>87</sup>

Trotz aller Polyethnie, vor allem an der Schwarzmeerküste, ist das Kulturmodell Černjachov in dem größten Teil seines Verbreitungsgebietes im 3. und 4. Jahrhundert somit als jüngere Ausprägung des Kulturmodells Wielbark zu verstehen<sup>88</sup> und somit im Kern als germanisch,<sup>89</sup> wobei diese Interpretation sich, bezogen auf die Wielbark-Kultur, auch gut in die Kulturgruppenforschung im Osten der ‚Germania libera‘ einfügt.<sup>90</sup> Mit Blick auf die Schriftquellen der zweiten Hälfte des 3. und des 4. Jahrhunderts ist nun auch eine ethnische Interpretation der entscheidenden Träger der Černjachov-Kultur<sup>91</sup> im 4. Jhd. möglich, nämlich als Ostgoten, dies aus vier Gründen: 1. Ab 238 wurde die Balkanhalbinsel von verheerenden Gotenstürmen heimgesucht, wurden vom Imperium Jahrgelder an die Goten gezahlt, was auf vertragsähnliche Beziehungen schließen läßt und noch konkreter: „Ab 257 setzten die gotischen Flottenunternehmungen ein, deren logistische Voraussetzung die Gewinnung der Nord- und Nordostküste des Schwarzen Meeres durch die Goten war“, 268 war Tyras (bei Odessa) gotisch.<sup>92</sup> 2. Andere germanische *gentes* sind den zeitgenössischen Autoren für Wolhynien und die Ukraine unbekannt. Die Südostverlagerung der Wielbark-Kultur ist also nichts anderes als die später von Jordanes überlieferte Wanderung der Goten nach *Oium* bzw. in den ‚entferntesten Teil Skythiens, der an den Pontus grenzt‘.<sup>93</sup> 3. Die im Lande verbliebene Vorbevölkerung, historisch Sarmaten, Alanen und ‚Spätskythen‘, ist, wie ausgeführt, mit ihrem Kulturmodell völlig anders archäologisch faßbar. 4. Das Gleiche mit derselben Beweisführung gilt auch für die Schwesterkultur der Černjachov-Kultur, eben die

<sup>85</sup> Zuletzt mit Literatur: Bierbrauer, *Ethnische Interpretation* 221 f.; ferner z. B. Boris Magomedov, Sarmatische Merkmale im Bestattungsritus der Černjachov-Kultur, in: *Die spätrömische Kaiserzeit und die frühe Völkerwanderungszeit in Mittel- und Osteuropa*, ed. Magdalena Maczyńska/Tadeusz Grabarczyk (Lublin 2000) 392–405; ders., *Černjachovska kultura (Betonung von Alanen)*.

<sup>86</sup> Bierbrauer, *Ethnische Interpretation* 223–227; zuletzt ausführlich: Magomedov, *Černjachovska kultura*.

<sup>87</sup> Bierbrauer, *Ethnische Interpretation* 227 f.; zuletzt vor allem zur Schwarzmeerküste diese Umformungen stärker betonend Magomedov, *Černjachovska kultura*.

<sup>88</sup> Die Bezeichnungen Wielbark und Černjachov sind forschungsgeschichtlich begründet.

<sup>89</sup> An germanischen Bevölkerungsgruppen für die Černjachov-Kultur noch Wandalen an der Nordwestperipherie, ferner wohl auch Gepiden: Bierbrauer, *Ethnische Interpretation* 221.

<sup>90</sup> Bierbrauer, *Archäologie und Geschichte* 67–75.

<sup>91</sup> Bierbrauer, *Ethnische Interpretation* 221.

<sup>92</sup> Andreas Schwarz, Die gotischen Seezüge des 3. Jahrhunderts, in: *Die Schwarzmeerküste in der Spätantike und im frühen Mittelalter*, ed. Renate Pillinger/Andreas Pülz/Hermann Vettters (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Schriften der Balkankommission, Antiquarische Abteilung 18, Wien 1992) 47–57, hier 49; Herwig Wolfram, *Die Goten. Von den Anfängen bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts* (München 2001) 53–65.

<sup>93</sup> Jordanes, *Getica*, ed. Mommsen 27 f.; Bierbrauer, *Archäologie und Geschichte* 95, 104 f.; ders., *Ethnische Interpretation* 221.

Sîntana de Mureş-Kultur in bestimmten Teilen Rumäniens;<sup>94</sup> sie ist nichts anderes als die Ausweitung der Siedelgebiete der Černjachov-Kultur im letzten Viertel des 3. Jahrhunderts oder gar erst um 300 mit zeitgenössischer Überlieferung im Sinne von Westgoten.<sup>95</sup>

Die ethnische Interpretation der Černjachov-Kultur im 4. Jhd. als im Kern ostgotisch erfolgte, ähnlich der für die Langobarden, auf der Grundlage eines archäologisch vollauf geklärten Sachverhaltes in Verbindung mit eindeutigen Schriftquellen und deren Auswertung durch die historische Forschung. Entscheidend waren: 1. Die Andersartigkeit des Kulturmodells Černjachov gegenüber den ‚einheimischen‘ Bevölkerungsgruppen und 2. die Rückkoppelung der Černjachov-Kultur mit allen spezifischen Merkmalen an die Wielbark-Kultur, zunächst an die erwähnten Gebiete östlich der mittleren Weichsel, aus denen im wesentlichen die Abwanderungen nach Wolhynien und in die Ukraine erfolgten; diese Gebiete erweisen sich zugleich als der 1. Immigrationsraum der Wielbark-Kultur am Übergang von der älteren zur jüngeren Kaiserzeit, als die Träger der Wielbark-Kultur mehr oder minder geschlossen aus Pommern und Großpolen auswanderten.<sup>96</sup> Zeitgenössische schriftliche Evidenz für den 1. Immigrationsraum fehlt gänzlich, und für die Wielbark-Kultur der älteren Kaiserzeit ist sie territorial so unbestimmt, daß sich eine gesicherte ethnische Interpretation verbietet. Erst in der Retrospektive, also zeitlich und kulturell rückschreitend, ist die Wielbark-Kultur der älteren Kaiserzeit in Pommern und Großpolen sowie dann östlich der mittleren Weichsel gleichfalls als im Kern gotisch zu bezeichnen;<sup>97</sup> insgesamt gesehen, läßt sich in diesen Migrationen, wie schon kurz erwähnt, der gotische ‚Zug zum Schwarzen Meer‘ wiedererkennen, wie ihn die Stammesgeschichte bei Jordanes überliefert, dort aber weder zeitlich noch in seiner Struktur erkennbar.<sup>98</sup> Wenn ich immer wieder von der Wielbark-Kultur als „im Kern gotisch“ bzw. für Černjachov-Kultur als „im Kern ostgotisch“ sprach, so ist damit die Polyethnie gemeint, so für die Migrationen in die Ukraine mit Wandalen, vielleicht auch Gepiden und Sarmaten.<sup>99</sup>

Mit Blick auf die Černjachov-Kultur und deren zeitlich-etappenweise und kulturelle Rückbindung an die Wielbark-Kultur zitiere ich die Frage eines der Kritiker an der ethnischen Interpretation: „Kann eine ethnische Gruppe wie die Goten und deren europaweite Wanderung nur durch den *Bestattungsbrauch* definiert und verfolgt werden, der sich je nach Zeit und Raum immer wieder ändert und *verschiedene* archäologische Kulturgruppen *aneinander reiht* [kursiv: V. B.]“,<sup>100</sup> dies bezogen auf die Wielbark-Kultur des 1.–4. Jahrhunderts, mithin auch auf die Černjachov-Kultur. Ich meine, daß die Antwort durch die zuvor gemachten Ausführungen leicht fällt: 1. werden nicht verschiedene archäologische Kulturgruppen aneinander gereiht, sondern sie sind durch dieselben

<sup>94</sup> Bierbrauer, Archäologie und Geschichte 121–133; ders., Ethnische Interpretation 228–233; endlich liegt eine Verbreitungskarte für die Sîntana de Mureş-Kultur auf dem neuesten Forschungsstand vor: Florin Petrescu, Repertoriul monumentelor arheologice de tip Sântana de Mureş-Cerneahov de pe teritoriul Românie (Bucureşti 2002) Karten 1–3.

<sup>95</sup> Bierbrauer, Archäologie und Geschichte 123 f.

<sup>96</sup> Bierbrauer, Archäologie und Geschichte 87–96; ders., Gepiden in der Wielbark-Kultur (1.–4. Jahrhundert n. Chr.)? Eine Spurensuche, in: Studien zur Archäologie des Ostseeraumes. Von der Eisenzeit zum Mittelalter. Festschrift für Michael Müller-Wille, ed. Anke Wesse (Neumünster 1998) 389–403, bes. 395; vgl. zuletzt Tadeusz Grabarczyk, Kultura wielbarska na pojezierzach krajeńskim i kaszubskim (Łódź 1997) 96–108 mit einer Restwielbarkbevölkerung bis C1b/C2.

<sup>97</sup> Bierbrauer, Archäologie und Geschichte 72–75, bes. 72.

<sup>98</sup> Wolfram, Goten 52 f.; Bierbrauer, Archäologie und Geschichte 94–96.

<sup>99</sup> Vgl. Anm. 89; ferner für die Wielbark-Kultur der älteren Kaiserzeit: Bierbrauer, Archäologie und Geschichte 72; ders., Gepiden und für die Ukraine Sarmaten, „Spätskythen“ und Alanen.

<sup>100</sup> Steuer, Germanen 343; in demselben Sinne ders., Theorien 272.

hochrangigen Determinanten, nämlich des Bestattungsbrauches, engstens miteinander verbunden, d. h. 2. daß diese Kulturgruppen, von zeitgebundenem Formengut natürlich abgesehen, sich eben nicht nach Zeit und Raum ändern und daß 3. die Černjachov-Kultur als Kulturmodell sich definieren läßt in seiner Alterität zu den ‚einheimischen‘ Bevölkerungsgruppen; dies gilt auch für die Wielbark-Kultur des 1.–3. Jahrhunderts im Vergleich zu wiederum völlig anders strukturierten umgebenden Kulturen bzw. Kulturgruppen,<sup>101</sup> so z. B. zu der Przeworsk-Kultur, die sich nicht nur in der „unterschiedlichen Verwendung und Nutzung von Eisen“ von der Wielbark-Kultur unterscheidet mit „unterschiedlichen wirtschaftlichen Verhältnissen“ oder gar nur durch „verschiedene Bräuche, die Toten mit Beigaben auszustatten“:<sup>102</sup> Es ist sehr viel mehr, was die Wielbark-Kultur und die sie umgebenden Kulturgruppen jeweils kennzeichnet (Homogenität) und voneinander trennt (Alterität), nicht nur von der Przeworsk-Kultur, sondern insbesondere von den sogenannten westbaltischen Kulturgruppen.<sup>103</sup>

Bevor ich auf die nächsten beiden Fallbeispiele eingehe, bei denen eine ethnische Interpretation aus bestimmten Gründen nur eingeschränkt bzw. nicht möglich ist, sei als Zwischenbilanz auf die Kritik von S. Brather an der ethnischen Interpretation eingegangen, die ich eingangs mit einigen kennzeichnenden Zitaten wiedergegeben habe. Bei allen drei Fallbeispielen wird deutlich, daß diese Kritik ihnen nicht gerecht wird, inhaltlich zu kurz greift. Der Umfang dieser Studie läßt es leider nicht zu, auf alle Einwände und Argumentationsebenen Brathers einzugehen; die wichtigsten seien genannt: Wie an den drei Fallbeispielen beschrieben und interpretiert, lassen sich diese gewiß nicht allein mit dem immer wieder gebrauchten Begriff des „sozialen Ausgleichsprozesses“<sup>104</sup> erklären. Dasselbe gilt für Brathers Empfehlung, wie statt ethnischer Interpretation künftig zu verfahren sei, nämlich „daß aus heutiger Sicht sozial-, wirtschafts- und kulturgeschichtliche – und d. h. strukturelle – Entwicklung die entscheidenden, die Lebenswirklichkeit einstiger Gesellschaften prägende Prozesse [sind]“.<sup>105</sup> Natürlich sind diese auch seit langem Gegenstand der Forschung, aber sie allein vermögen die hier ausgewählten Fallbeispiele nicht befriedigend zu erklären, da „strukturelle Entwicklungen“ für sie keine bzw. nur eine untergeordnete Rolle spielen; gleiches gilt für die Feststellung Brathers, daß „Kartierungen von Funden und Befunden [nur: V. B.] ehemalige Kommunikationsbeziehungen [abbilden] und daher (dynamische) Wirtschafts- und Verkehrsräume, Heiratskreise, Kulturräume [! : V. B.] und Werkstattkreise, Sepulkralgebiete und Technikbereiche [umfassen]“, auch wurde nichts „überhöht und damit instrumentalisiert“ und ebenso keine „kulturellen Merkmale verbrämt“.<sup>106</sup> Auch das ‚Sachgut‘ spielte bei den Fallbeispielen nur eine nachgeordnete Rolle.

Trotz aller eingangs zitierten Skepsis der Historiker zur ethnischen Interpretation schrieb Herwig Wolfram kürzlich: „Die Archäologie ist keine Historie mit anderen Mitteln, sondern hat ihre eigenen Fragestellungen, auf die sie mit eigenen Methoden ihre eigenen Antworten zu finden sucht. Die Zeugnisse der Archäologie sind daher nur mit großer Behutsamkeit einer historischen Darstellung einzufügen. Die Archäologen sprechen von Kulturen, wo Historiker Völkernamen nennen. Außerdem erregen große Ent-

<sup>101</sup> Vgl. Anm. 90.

<sup>102</sup> Steuer, Germanen 343.

<sup>103</sup> Bierbrauer, Archäologie und Geschichte 73–75; zuletzt: Wojciech Nowakowski, Das Samland in der römischen Kaiserzeit und seine Verbindungen mit dem römischen Reich und der barbarischen Welt (Märburg/Warszawa 1996); ders., Die Funde der römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderungszeit in Masuren (Berlin 1998).

<sup>104</sup> Brather, Ethnische Identitäten 167 f.; ähnlich z. B. Steuer, Germanen 143.

<sup>105</sup> Vgl. Anm. 4.

<sup>106</sup> Vgl. Anm. 3 und 7.

würfe, zusammenfassende Deutungsversuche des Materials und ihre entsprechenden Darstellungen, wie in jeder Wissenschaft so auch in der Archäologie den Widerspruch derjenigen, die dazu weder willens noch imstande sind. Befragt man einen geistesverwandten Fachvertreter der Nachbardisziplin, wie Volker Bierbrauer<sup>107</sup>, und damit kehre ich nochmals zu dem 3. Fallbeispiel zurück, ergibt sich folgendes Bild: Nach kurzer Darstellung der ‚wandernden Wielbark-Kultur‘ schließt er: „Die antiken Geographen lokalisieren die Gutonen in demselben Raum, den die Archäologen für die Wielbark-Kultur beanspruchen. Der auffallende Bestattungsbrauch und das archäologische Material treten – in einer tolerierbaren Variationsbreite – auch in der Černjachov-Sîntana de Mureş-Kultur auf, die als gotisch gilt. Demnach besteht nach Ansicht der Archäologen zwischen Gutonen und Goten ein kultureller Zusammenhang, der auf die Abfolge verwandter Stammesbildungen schließen läßt.“<sup>107</sup> Die Kritiker der ethnischen Interpretation werden diese Auffassung fächerübergreifender Kommunikation sicher nicht teilen können; dies ist das Eine. Das Andere aber ist: Folgte man den Empfehlungen der Kritiker, daß sich die frühgeschichtliche Archäologie auf die oben zitierten ‚strukturellen‘ Entwicklungen beschränken solle, dann ist, wie eingangs schon betont, diese fächerübergreifende Verständigung und Zusammenarbeit in einem zentralen Punkt nicht mehr möglich, und dies ist eben nach wie vor die ethnische Interpretation!

Nun zu den nächsten beiden Fallbeispielen; sie zeigen, daß ethnische Interpretation am Beispiel der frühen Langobarden im reinsten Wortsinne nur begrenzt möglich und am Beispiel der Bajuwaren und Alamannen unmöglich ist.

#### 2.4. Langobarden in der älteren Kaiserzeit (mit einem Ausblick in die jüngere Kaiserzeit)

Anders als bei den Beispielen zuvor skizziere ich zuerst kurz die Schriftquellen und deren Bewertung durch die historische Forschung, auf die der Archäologe sich ethnisch interpretierend stützen kann. Zunächst die jüngeren Quellen mit der *Origo gentis Langobardorum*, vermutlich in der Zeit Königs Perctarit (671–688) niedergeschrieben, und mit der *Historia Langobardorum* von Paulus Diaconus (um 790). Beide Quellen berichten von der skandinavischen Herkunft mit nachfolgenden Wanderungen, die *Origo* von *Scadanan* mit der merkwürdigen Geschichte u. a. mit dem von Wodan verliehenen Sieg über die Wandalen, wonach die Winniler Langobarden genannt wurden,<sup>108</sup> eine Geschichte, die Paulus als *ridicula fabula* bezeichnet;<sup>109</sup> danach seien die Langobarden nach *Golaida* gelangt.<sup>110</sup> Nach Paulus zogen die Langobarden von der Insel *Scadinavia* nach *Scoringa*, dann nach *Mauringa* und schließlich nach *Golanda, ubi aliquanto tempore commorati*.<sup>111</sup> In der historischen Forschung ist es bis heute üblich, den Wanderweg der Langobarden entsprechend territorial und zeitlich nachzuzeichnen, so vor allem durch Jörg Jarnut mit dem Hinweis, daß „bewußt bei den Erörterungen darauf verzichtet [wurde], archäologische Argumente zur *Stützung* [kursiv: V. B.] der vorgetragenen Deutungen und Hypothesen anzuführen, denn spätestens seit v. Uslars, Wenskus‘ und Hachmanns Forschungen wissen wir, daß wir (noch?) nicht in der Lage sind, Bodenfunde sicher ethnischen Gruppen zuzuordnen“.<sup>112</sup> Nach J. Jarnut muß man sich den

<sup>107</sup> Herwig Wolfram, *Die Goten und ihre Geschichte* 23f.

<sup>108</sup> *Origo gentis Langobardorum* 1 (ed. Georg Waitz, MGH SS rer. Lang., Hannover 1878) 2.

<sup>109</sup> Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum* I, 8 (ed. Ludwig Bethmann/Georg Waitz, MGH SS rer. Lang., Hannover 1878) 58.

<sup>110</sup> *Origo gentis Langobardorum* 2, ed. Waitz 3.

<sup>111</sup> Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum* I, 7–13 und I, 1, ed. Bethmann/Waitz 57–60 und 53.

<sup>112</sup> Jörg Jarnut, *Zur Frühgeschichte der Langobarden*, in: *Studi Medievali Serie 3*, 24 (1983) 1–16; nachgedruckt in: Jörg Jarnut, *Herrschaft und Ethnogenese im Frühmittelalter. Gesammelte Aufsätze von Jörg Jarnut. Festgabe zum 60. Geburtstag*, ed. Matthias Becher (Paderborn 2002) 275–290; ders., *Die langobardi-*

Wanderweg so vorstellen: Von *Scadanan* – *Scadinavia* = Schonen nach *Scoringa* (Felsenland), wohl Rügen, mit einem Auszug vor 58 v. Chr. nach *Mauringa* (Moorland) = Mecklenburg, insbesondere mit seinen westlichen Teilen, und dann nach *Golaida* – *Golanda* (Heideland) = Lüneburger Heide.<sup>113</sup> Bedenken, „die in der *Origo* und bei Paulus enthaltenen Völker- und Ländernamen aus der mythischen in die historische Zeit zu übersetzen“, finden sich nur selten.<sup>114</sup> Für die frühe Geschichte der Langobarden verbleiben somit einige zeitgenössische Quellen, in denen diese *gens* aber besser bezeugt ist als andere Völker, die dann in Spätantike und Frühmittelalter zu Reichsbildungen gelangten, so auch die *Gutones* – Goten (s. o.). Diese Quellen sind vielfach genannt worden,<sup>115</sup> so daß die entscheidenden Hinweise genügen: Velleius Paterculus, der gut unterrichtete Zeitzeuge mit seiner Angabe für 5 n. Chr.: „Die Langobarden wurden bezwungen ... das römische Heer bis zur Elbe geführt, die an den Gebieten der Semnonen und Hernunduren vorbeifließt“,<sup>116</sup> mit einem Ausweichen der Langobarden auf das ‚jenseitige Ufer‘;<sup>117</sup> dazu Strabo: „Die Sueben sind also das größte Volk; ihre Wohnsitze erstrecken sich vom Rhein bis zur Elbe, ein Teil von ihnen wohnt sogar jenseits der Elbe, wie die Hermunduren und Langobarden; jetzt aber sind die letzteren sogar allesamt vertrieben worden und in das Land jenseits (der Elbe) geflüchtet“. <sup>118</sup> Auch Tacitus und Ptolemäus erwähnen die Langobarden, freilich ohne jegliche territorial verwertbare Angaben, wobei nach Tacitus die Langobarden (und Semnonen) zu den ‚suebischen Völkern‘ gerechnet werden.<sup>119</sup> Die jüngste Quelle ist Cassius Dio, der von 6000 Langobarden berichtet, die 167 im Vorfeld der Markomannenkriege die Donau überschritten und „nachdem die Unterhändler den Frieden beschworen hatten, nach Hause zurückkehr-

---

sche Ethnogenese, in: Typen der Ethnogenese unter besonderer Berücksichtigung der Bayern 1, ed. Herwig Wolfram/Walter Pohl (Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Denkschriften 201, Wien 1990) 97–102 (wiederabgedruckt: Jarnut, Herrschaft 29–34); ders., I Longobardi nell'epoca precedente all'occupazione dell'Italia, in: Langobardia, ed. Stefano Gasparri/Paolo Cammarosano (Udine 1990) 3–33; ders., Geschichte der Langobarden (Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1982) 9–16; die Verweise auf die von Jarnut genannten Forscher beziehen sich auf: Rafael von Uslar, Archäologische Fundgruppen und germanische Stammesgruppen aus der Zeit um Christi Geburt, in: Historisches Jahrbuch 71 (1952) 13–36; Reinhard Wenskus, Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen *gentes* (Köln/Graz 1961) 124 ff.; Rolf Hachmann, Die Goten und Skandinavier (Berlin 1970) 279 ff.

<sup>113</sup> Jarnut, Zur Frühgeschichte 5–12.

<sup>114</sup> Pohl, Die Völkerwanderung 188–190; Herwig Wolfram, Das Reich und die Germanen. Zwischen Antike und Mittelalter (Berlin 1990) 60–64.

<sup>115</sup> Vgl. Albert Genrich, Die Wohnsitze der Langobarden an der Niederelbe nach den schriftlichen und den archäologischen Quellen, in: Die Kunde NF 23 (1972) 99–114; zuletzt Karl-Heinz Willroth, Siedlungen und Gräber als Spiegel der Stammesbildung. Gedanken zur Abgrenzung germanischer Stämme in der ausgehenden vorrömischen Eisenzeit in Norddeutschland und Südsandinavien, in: Studien zur Archäologie des Ostseeraumes. Von der Eisenzeit zum Mittelalter. Festschrift für Michael Müller-Wille, ed. Anke Wesse (Neumünster 1998) 360 f.; vgl. ferner Rosemarie Seyer, Antike Nachrichten, in: Die Germanen. Geschichte und Kultur der germanischen Stämme in Mitteleuropa 1, ed. Bruno Krüger (Berlin 1983) 49–55; Manfred Menke, Archeologia longobarda tra la bassa Elba e l'Ungheria, in: Langobardia, ed. Stefano Gasparri/Paolo Cammarosano (Udine 1990) 45–59.

<sup>116</sup> Velleius Paterculus, *Historia Romana* 2, 106 (ed. und übers. Hans-Werner Goetz/Karl-Wilhelm Welwei, *Altes Germanien. Auszüge aus den antiken Quellen über die Germanen und ihre Beziehungen zum Römischen Reich* 1, Darmstadt 1995) 40 f.

<sup>117</sup> Velleius Paterculus 2, 107, ed. Goetz/Welwei 40 f.

<sup>118</sup> Strabo, *Geographika* 7, 1, 3 (ed. und übers. Hans-Werner Goetz/Karl-Wilhelm Welwei, *Altes Germanien. Auszüge aus den antiken Quellen über die Germanen und ihre Beziehungen zum Römischen Reich* 1, Darmstadt 1995) 90–93.

<sup>119</sup> Tacitus, *Annalen* 2, 45 f. (ed. Henri Goelzer, Paris 1953) 91; Ptolemaios, *Geographika* 2, 11, 6 (ed. C. F. A. Nobbe, Hildesheim 1966) 45; zur Relevanz der Quelle vgl. z. B. *Altes Germanien. Erster Teil* 170; zum Suebenbegriff zuletzt: Walter Pohl, *Die Germanen* (München 2000) 90–92.

ten<sup>120</sup> ohne jedoch das heimatliche Ausgangsgebiet zu kennzeichnen. Für die jüngere Kaiserzeit fehlen Schriftquellen zu den Langobarden. Deutlich wird aus den zeitgenössischen Quellen, daß die Langobarden in der älteren Kaiserzeit im unteren Elbegebiet südlich (und auch zeitweise nördlich) des Flusses siedelten, mit den Chauken und Angrivariern als nordwestliche und westliche Nachbarn und mit den Semnonen und Hermunduren als südliche (?) und östliche bzw. südöstliche Nachbarn. Trotz einer umfangreichen Literatur ist es nicht möglich, die Langobarden aufgrund der älterkaiserzeitlichen Schriftquellen territorial verlässlich abzugrenzen, vor allem nicht gegen Semnonen und Hermunduren,<sup>121</sup> obgleich dies immer wieder versucht wurde.<sup>122</sup>

Aufgrund der zeitgenössischen Schriftquellen richtet sich der Blick für die Archäologie der frühen Langobarden also auf das Niederelbegebiet beiderseits des Flusses; wegen fehlender territorial begrenzender Angaben müssen ebenso die angrenzenden Gebiete miteinbezogen werden. Als Grundlage für die archäologische Beweisführung benütze ich die grundsätzlich immer noch zutreffende Karte von Rafael von Uslar für die Kulturgruppengliederung der älteren Kaiserzeit (Abb. 4),<sup>123</sup> die, was die hier interessierenden Räume betrifft, nur für die in der Altmark eingetragenen Fundorte irrtümlich ist (s. u.).<sup>124</sup> Die Karte zeigt die weite Verbreitung der sogenannten elbgermanischen Gruppe bzw. Funde, auf deren nördlichen Verbreitungsraum die archäologische Analyse sich konzentriert: Niederelbegebiet, Schleswig-Holstein, Altmark, Westmecklenburg, Prignitz (und das westliche Brandenburg). Zwei Fragen sind dabei zu klären: 1. Läßt sich die elbgermanische Gruppe hier von den umgebenden Kulturgruppen trennen und 2. läßt sich die elbgermanische Gruppe, die in vielem als Koine zu verstehen ist, in dem hier interessierenden nördlichen Verbreitungsgebiet binnengliedernd ‚aufbrechen‘? Zu beiden Fragen gibt es eine Fülle von Literatur mit z. T. sehr unterschiedlichen

<sup>120</sup> Cassius Dio, *Historia Romana* 71, 31 (ed. und übers. Hans-Werner Goetz/Karl-Wilhelm Welwei, *Altes Germanien. Auszüge aus den antiken Quellen über die Germanen und ihre Beziehungen zum Römischen Reich* 2, Darmstadt 1995) 286–289; archäologisch dazu zuletzt: Horst Wolfgang Böhme, *Kontinuität und Traditionen bei Wanderbewegungen im frühmittelalterlichen Europa vom 1.–6. Jahrhundert*, in: *Archäologische Informationen* 19 (1996) 96–99, der diesen Einfall nicht mit Langobarden aus dem Niederelbegebiet in Verbindung bringt, sondern „von bereits im Marchtal sesshaften, langobardischen Stammesteilen“ (ebd. 98) mit Verweis auf seine Arbeit von 1975; vgl. hierzu ferner: Achim Leube, *Semnonen, Burgunden, Alamannen*, in: *Öffentliche Vorlesungen, Humboldt-Universität zu Berlin* (Berlin 1992) 16–20.

<sup>121</sup> Zuletzt Pohl, *Die Germanen* 21 f.

<sup>122</sup> Vgl. z. B. Achim Leube/Erika Schmidt-Thielbar in: *Die Germanen. Geschichte und Kultur der germanischen Stämme in Mitteleuropa I* (Berlin 1983) 386–408; vgl. auch Anm. 115.

<sup>123</sup> Von Uslar, *Archäologische Fundgruppen*; wieder abgedruckt mit einem Nachtrag in: *Zur Germanischen Stammeskunde*, ed. Ernst Schwarz (Darmstadt 1972) 146–201; ders., *Bemerkungen zu einer Karte germanischer Funde der älteren Kaiserzeit*, in: *Germania* 29 (1951) 44–47. Ich beziehe mich im folgenden auf diese Karte (hier Abb. 4) und nicht auf die von Gerhard Mildner, *Sozial- und Kulturgeschichte der Germanen* (Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1977) Abb. 1, 22 bzw. die gleiche Karte Mildner, *Elbgermanen*, in: *Lexikon der Germanischen Altertumskunde* 7 (1986) 109, Abb. 10, wo die elbgermanische Gruppe noch Ostholstein (mit den Gruppen von Döbbersen und Fuhlsbüttel) miteinschließt (Mildner, *Sozial- und Kulturgeschichte* 81, mit Anm. 36, 136). Hierbei folge ich Niels Bautelmann, *Zur Abgrenzung und Interpretation archäologischer Fundgruppen der älteren römischen Kaiserzeit im freien Germanien*, in: *Bonner Jahrbücher* 178 (1978) 335–346 mit Abb. 2. Vgl. ferner die Kartierung der Siedlungen und Gräberfelder für Niedersachsen bei Ingrid Rötting, *Siedlungen und Gräberfelder der Römischen Kaiserzeit* (Hildesheim 1985), Beilage (Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas von Niedersachsen 31) sowie für Nordostniedersachsen Ole Harck, *Nordostniedersachsen vom Beginn der jüngeren Bronzezeit bis zum frühen Mittelalter* (Hildesheim 1972) Karten 21–22. Anstatt der Bezeichnung „elbgermanische Funde“ bei von Uslar (in Legende zu Abb. 4) mit wechselnden Bezeichnungen wie „Formenkreis beiderseits der Elbe“ oder „Elbgruppe“ (Archäologische Fundgruppen 9–12) benütze ich die Bezeichnung „elbgermanische Kulturgruppe“ oder kürzer „elbgermanische Gruppe“.

<sup>124</sup> Vgl. hierzu Rosemarie Leineweber, *Die Altmark in spätrömischer Zeit* (Halle 1997) 127, mit Karte 22, d. h. weitgehend siedelleer in der älteren Kaiserzeit.

Festlegungen und Gewichtungen,<sup>125</sup> auf die ich nur in sehr summarischer Form eingehen kann.

Die erste Frage läßt sich befriedigend beantworten für den nordwestlichen, linkselbischen Bereich der elbgermanischen Gruppe. Er ist gut abgrenzbar im Bereich der Lühe (noch mit der Nekropole von Harsefeld) (Abb. 4–5) gegenüber der Fundgruppe an der Nordseeküste durch andere Grab- und Beigabensitten, nämlich im Elbe-Weser-Dreieck (und Westholstein) durch die Dominanz des Brandgrubengrabes (und von Brandschüttungen) und durch die Waffenlosigkeit der Männergräber;<sup>126</sup> hinzu kommen trennende naturräumliche Faktoren, im Nordwesten siedelleere moorige Niederungen (Teufelsmoor am Ostetal)<sup>127</sup> und die Lüneburger Heide im Westen.<sup>128</sup> Der niederelbische Bereich der elbgermanischen Gruppe (Abb. 4), zu der auch die südwestmecklenburgisch-altmärkisch-nordostniedersächsischen Gruppe gehört,<sup>129</sup> ist gekennzeichnet durch die Dominanz des Urnengrabes (mit schwarz glänzenden rädchenverzierten Terrinen) und durch die Waffenbeigabe (mit einem Höhepunkt in den Zeitstufen B 1 und B 2a) und durch die Annahme einer getrennt-geschlechtlichen Bestattungssitte, d. h. waffenlose Friedhöfe mit Schmuckbeigabe (Typ Darzau) und durch waffenführende Nekropolen ohne Schmuckbeigaben (Typ Rieste) (s. u.).<sup>130</sup> Ob man nun die Fundgruppe an der Nordseeküste im Elbe-Weser-Dreieck (und in Westholstein) mit dem Chauken-Namen verbindet oder nicht, ist für unsere Überlegungen belanglos, auch wenn die Verbindung mit den älterkaiserzeitlichen Schriftquellen dieses nahe legt.<sup>131</sup> Ist der Nordwestbereich der elbgermanischen Gruppe wegen der hochrangigen Kriterien der Grab- und Beigabensitte also gut abgrenzbar, so trifft dies auf deren rechtselbischen Nordbereich nicht mehr zu (Abb. 4). Unstrittig ist hier nur die Anbindung der Körchower-Gruppe in Südwestmecklenburg (Abb. 5) wegen gleichartiger Determinanten an das Niederelbegebiet (Kr. Hagenow, Kr. Ludwigslust, Randbereich Kr. Schwerin bis zum Schweriner See);<sup>132</sup> da diese kulturellen Gemein-

<sup>125</sup> Ein großer Teil dieser Literatur findet sich z. B. bei Willroth, Siedlungen und Gräber und Menke, *Archeologia longobarda* 35–104, bes. 75–86.

<sup>126</sup> So schon von Uslar, *Archäologische Fundgruppen* 8f.; Willi Wegewitz, *Die langobardische Kultur im Gau Moswidi (Niederelbe) zu Beginn unserer Zeitrechnung* (Hildesheim/Leipzig 1937) 147–154; ders., *Stand der Langobardenforschung im Gebiet der Niederelbe*, in: *Problemi della civiltà e dell'economia longobarda. Scritti in memoria di Gian Piero Bognetti*, ed. Amelio Tagliaferri (Milano 1964) 33f.; ders., *Zur Stammesgeschichte der Langobarden der Spätlatène- und der römischen Kaiserzeit im Gebiet der Niederelbe*, in: *Studien zur Sachsenforschung* 6 (1977) 437–441; Achim Koppe, *Germanische Stämme an der Nordseeküste*, in: *Die Germanen I*, ed. Bruno Krüger (Berlin 1983) 422; Mathias D. Schön/Wolf-Dieter Tempel, *Römische Kaiserzeit und frühe Völkerwanderungszeit*, in: *Geschichte des Landes zwischen Elbe und Weser I: Vor- und Frühgeschichte* (Stade 1995) 164; Albert Genrich, *Der Siedlungsraum der Nerthusstämme. Versuch einer Synopsis der schriftlichen Überlieferung und der archäologischen Quellen*, in: *Die Kunde N. F.* 26/27 (1975/76) 134f.

<sup>127</sup> Vgl. z. B. Karl-Ernst Behre, *Kleine historische Landeskunde des Elbe-Weser-Raumes*, in: *Geschichte des Landes zwischen Elbe und Weser I: Vor- und Frühgeschichte*, ed. Hans-Eckhard Dannenberg/Heinz Joachim Schulze (Stade 1995) 20–24, mit Karte auf XII; Clara Redlich, *Zur Entstehung und frühesten Entwicklung der Langobarden*, in: *Studien zur Sachsenforschung* 3 (1982) 179.

<sup>128</sup> Kartierung bei Rötting, Siedlungen und Gräberfelder.

<sup>129</sup> Bantelmann, *Zur Abgrenzung* 337.

<sup>130</sup> Zuletzt Christoph Eger, *Die jüngere vorrömische Eisen- und römische Kaiserzeit im Luhetal – Lüneburger Heide I* (Rahden/Westf. 1999) 201; ders., *Langobarden*, in: *RGA* 2. Aufl. 18 (Berlin/New York 2001) 71–74; von Uslar, *Archäologische Fundgruppen* 9–12; Wulf Thieme, *Die Langobarden an der Niederelbe*, in: *Die Langobarden. Von der Unterelbe nach Italien*, ed. Ralf Busch (Neumünster 1988) 17–33 (mit weiterer Literatur).

<sup>131</sup> Vgl. z. B. Albert Genrich, *Bodenukunden und schriftliche Überlieferung*, in: *Die Kunde NF* 37 (1986) 163–166; Peter Schmid, *Chauken*, in: *RGA* 2. Aufl. 4 (Berlin/New York 1981) 398–413; vgl. ferner Anm. 126.

<sup>132</sup> Wolfgang-Dietrich Asmus, *Tonwarengruppen und Stammesgrenzen in Mecklenburg während der ersten beiden Jahrhunderte nach der Zeitenwende* (Neumünster 1938) 52, mit Karte 1; Horst Keiling, *Die Lan-*

samkeiten jedoch schon in die jüngere vorrömische Eisenzeit zurückreichen, ist entgegen der Auffassung von H. Keiling<sup>133</sup> die Körchow-Gruppe nicht mit den Ereignissen von 4/5 n. Chr. in einen Zusammenhang zu bringen.<sup>134</sup> Die nordwestlich anschließenden Gebiete zwischen Eider und Elbe und auch noch in Nordwestmecklenburg, insbesondere die in Nordwestmecklenburg und Ostholstein anschließenden Gruppen bzw. Formenkreise von Döbbersen und Fuhlsbüttel, lassen sich nicht mehr gesichert abgrenzen, obgleich dies K.-H. Willroth zuletzt wegen der geschlechtsspezifischen Urnenformen und wegen spezifischer Gefäßverzierung annahm,<sup>135</sup> beides der elbgermanischen Gruppe fremd bzw. in ihr nur selten belegt; die waffenführenden Gräberfelder an der Niederelbe und in Südwestmecklenburg (Körchow-Gruppe) würden diese Annahme gegenkartierend bestätigen (Abb. 6). Die getrennt geschlechtlichen Friedhöfe, als duales Klassifizierungssystem wohl falsch,<sup>136</sup> entfallen als binnengliederndes Kriterium (Abb. 6);<sup>137</sup> sie taugen somit auch nicht zur Kennzeichnung des Niederelbegebietes und Südwestmecklenburgs. So bleibt nur die Waffenbeigabe als Abgrenzungskriterium für die elbgermanische Gruppe nördlich der Elbe (Abb. 6), aber auch dies nur bezogen auf die Übergangsphase von der späten vorrömischen Eisenzeit zur frühen Kaiserzeit<sup>138</sup> und nicht mehr für die ältere Kaiserzeit insgesamt,<sup>139</sup> d. h. das Abgrenzungskriterium bezieht sich somit nur auf die *frühe* Übernahme der Waffenbeigabensitte im Niederelbegebiet etwa um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. mit ihrer breiten Ausbreitung um Christi Geburt.<sup>140</sup> Die Problematik und damit auch die Grenzen kulturgeschichtlicher Gliederung für das Niederelbegebiet samt nördlich anschließenden Gebieten hat N. Bantelmann eindrücklich dargelegt und damit die Relevanz für eine überzeugende ethnische Interpretation zurecht bezweifelt.<sup>141</sup>

Das Gleiche gilt auch für die vielfach unternommenen Versuche, die elbgermanischen Gebiete nach Süden bzw. nach Südosten (Abb. 4) so binnenzugliedern, daß sie für eine ethnische Interpretation eine relevante Grundlage bieten könnten; sie stützen sich alle nicht auf Grab- und Beigabensitten, sondern nur auf die Verbreitung von Sachtypen, vor allem von Keramik und deren Verzierung sowie auf *Fibeltypen*.<sup>142</sup> Der schon erwähnte Versuch von K.-H. Willroth, diesem Sachgut dennoch für das Niederelbegebiet und Südwestmecklenburg als vermutetem langobardischen Siedelgebiet und seiner Ab-

---

gobarden in Mecklenburg, in: Die Langobarden. Von der Unterelbe nach Italien, ed. Ralf Busch (Neumünster 1988) 35–38 (mit weiterer Literatur); vgl. z. B. ferner Achim Leube, Die nördlichen Elbgermanen und die angrenzenden Stämme bis zur Oder, in: Die Germanen. Geschichte und Kultur der germanischen Stämme in Mitteleuropa 1 (Berlin 1983) 389; Willroth, Siedlungen und Gräber 367 f.

<sup>133</sup> Keiling, Die Langobarden 36 f. (mit Nennung seiner weiteren Arbeiten in diesem Sinne).

<sup>134</sup> Willroth, Siedlungen und Gräber 367 f.; Eger, Langobarden 70; ders., Die jüngere vorrömische Eisen- und römische Kaiserzeit 207 f.

<sup>135</sup> Zuletzt Willroth, Siedlungen und Gräber 361; Gruppen Döbbersen und Fuhlsbüttel nach Asmus, Tonwarengruppen 53, Karte 1.

<sup>136</sup> Zuletzt Eger, Langobarden 72; ausführlich ders., Die jüngere vorrömische Eisen- und römische Kaiserzeit 126–139; Willroth, Siedlungen und Gräber 361.

<sup>137</sup> Bantelmann, Zur Abgrenzung Abb. 2.

<sup>138</sup> Bantelmann, Zur Abgrenzung Abb. 2; Erdmute Schultze, Zur Verbreitung von Waffenbeigaben bei den germanischen Stämmen um den Beginn unserer Zeitrechnung, in: Jahrbuch Bodendenkmalpflege Mecklenburg 1986, Abb. 3; Adler, Studien 124 Abb. 36; Willroth, Siedlungen und Gräber 361 f.

<sup>139</sup> Z. B. Schultze, Zur Verbreitung Abb. 4–5.

<sup>140</sup> Adler, Studien 222 f.; Willroth, Siedlungen und Gräber 362, dort auch zuletzt ausführlich zur Herleitung der Waffenbeigabensitte 362–367; Eger, Die jüngere vorrömische Eisen- und römische Kaiserzeit 105–121.

<sup>141</sup> Bantelmann, Zur Abgrenzung.

<sup>142</sup> Kurz zusammenfassend: Eger, Die jüngere vorrömische Eisen- und römische Kaiserzeit 201 f.

grenzung nach außen, eine ethnisch interpretierende Relevanz beizumessen,<sup>143</sup> überzeugt mich nicht, was er letztlich auch selbst einräumt.<sup>144</sup> So sind auch die Prignitz (und das westliche Brandenburg) nicht aus der elbgermanischen Koine ausgliederbar.<sup>145</sup> Nur linkselbisch läßt sich der südliche Grenzbereich des vermuteten langobardischen Siedelraumes an der Niederelbe gesichert eingrenzen und zwar auf siedlungsarchäologische Weise, da die Altmark in der älteren Kaiserzeit fast siedelleer war (s. u.).<sup>146</sup>

Vergleicht man nun diesen kurz skizzierten archäologischen Befund mit den älterkaiserzeitlichen Schriftquellen, so ergibt sich zusammenfassend folgendes Ergebnis: 1. An langobardischen Siedelgebieten im Bereich der Niederelbe ist aufgrund der Schriftquellen für die ältere Kaiserzeit nicht zu zweifeln, territoriale Eingrenzungen sind aber nicht möglich; 2. archäologisch befindet man sich somit im Nordbereich der elbgermanischen Gruppe (Abb. 4); 3. eine archäologisch gesicherte Abgrenzung gelingt wegen anderer Grab- und Beigabensitten nur gegenüber der Fundgruppe an der Nordseeküste linkselbisch (Elbe-Weser-Dreieck) und nördlich der Elbe für Westholstein, wo man mit hinlänglicher Gewißheit Chauken lokalisieren darf;<sup>147</sup> 4. naturräumliche Gegebenheiten linkselbisch (Norden und Westen) und siedlungsarchäologische Argumente nach Süden (Altmark; s. u.) führen somit in den genannten Gebieten zu einer klaren Separierung der elbgermanischen Gruppe, d. h. 5. historisch-archäologisch darf man hier die älterkaiserzeitlichen Siedelgebiete der Langobarden annehmen, wozu 6. archäologisch noch Südwestmecklenburg (Körchow-Gruppe) hinzukommt. 7. Wegen fehlender Differenzierungsmöglichkeiten mit den hochrangigen Kriterien der Grab- und Beigabensitte ist die elbgermanische Gruppe rechtselbisch weder nach Norden, noch nach Osten und Südosten binnengliederbar; Kartierungen von Sachgut bieten hierfür keine methodisch befriedigende Grundlage. 8. Ethnische Interpretationen bleiben für die rechtselbischen Gebiete somit Spekulation, vor allem für Semnonen (und Hermunduren): Nicht geklärten archäologischen Befunden würden zudem gleichfalls nicht gesicherte historische gegenüberstehen, jedenfalls dann, wenn man nicht approximative Kernbereiche der Siedlungsgebiete, sondern deren Grenzbereiche bestimmen will.<sup>148</sup>

Noch nicht angesprochen wurden die jüngeren Schriftquellen mit der *Origo gentis Langobardorum* und mit der *Historia Langobardorum* von Paulus Diaconus und deren Interpretation durch die historische Forschung (s. o.). Die archäologischen Befunde bestätigen die nur gelegentlich geäußerten Bedenken, diese Schriftquellen aus „der mythischen in die historische Zeit zu übersetzen“.<sup>149</sup> Wie bei den Goten<sup>150</sup> ist auch die skandinavische Herkunft der Langobarden ein Topos, die Wanderstationen *Scoringa* und *Mauringa* nach der Interpretation von J. Jarnut mit Rügen und Mecklenburg eindeutig falsch (s. o.). An der autochthonen Ethnogenese der im Niederelbegebiet siedelnden Langobarden in der jüngeren vorrömischen Eisenzeit ist nicht zu zweifeln.<sup>151</sup>

Nicht abschließen möchte ich dieses 4. Fallbeispiel ohne nochmals die schon mehrfach erwähnte Altmark und damit die jüngere Kaiserzeit zu betrachten. Abgesehen von

<sup>143</sup> Willroth, Siedlungen und Gräber 361 f., 367; vgl. z. B. auch Böhme, Kontinuität und Traditionen 98 f.

<sup>144</sup> Willroth, Siedlungen und Gräber 367.

<sup>145</sup> Mildenerger, Elbgermanen; für das Havelgebiet als vermuteter Siedelraum der Semnonen: zuletzt Leube, Semnonen, Burgunder 5–21.

<sup>146</sup> Vgl. Anm. 124.

<sup>147</sup> Vgl. Anm. 131.

<sup>148</sup> Vgl. Anm. 121–122.

<sup>149</sup> Vgl. Anm. 114; Menke, *Archeologia longobarda* 35–45.

<sup>150</sup> Bierbrauer, *Archäologie und Geschichte* 75–87; mit Bezug auf R. Hachmann: Menke, *Archeologia longobarda* 60–72.

<sup>151</sup> Zuletzt Menke, *Archeologia longobarda* 81 f.; Eger, *Langobarden* 69; Eger, *Die jüngere vorrömische Eisen- und römische Kaiserzeit* 205 f.; Harck, *Nordostniedersachsen* 131–135 mit Karten 16–17, 19–22.

der zeitlich jüngsten Nachricht in den zeitgenössischen Quellen über den Auszug von 6000 langobardischen Kriegerern zum Jahre 167 (s. o.)<sup>152</sup> gibt es keine weiteren Schriftquellen für die Langobarden der jüngeren Kaiserzeit. Der kurze Exkurs zur Altmark gründet somit auf der Siedlungsarchäologie, mit deren Ergebnissen man an den ethnisch interpretierten älterkaiserzeitlichen Befund im südlichen Niederelbegebiet und in Südwestmecklenburg nicht nur anknüpfen, sondern diesen in der siedlungsgeschichtlichen Retrospektive auch ethnisch interpretierend weiter konturieren kann. Chr. Eger hat kürzlich gezeigt, daß die Siedlung in den Kreisen Stade und Harburg, also etwa zwischen den Flüssen Schwinge und Luhe (Abb. 5), schrittweise ab der fortgeschrittenen älteren Kaiserzeit bis vereinzelt zum Beginn der jüngeren Kaiserzeit, also bis zur Wende vom 2. zum 3. Jahrhundert abbricht. Anders als in diesem nördlichen Teil des Niederelbegebietes bleibt das südlich anschließende Gebiet zwischen Ilmenau und Jeetze, wenn auch mit deutlich abnehmender Intensität noch besiedelt.<sup>153</sup> Auch in Südwestmecklenburg spricht das Belegungsende der Nekropolen der Körchow-Gruppe auf eine Aufgabe dieses Siedelgebietes hin.<sup>154</sup> Zwar kann man den Abzug von Langobarden im Jahre 167 in diesen Befund einordnen, erklären kann er aber diesen über Jahrzehnte andauernden Prozeß der Aufgabe alter Siedelgebiete nicht. Im Lichte neuerer Forschung ist unstrittig, daß die in der späteren Stufe B 2 einsetzende Aufsiedlung der Altmark überwiegend aus dem südwestlichen Niederelbegebiet und Südwestmecklenburg heraus erfolgte, da die Determinanten des Kulturmodells zwischen Auswanderungsraum und Einwanderungsraum übereinstimmen mit sich ablösenden Belegungszeiten der Nekropolen;<sup>155</sup> die Auffassung von F. Kuchenbuch von 1938 wird vollauf bestätigt,<sup>156</sup> auch wenn für die östliche Altmark vielleicht auch mit Zuwanderern aus anderen Gebieten zu rechnen ist (Havelland, Prignitz).<sup>157</sup> Immerhin wird durch diesen siedlungsarchäologischen Befund ein Auswanderungsraum im nördlichen Bereich der elbgermanischen Gruppe beschreibbar, der in der älteren Kaiserzeit in dieser vergleichsweise klaren Begrenzung nur gegenüber der Fundgruppe an der Nordseeküste (Elbe-Weser-Dreieck) erkennbar ist, nicht aber rechtselbisch; da die älterkaiserzeitlichen Schriftquellen langobardische Siedelgebiete im Bereich der Niederelbe zulassen, aber gleichfalls ohne klare territoriale Begrenzung, ist man nun geneigt, diese Begrenzung anhand der beschriebenen siedlungsarchäologischen Retrospektive zu versuchen, also: langobardische älterkaiserzeitliche Siedelgebiete an der südlichen Niederelbe zwischen Schwinge und Luhe/Ilmenau und rechtselbisch in der Körchow-Gruppe Südwestmecklenburgs (Abb. 4)? Diese siedlungsgeschichtliche Argumentation wäre nach meiner Auffassung jedenfalls tragfähiger als eine Beweisführung mit sogenanntem Sachgut (Fibeln, Keramik; s. o.), zumal sie auch weiter siedlungsarchäologisch gestützt werden, da in den umgebenden rechtselbischen Gebieten keine klar erkennbaren zeitlich parallel verlaufenden Siedelabbrüche vorliegen.<sup>158</sup> Die Besiedelung der Altmark bleibt weitge-

<sup>152</sup> Vgl. Anm. 120.

<sup>153</sup> Christoph Eger, Zum Ende der langobardischen Besiedlung an der Niederelbe, in: Die spätrömische Kaiserzeit und die frühe Völkerwanderungszeit in Mittel- und Osteuropa, ed. Magdalena Mączyńska/Tadeusz Grabarczyk (Łódź 2000) 33–31; ders., Langobarden 75 f.; ders., Die jüngere vorrömische Eisen- und römische Kaiserzeit 203 f., 212.

<sup>154</sup> Horst Keiling, Besiedlungsgeschichtliche Beobachtungen in Körchow, in: Jahrbuch Bodendenkmalpflege Mecklenburg 1982, 25–96, 90 f.

<sup>155</sup> Leineweber, Altmark 132, 134 f.

<sup>156</sup> Freidank Kuchenbuch, Die altmärkisch-osthannoverschen Schalenurnenfelder der spätrömischen Zeit, in: Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder 36 (1938) 1–143, bes. 53–64 mit Abb. 12 und Karte Taf. 41.

<sup>157</sup> Leineweber, Altmark 134 f.

<sup>158</sup> Vgl. z. B. Leineweber, Altmark 132 f.; zuletzt für das Havelgebiet: Leube, Semnonen, Burgunder 15 f.

hend stabil bis Ende des 4. Jahrhunderts; danach kommt es bis zum frühen 5. Jahrhundert zu einer sukzessiven Aufgabe der Siedelgebiete.<sup>159</sup> Vielleicht gehört das zweite Dreierpaar *Anthaib*, *Bainaib* und *Burgundaib* der Origo und der Historia Langobardorum, das nicht sicher datierbar ist, in diese Zeit.<sup>160</sup> J. Jarnut nennt diese Bezeichnungen ‚patriae‘ und hält den in „diesen Namen enthaltenen Bestandteil *-aib* für eine altertümliche Raumbezeichnung“, jedoch mit eigenwilligen Lokalisierungsversuchen, so *Anthaib* als das „Land der Anten“,<sup>161</sup> alles weit entfernt von dem, was archäologisch noch möglich ist.<sup>162</sup> Dieses weitere Kapitel früher langobardischer Geschichte führt nun vollends aus dem Kontext unseres älterkaiserzeitlichen Fallbeispiels, das mit der Altmark im 3./4. Jahrhundert noch beweisführend vertieft werden konnte.

Fazit des 4. Fallbeispiels: Im innergermanischen Bereich ist ethnische Interpretation mit großen Schwierigkeiten behaftet; dies liegt daran, daß sogenannte Kulturgruppen nur selten gesichert gegeneinander abgrenzbar sind. Gelingt dies, wie an der Nordwestperipherie der elbgermanischen Gruppe gegenüber der Fundgruppe an der Nordseeküste im Elbe-Weser-Dreieck und in Westholstein, so sind es wiederum die Grab- und Beigabensitten, die tragfähige Kriterien bieten. Als langlebig-konservativ, weil mit Jenseitsvorstellungen verbunden, liegen sie auf einer völlig anderen Ebene als das Sachgut, das wichtige Erkenntnisse zu Werkstattkreisen samt Absatzgebieten und, besonders bei den Typen von Trachtzubehör, zu Modeakzeptanzen, mithin auch zu Verkehrsräumen und Kommunikationsbeziehungen vermittelt, aber ethnisch nicht relevant ist. Decken sich Typenkartierungen mit dem Verbreitungsgebiet einer höherrangig definierten Kulturgruppe oder eines Kulturmodells, wozu es nicht wenige Beispiele gibt,<sup>163</sup> so sind diese aus sich heraus dennoch nicht aussagekräftig.<sup>164</sup> Trachtgeschichtliche Kriterien wie bei den Fallbeispielen 1–3, besonders bei dem zweiten, sind bei diesem Fallbeispiel nicht einsetzbar.

#### *2.5. Bajuwaren und Alamannen im 6.–7. Jahrhundert: die Lechgrenze, die zu dieser Zeit keine war*

Mit Blick auf die bisherigen Ausführungen kann ich mich kurz fassen: Weder die Schriftquellen noch die archäologischen Befunde lassen zur sogenannten Stammesgrenze am Lech im 6. und 7. Jahrhundert gesicherte Aussagen zu. Die erste eindeutige Nachricht, daß der Lech die Grenze zwischen Baiern und Alamannen bildete, findet sich in Einhards *Vita Karoli Magni* und ist auf das Jahr 787 zu beziehen und zwar nicht nur als herrschaftlich-politische Grenzziehung, sondern mit Nennung der ethnischen Gruppen: „... *ad Lechum ... Is fluvius Baioarios ab Alamannis dividit*.<sup>165</sup> Die immer wieder bemühte und bekannte Quelle des Venantius Fortunatus für die Jahre um 565 und auch die Diskussion um Augsburg als alamannisches Bistum in Baiern kurz vor 743 bieten keine gesicherte Grundlage für den Lech als Stammesgrenze;<sup>166</sup> Annahmen, daß

<sup>159</sup> Leineweber, Altmark 129, Tabelle 44, 128 und Karte 26; Eger, Langobarden 76.

<sup>160</sup> Benennungen zitiert nach Origo gentis Langobardorum 2, ed. Waitz 3; Paulus Diaconus, Historia Langobardorum I, 13, ed. Bethmann/Waitz 60f.; von Jarnut, Zur Frühgeschichte 14, wird die „von der Origo und Paulus als einheitlicher Vorgang dargestellte Eroberung Anthaibs, Bainaibs und Burgundaibs“ in die letzten Jahrzehnte des 4. Jahrhundert datiert.

<sup>161</sup> Jarnut, Zur Frühgeschichte 12–14.

<sup>162</sup> Z. B. Bierbrauer, Langobarden 58.

<sup>163</sup> Z. B. Bierbrauer, Archäologie und Geschichte 57 Abb. 3.

<sup>164</sup> Vgl. Anm. 142.

<sup>165</sup> Einhardi, Vita Karoli Magni II (ed. Reinhold Rau, Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte I, Darmstadt 1993) 179f.

<sup>166</sup> Vgl. zu beidem z. B. Hans-Dietrich Kahl, Die Baiern und ihre Nachbarn bis zum Tode des Herzogs Theodo (717/718), in: Die Bayern und ihre Nachbarn I. Berichte des Symposiums der Kommission für Früh-

dies dennoch so gewesen sein könne,<sup>167</sup> können somit „angesichts der Quellsituation kaum mehr sein als eine Geschmacksfrage, über die mithin nicht zu streiten ist.“<sup>168</sup>

In die archäologischen Diskussion um die Stammesgrenze am Lech wurden mit mehr oder minder großer Zurückhaltung Verbreitungskarten einbezogen, die entweder Typen von Schmuck oder Herstellungstechniken und Ornamentmuster betreffen: beim Schmuck Körbchenohrringe vom Typ Allach mit einem Verbreitungsschwerpunkt „auf bairischem Boden südlich der Donau“<sup>169</sup> (Abb. 7), Ohrringe mit großem trichterförmigem Körbchen mit einem Verbreitungsschwerpunkt auf „altbairischem Gebiet“<sup>170</sup> (Abb. 8) und Bronzearmreife vom Typ Klettham aus einer „Bronzegießerwerkstatt“ mit einer „bodenständig bajuwarischen Sonderentwicklung“<sup>171</sup> (Abb. 9). Beim Trachtzubehör sind es bestimmte eisentauschierte Männergürtelgarnituren als „Erzeugnisse des bajuwarischen Raumes“<sup>172</sup> (Abb. 10) und insbesondere Preßblechwadenbindengarnituren überwiegend westlich des Lechs und von tauschierten Eisenwadenbindengarnituren überwiegend östlich des Lechs (Abb. 11), deren „scharfe Grenzen“ auf unterschiedliche Produktionsstrukturen zurückgeführt werden.<sup>173</sup> Wie die Zitate zeigen, benützten H. Dannheimer und R. Christlein, die diese Karten fertigten und kommentierten, Schmuck und unterschiedlich hergestelltes und ornamentiertes Trachtzubehör nicht, um bajuwarisches und alamannisches Siedelgebiet gegeneinander *abzugrenzen*; dennoch schwingt dies durch Bezeichnungen wie auf ‚bairischem Boden‘ oder im ‚bajuwarischen Raum‘ verbreitet mit. Es handelt sich dabei aber um die Widerspiegelung von Verkehrsräumen (s. u.). Andere Autoren gingen aber mit Blick auf die Karten durchaus einen Schritt weiter: „Generalisierend wird man jedoch sagen dürfen, daß seit der Mitte des 6. Jahrhunderts die bairisch-alamannische Grenzzone ungefähr mit dem Gebietsstreifen“ westlich des Lechs „zusammenfällt“<sup>174</sup> oder man mit Bezug auf die Wadenbindengarnituren von „einem äußerlichen Gemeinschaftsmerkmal einer Bevölkerung“ spricht, das dann aus „ethnographischer Sicht“ die „alamannisch-bajuwarische Stammesgrenze scharf abhebt“.<sup>175</sup> Diesen Versuchen, einem für das 6./7. Jahrhundert historisch nicht geklärten Sachverhalt archäologische Konturen zu verleihen, wird aber zu Recht widersprochen mit dem Hinweis, daß diese Verbreitungskarten nur die „Absatz-

---

mittelalterforschung, 25. bis 28. Oktober 1982, Stift Zwettl, ed. Herwig Wolfram/Andreas Schwarz (Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Denkschriften 179, Wien 1985) 176 f., 214–217; Dieter Geuenich/Hagen Keller, Alamannen, Alamannien, Alamannisch im frühen Mittelalter. Möglichkeiten und Schwierigkeiten des Historikers beim Versuch der Eingrenzung, in: ebd. 153–155.

<sup>167</sup> Pankraz Fried, Zur Entstehung und frühen Geschichte der alamannisch-baierischen Stammesgrenze am Lech, in: Bayerisch-schwäbische Landesgeschichte a. d. Universität Augsburg 1975–1977, ed. Pankraz Fried/Andreas Kraus/Hans Patze (Augsburger Beiträge zur Landesgeschichte Bayer.-Schwabens 1, Sigmaringen 1979) 47–67, bes. 53 f., 56–61, 65–67; Kurt Reindel, Landnahme und erste Siedlung, in: Handbuch der bayerischen Geschichte 1, ed. Max Spindler (München 21981) 120.

<sup>168</sup> Kahl, Die Baiern 217.

<sup>169</sup> Hermann Dannheimer, Lauterhofen im frühen Mittelalter. Reihengräberfeld – Martinskirche – Königshof (Kallmünz 1968) 29 f. mit Abb. 3.

<sup>170</sup> Dannheimer, Lauterhofen 31 f. mit Abb. 5.

<sup>171</sup> Dannheimer, Lauterhofen 33–35 mit Abb. 7; Barbara Wührer, Neues zu alten Ringen, in: Dedicatio. Hermann Dannheimer zum 70. Geburtstag (Kallmünz 1999) 192–199; dies., Merowingerzeitlicher Armschmuck aus Metall (Montagnac 2000) 39–41.

<sup>172</sup> Rainer Christlein, Das alamannische Reihengräberfeld von Marktoberdorf im Allgäu (Kallmünz 1966) 42 f. mit Abb. 16.

<sup>173</sup> Christlein, Marktoberdorf 78–80 mit Abb. 25.

<sup>174</sup> Manfred Menke, Die bairisch besiedelten Landschaften im 6. und 7. Jahrhundert nach den archäologischen Quellen, in: Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488–788, ed. Hermann Dannheimer/Heinz Dopsch (Korneuburg 1988) 74 f.

<sup>175</sup> Torsten Capelle/Hayo Vierck, Modeln der Merowinger- und Wikingerzeit, in: Frühmittelalterliche Studien 5 (1971) 88–90.

gebiete bestimmter Werkstätten [widerspiegeln]<sup>176</sup> und somit die „von Venantius Fortunatus für die Zeit um 560 überlieferte Westgrenze des Stammes [Bajuwaren: V. B.] am Lech nur künstlich gewesen sein [kann].<sup>177</sup> Wie extrem kleinräumig die Absatzgebiete von Werkstätten im 7. Jahrhundert gewesen sein können, hat u. a. R. Christlein für das 7. Jahrhundert gezeigt am Beispiel guß- und modellgleicher Wadenbinden und Schuhschnallen aus einer Werkstatt von Holzgerlingen und aus der benachbarten von Sirnau (Abb. 12–13).<sup>178</sup> Wie bei dem ‚Sachgut‘ im nördlichen Bereich der elbgermanischen Gruppe der älteren Kaiserzeit (Fibeltypen und Keramik) werden mit den Verbreitungskarten südlich der Donau nur Absatzgebiete, Modeakzeptanzen usw. erfaßt, nicht aber Stammesgebiete in ihren Grenzräumen. Hierzu bedürfte es, wie bei den ersten drei Fallbeispielen, ethnisch relevanter Determinanten der Grab- und Beigabensitten und der Tracht, die für die Räume südlich der Donau zur Abgrenzung von Bajuwaren und Alamannen nicht vorliegen, ein Beispiel mehr für das Problem im innergermanischen Bereich ethnisch differenzieren zu können. Hierüber hat zuletzt F. Siegmund ausführlich gehandelt.<sup>179</sup>

### ZUSAMMENFASSUNG

Im Gegensatz zu S. Brather wurde für die wohl schwierigste Interpretationsebene unter den Aussagemöglichkeiten der frühgeschichtlichen Archäologie, die ethnische Interpretation, der Weg von ‚unten‘, also von der Quelle zur Aussage bevorzugt. Der Zugang über einen theoretischen Überbau, letztlich mit Modellbildungen unter starker Anbindung an die Kulturanthropologie und auch gelegentlich an rezente Beispiele,<sup>180</sup> ist die andere Möglichkeit, die S. Brather mit vielen anderen gewählt hat.<sup>181</sup> Will man die ethnische Interpretation als methodischen Irrweg kennzeichnen, so ist man beweispflichtig, d. h. man muß den theoretischen Überbau der Kritik sehr konkret auf das beziehen, was die *archäologische* Forschung in den letzten Jahrzehnten zur ethnischen Interpretation erarbeitet hat; genau dies hat Herr Brather nicht getan.<sup>182</sup> Diesem Bruch zwischen dem Weg von ‚oben‘ und dem Weg von ‚unten‘ will dieser Beitrag entgegenwirken; aus Raumgründen mußte ich mich auf fünf Fallbeispiele beschränken, die sich auf unterschiedliche Grundkonstellationen beziehen; die jeweiligen Zusammenfassungen erlauben mir ein kurzes Gesamtresümee.

Das erste Fallbeispiel nimmt Bezug auf die Grundkonstellation einer eingewanderten germanischen *gens* in einer romanischen Siedel- und Kulturlandschaft, also der Langobarden in Italien, dies auf der Grundlage eines historisch voll geklärten Sachverhaltes; dem entspricht die archäologische Befundanalyse: Der Vergleich der beiden Kulturmodelle, dem ‚langobardischen und dem bodenständigen romanischen, zeigt

<sup>176</sup> Marcus Trier, Die frühmittelalterliche Besiedlung des unteren und mittleren Lechtales nach archäologischen Quellen (Kallmünz/Opf. 2002) 278 f.; Frank Siegmund, Alemannen und Franken (Berlin/New York 2000) 309.

<sup>177</sup> Rainer Christlein, Bayern, in: Lexikon des Mittelalters I (München 1980) 1697.

<sup>178</sup> Rainer Christlein, Der soziologische Hintergrund der Goldblattkreuze nördlich der Alpen, in: Die Goldblattkreuze des frühen Mittelalters, ed. Wolfgang Hübener (Bühl/Baden 1975) 73–75 mit Abb. 1–2.

<sup>179</sup> Siegmund, Alemannen und Franken.

<sup>180</sup> Bezogen auf Migrationen z. B. Heinrich Härke, Wanderungsthematik, Archäologen und politisches Umfeld, in: Archäologische Informationen 20 (1997) 61–71; Stefan Burmeister, Migration und ihre archäologische Nachweisbarkeit, in: Archäologische Informationen 19 (1996) 13–21.

<sup>181</sup> Vgl. Brather, Ethnische Identitäten mit Anmerkungen.

<sup>182</sup> Die wenigen beliebigen Beispiele genügen nicht: Brather, Ethnische Identitäten 167–169; vgl. auch Martin, Zum archäologischen Aussagewert 302.

eine extrem große Distanz zwischen beiden bei ihrer ersten Berührung miteinander. Diese Alterität gründet 1. auf völlig unterschiedlichen Jenseitsvorstellungen, der heidnischen und der christlichen, womit der *Beigabensitte* eine hohe Unterscheidungsqualität zukommt; das gleiche gilt 2. für die *Tracht* der Frau. Hinzu kommen noch unterschiedliche Grabformen. Typen des Trachtzubehörs bzw. weiteres ‚Sachgut‘ ergänzen, begründen aber nicht die beiden Kulturmodelle. Auch die Akkulturation, also im wesentlichen mit der Verlaufsrichtung einer Romanisierung der Langobarden, ändert nichts an der Waffenbeigabe, die man somit in den komplexen Bereich der Identität einordnen kann.

Die Kartierung dessen, was aufgrund der *Beigabensitte* nun regelhaft mit Langobarden verbunden werden darf, hat mit der ethnischen Interpretation begründend nichts mehr zu tun; die Kartierung ist für völlig andere Problem- und Aussagebereiche wichtig, vor allem für die Siedlungsgeschichte und damit z. B. auch für die Art der Installation langobardischer Siedlung in der Romania. Nichts von dem, was die Kritiker gegen die ethnische Interpretation geltend machen, trifft auf die Langobarden in Italien zu und kann die Beweisführung entkräften, so z. B. die Feststellung, daß „Kartierungen von Funden und Befunden ehemalige Kommunikationsbeziehungen [abbilden] und daher (dynamische) Wirtschafts- und Verkehrsräume, Heiratskreise, Kulturräume und Werkstattkreise, Sepulkralgebiete und Technikbereiche (erfassen)“;<sup>183</sup> gewiß tun sie dies auch, kennzeichnen aber gerade nicht dieses 1. Fallbeispiel genauso wenig wie die Behauptung, daß „nicht ‚ethnische‘ Zugehörigkeit, sondern sozialer Rang und sozialer Status die zentralen Probleme der einstigen Lebenswirklichkeit [bildeten] und damit relevant für kollektive Identitäten [waren]“.<sup>184</sup> Ich habe das Beispiel der Langobarden bewußt an den Anfang gestellt; versagt das methodische Instrumentarium zur ethnischen Interpretation hier nicht, was ich zu beweisen versuchte, dann sollte dies im Sinne vergleichender Archäologie auch prinzipiell anwendbar sein.

Daß dem so ist, zeigte sich auch bei dem dritten Fallbeispiel; Grundkonstellation und Beweisführung sind die gleichen: Das Kulturmodell Černjachov wird definiert wiederum durch die *Beigabensitte* und die *Tracht*; *Grabsitte* (Grabformen) und *religiöses Brauchtum* (Amulette) kommen hinzu. Diesem Kulturmodell stehen ebenfalls die in diesem Sinne völlig anders gearteten Kulturmodelle einheimischer Bevölkerungsgruppen (‚Spätskythen‘, Sarmaten, Alanen) gegenüber. Auch in der Ukraine kommt es zu Teilakkulturationen, vor allem an der Schwarzmeerküste; dennoch bleibt das Kulturmodell in seinem Kern stabil. Mit Blick auf eindeutig auswertbare zeitgenössische Schriftquellen handelt es sich bei den Trägern der Černjachov-Kultur somit um Ostgoten. Wie bei den Langobarden handelt es sich bei den (Ost-)Goten um eine wandernde ‚gentile‘ Bevölkerungsgruppe (mit Ansippungen: Polyethnie), die hier wie dort ‚Land nimmt‘, und in beiden Fällen sind die Auswanderungsräume bestimmbar, bei den Goten bis in die älterkaiserzeitlichen Siedlungsräume Pommerns und Großpolens zurückverfolgbar. Weder ändert sich dabei der „Bestattungsbrauch“ in Zeit und Raum grundlegend, noch werden „verschiedene archäologische Kulturgruppen aneinander gereiht“, wie H. Steuer meint;<sup>185</sup> genau das Gegenteil ist der Fall. Den beiden Beispielen der Langobarden und Ostgoten seien weitere Kritikpunkte S. Brathers gegenübergestellt und kommentiert: „Die Auswahl der als charakteristisch herausgestellten Merkmale einer ethnischen Gruppe erfolgt aber nicht willkürlich oder von den Realitäten unabhängig. Sie hängt von zwei wesentlichen Faktoren ab: 1. von existierenden kulturellen Differenzen – diese

<sup>183</sup> Brather, *Ethnische Identitäten* 171.

<sup>184</sup> Brather, *Ethnische Identitäten* 172.

<sup>185</sup> Vgl. Anm. 100.

werden zur schematischen Kennzeichnung von Gruppen überhöht und damit instrumentalisiert; 2. von vorhandenen sozialen und wirtschaftlichen Umständen und Interessen – diese werden durch kulturelle Merkmale verbrämt. ‚Ethnizität‘ und ‚Kultur‘ werden also von sozialen Realitäten beeinflusst, auf die sie wiederum zurückwirken. Ihr relatives Eigenleben bezieht die ethnische Identität daraus, daß sie sich nur auf sehr wenige kulturelle Merkmale beruft. Die Vielzahl an Gemeinsamkeiten mit den Nachbarn wird ausgeblendet, um eine eindeutig markierte, soziale Abgrenzung zu erreichen. Jene Auswahl einiger besonderer, symbolischer Merkmale gleicht der ‚Erfindung von Traditionen‘. Sie führt mithin zur Bildung von ‚imagined communities‘, die rasch Gestalt gewinnen“.<sup>186</sup> Diese Sätze beinhalten, wie so oft auch an anderen Stellen bei S. Brather, nach meiner Auffassung richtige Aussagen neben unmittelbar angeschlossenen (reichlich apodiktischen) nicht zutreffenden Behauptungen, bezogen also nur auf die beiden Fallbeispiele der Langobarden und Ostgoten: 1. Selbstverständlich erfolgte die Auswahl der Kriterien nicht ‚willkürlich‘ und bezog sich auf ‚existierende kulturelle Differenzen‘; 2. die bei Beschreibung der Kulturmodelle herausgearbeiteten Determinanten wurden weder ‚überhöht‘ noch ‚instrumentalisiert‘; 3. die Berufung ‚auf sehr wenige kulturelle Merkmale‘ ist wenig hilfreich, entscheidend ist, ob das Wenige im Rahmen eines Kulturgefüges als hochrangig erkannt werden kann, was für ‚Merkmale‘, die mit Jenseitsvorstellungen verbunden sind, unstrittig der Fall ist; 4. die Kulturmodelle der Langobarden und der Černjachov-Kultur (Ostgoten) blendeten die „Vielzahl an Gemeinsamkeiten mit den Nachbarn“ (Romanen – ‚Spätskythen‘, Alanen, Sarmaten) keineswegs aus, da es diese bei ihrer ersten Berührung (‚Landnahme‘-Zeit) eben nicht gab und Nachbarn waren sie alle in ein und demselben Raum (zu Grenznachbarschaften: s. u.). 5. Die an beiden Beispielen herausgestellten Determinanten der Kulturmodelle gleichen weder der ‚Erfindung von Traditionen‘ noch führten sie zu ‚imagined communities‘.

Das zweite Beispiel über Westgoten im Frankenreich diene vor allem dazu, die *Tracht* als möglichen ethnischen Indikator zu benennen, was S. Brather bestreitet.<sup>187</sup> Die Beweisführung gründete eben nicht auf Fibeln „als Ausdruck ethnischer Identität“,<sup>188</sup> sondern auf unterschiedlichen Trachten, eben der der Westgotinnen gegenüber der der Fränkinnen und Romaninnen. *Fibeltypen* sind grundsätzlich, wie anderes ‚Sachgut‘ auch, ganz im Sinne der Kritiker an der ethnischen Interpretation primär nicht beweisführend.<sup>189</sup>

Das 4. und 5. Beispiel über die älterkaiserzeitlichen Langobarden und über Bajuwaren und Alamannen südlich der Donau sollte die Grenzen der ethnischen Interpretation aufzeigen, die sich insbesondere im innergermanischen Bereich ergeben, also Grabsitte, Beigabensitte und Tracht als ethnisch aussagekräftige Kriterien ausfallen und das sogenannte Sachgut in seiner Kartierung hierfür erst recht keinen Ersatz zu bieten vermag; wie kurz aufgezeigt, unterliegt dessen Verbreitung völlig anderen Gesichtspunkten.

Summa: Die ethnische Interpretation ist keineswegs ein methodischer Irrweg der frühgeschichtlichen Archäologie und somit sind auch ethnische Identitäten nicht Konstrukte derselben.<sup>190</sup> Den Sinn der Arbeit von Sebastian Brather sehe ich darin, die

<sup>186</sup> Brather, *Ethnische Identitäten* 160.

<sup>187</sup> Brather, *Ethnische Identitäten* 168, dies mit Bezug auf die kritisierte Arbeit von A. Koch.

<sup>188</sup> Brather, *Ethnische Identitäten* 168; vgl. hier Anm. 76.

<sup>189</sup> Vgl. Anm. 76.

<sup>190</sup> Das Fremdwort ‚Konstrukt‘ meint eine Arbeitshypothese oder eine gedankliche Hilfskonstruktion zur Beschreibung von Phänomenen, die der direkten Beobachtung nicht zugänglich sind, sondern aus anderen beobachtbaren Daten und Merkmalen erschlossen werden können. In diesem Sinne mag S. Brather ‚Kon-

Rückbesinnung auf ein altes und zugleich auch jung gebliebenes Problem wieder zu fördern; es mag auch sein, daß die frühgeschichtliche Archäologie in den letzten Jahrzehnten mit diesem gelegentlich nicht ausreichend beweiskräftig umgegangen ist.<sup>191</sup> Der Nachteil der Arbeit von S. Brather (und gelegentlicher mehr oder minder kurzer kritischer Anmerkungen anderer) liegt aber darin, und ich möchte dies nochmals betonen, daß die Kritik sich fast ausschließlich im Theoretischen erschöpfte und damit der Forschung der letzten Jahrzehnte nicht gerecht wurde. Die Diskussion um die ethnische Interpretation sollte, auch durch meinen Beitrag, wieder vom ‚Kopf auf die Füße‘ gestellt werden, also künftig quellennah geführt. Dies wird nicht nur der fachinternen Diskussion bekömmlich sein, sondern auch helfen, das Mißtrauen der Nachbardisziplinen, besonders der Geschichte, in Grenzen zu halten bzw. abzubauen. Gegenüber unseren Kolleginnen und Kollegen von der Alten Geschichte und Mediävistik kann ich für meinen Teil künftig weiterhin z. B. von Langobarden in Italien sprechen, muß diese auch nicht in Ausführungszeichen setzen<sup>192</sup> und auch nicht auf eine Kulturgruppe ‚Nocera Umbra‘ ausweichen, die nur noch ein Archäologe versteht. Als historisch arbeitende Disziplin wird die frühgeschichtliche Archäologie weiterhin ein Partner unserer historischen Nachbardisziplinen sein können.

#### NACHWORT ODER: ZUM KÜNFTIGEN DISKUSSIONSSTIL UM DIE ETHNISCHE INTERPRETATION IN DER FRÜHGESCHICHTLICHEN ARCHÄOLOGIE

Der zur Zeit ‚gepflegte‘ Diskussionsstil erfüllt mich mit Besorgnis. Wird schon in dem Beitrag von S. Brather mehr oder minder unverhüllt der Eindruck vermittelt, dass die Forschergeneration der letzten 20–30 Jahre unreflektiert und unverdrossen weiter im Fahrwasser von Gustav Kossinna ‚paddelte‘, so stimmt mich noch bedenklicher, was auf der Tagung in Leipzig im Dezember 2000 vorgetragen wurde, eingebunden in das Teilprojekt A5: „Ethnogenese und Traditionskonstruktion – Archäologische Quellen und ihre Deutungen in der Historiographie des 19. und 20. Jahrhunderts“ im Leipziger Sonderforschungsbereich 417: „Regionenbezogene Identifikationsprozesse. Das Beispiel der Sachsen“, zu entnehmen aus dem Bericht über diese Tagung von Stefan Burmeister, in: *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 41, 2000, 581–595, so z. B. wenn resümierend festgestellt worden sein soll: „Die z. T. deutliche Beliebigkeit, mit der die archäologisch erschlossene Vergangenheit für die Gegenwart eingespannt wird, ist in der Ambivalenz der archäologischen Quellen und auch der archäologischen Wissenschaft selbst begründet ... Die archäologisch erschlossene *Sachkultur* (sic! kursiv V. B.) transportiert keine für uns erschließbare ethnisch signifikante Aussage, sondern sie wird von den modernen Betrachtern ‚ethnisch‘ aufgeladen – ein archäologisches Konstrukt. Des weiteren sind die Unklarheit der archäologischen Begrifflichkeit sowie die meist intuitiven und damit methodologisch fragwürdigen Verfahren der ethnischen Deutung wenig dazu geeignet, dem Missbrauch der Vergangenheit einen Riegel vorzuschieben. So wurde auch von einigen Referent/innen kritisiert, dass eine Methodologie Kossinnascher Prägung in der traditionellen Archäologie heute immer noch gängige Praxis sei“ (S. 593); dieser Diskussionsstil ist nicht nur unerträglich, sondern auch diffamierend. Wie und ob eine sachgerechte Auseinandersetzung zum Thema ethnische

---

strukt‘ in einzelnen Textpassagen gebraucht und verstanden haben, nicht aber als Quintessenz seines Aufsatzes; diese ist als ‚Botschaft‘ eindeutig, nämlich: Die ethnische Interpretation ist ein methodischer Irrweg als Relikt verstaubter Forschung.

<sup>191</sup> So auch Martin, *Zum archäologischen Aussagewert* 302.

<sup>192</sup> Vgl. Anm. 9.

Interpretation auf diese Weise überhaupt geführt werden soll (?) und kann, bleibt höchst fraglich, wenn man weiterhin erfährt, dass „einige Diskussionsteilnehmer/innen [dafür] plädierten, keine Identitätsangebote zu liefern und deswegen auch die Suche nach zumindest ethnischen Identitäten bei ur- und frühgeschichtlichen Gruppen von der Tagesordnung zu nehmen“ (S. 593). Aufschlussreich sind auch einige Passagen im Einladungsschreiben zu dieser Leipziger Tagung mit dem Titel „Auf der Suche nach Identitäten: Volk – Stamm – Kultur“ von Sabine Rieckhoff und Ulrike Sommer: „Und wie die Parolen der ‚Neuen Rechten‘ zeigen, kann Kultur als Kampfbegriff verwendet werden wie Volk und Stamm. *Daher* (kursiv: V. B.) sind wir der Ansicht, dass man die Diskussion über die grundlegende Terminologie nicht länger aussparen sollte“ und: „Diese Verständigung erscheint uns sogar bitter notwendig angesichts der neu auflebenden nationalistischen und rassistischen Tendenzen, eine moderne politische Gemeinschaft durch fiktive gemeinsame Abstammung in ferne Vergangenheiten zurückzuprojizieren“. Vgl. in diesem Sinne zuletzt auch wiederum Sebastian Brather mit gleichfalls nach meiner Meinung diffamierenden Äußerungen: „The search for ethnic groups follows the national(istic) (kursiv: V. B.) imaginations of the last two hundred years, and does not meet the expressiveness of archaeological sources ... . The archaeological search for ‘ethnic identities’ was not of scientific interest, but more or less a matter of national discourse and *nationalistic* (kursiv: V. B.) emphasis. It was used for the construction of *modern national identities* (kursiv: V. B.): Sebastian Brather, *Ethnic identities* S. 175. – Angesichts solcher bedenklicher Nähe zur Niveaulosigkeit und auch klar erkennbarer Diffamierungsversuche meiner Forschergeneration ist man versucht, hierauf nicht zu reagieren! Dennoch habe ich diesen Beitrag geschrieben in der Hoffnung, einen Anstoß zur Versachlichung dieser Diskussion zu geben, vor allem für die jüngere Generation unserer Studierenden!

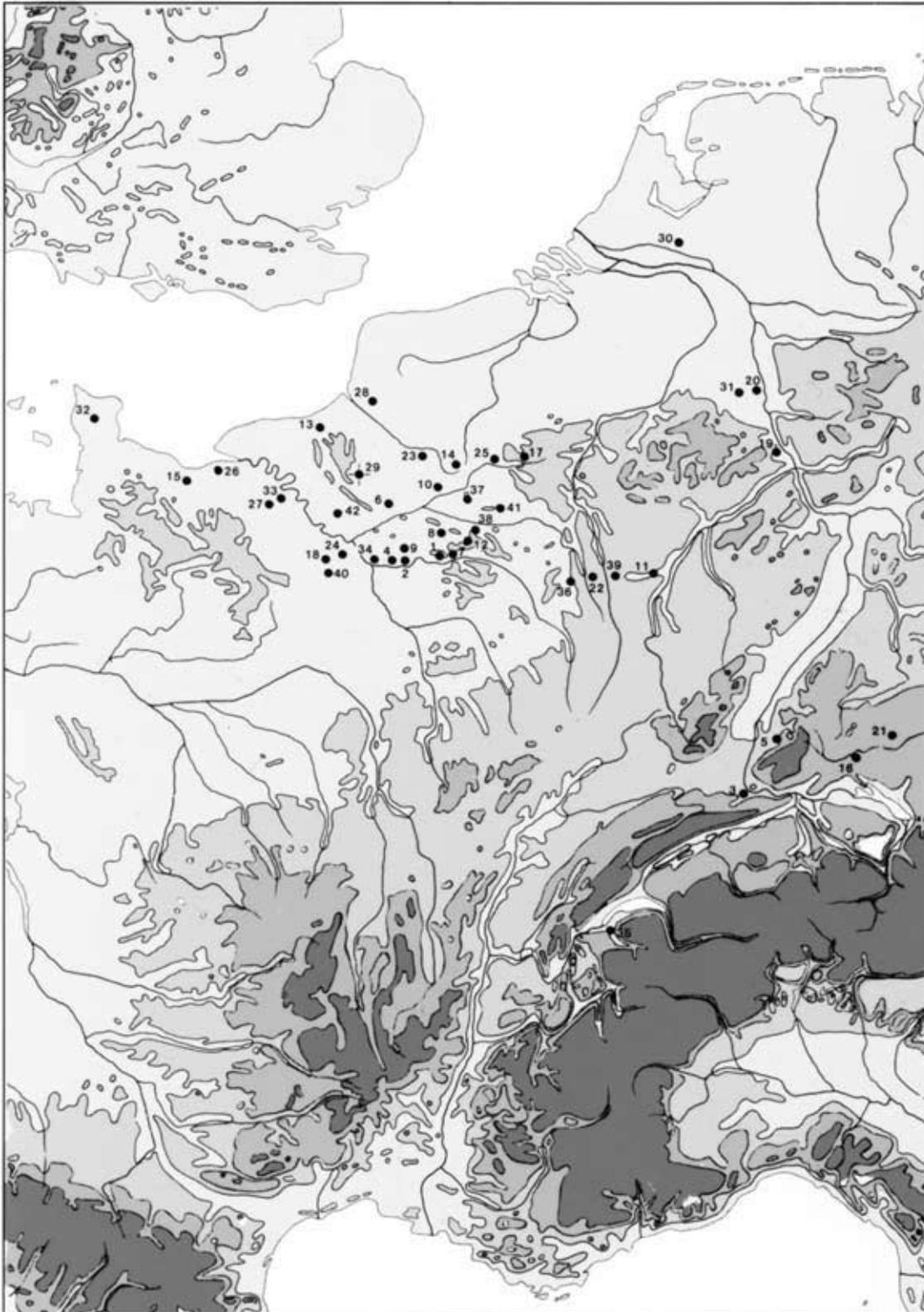


Abb. 1: Westgotische Frauengräber außerhalb Spaniens und Septimaniens (nach Bierbrauer [wie Anm. 55] 173 Abb. 1).

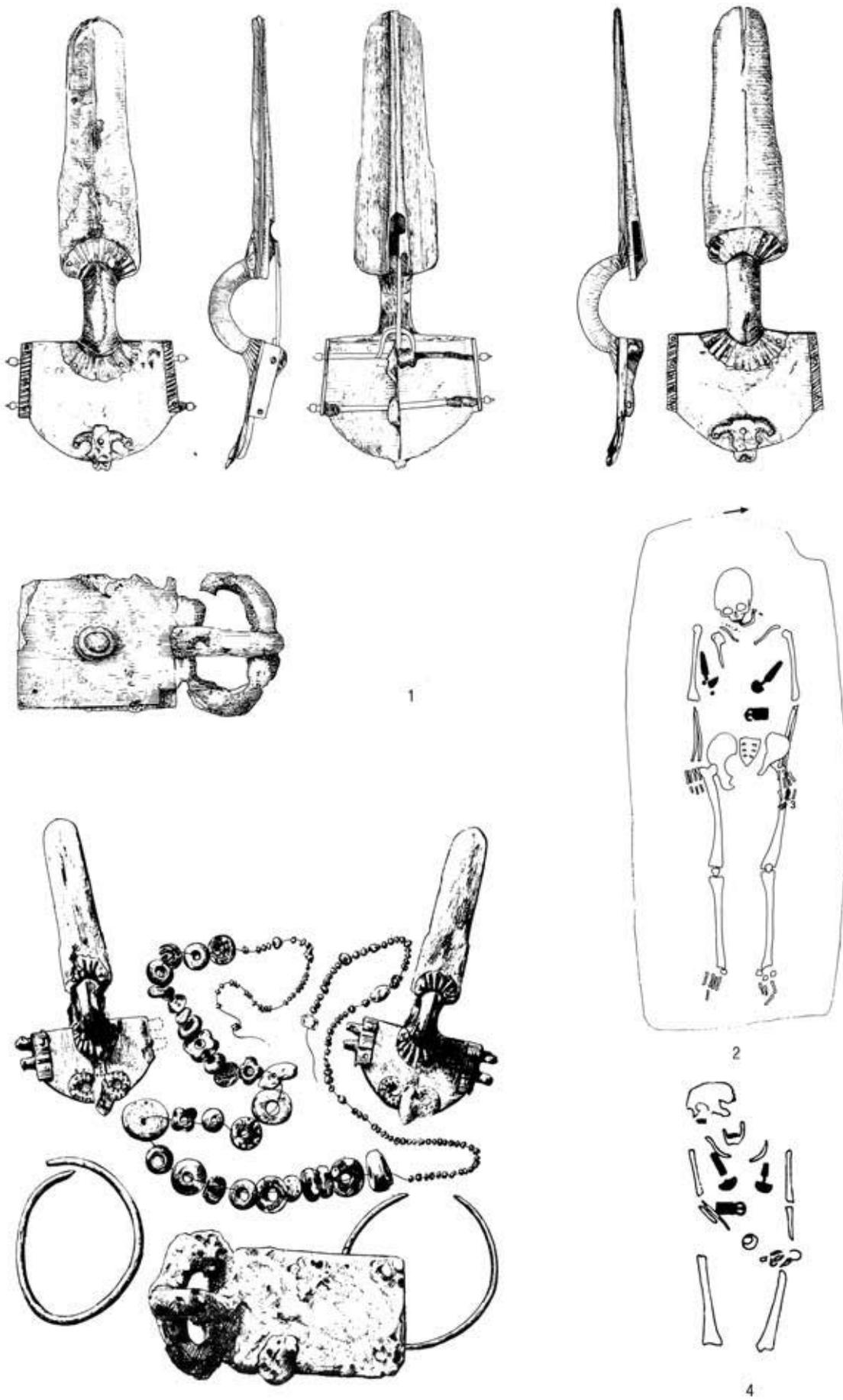


Abb. 2: 1-2 Saint-Martin-de-Fontenay Grab 359 (ohne Fingerringe), 3 Duratón Grab 553, 4 Lage des Trachtzubehöres in Duratón Grab 176. Ohne Maßstab (nach Bierbrauer [wie Anm. 55] 182 Taf. 3, 185 Taf. 6,1, 197 Taf. 17, 1.5).

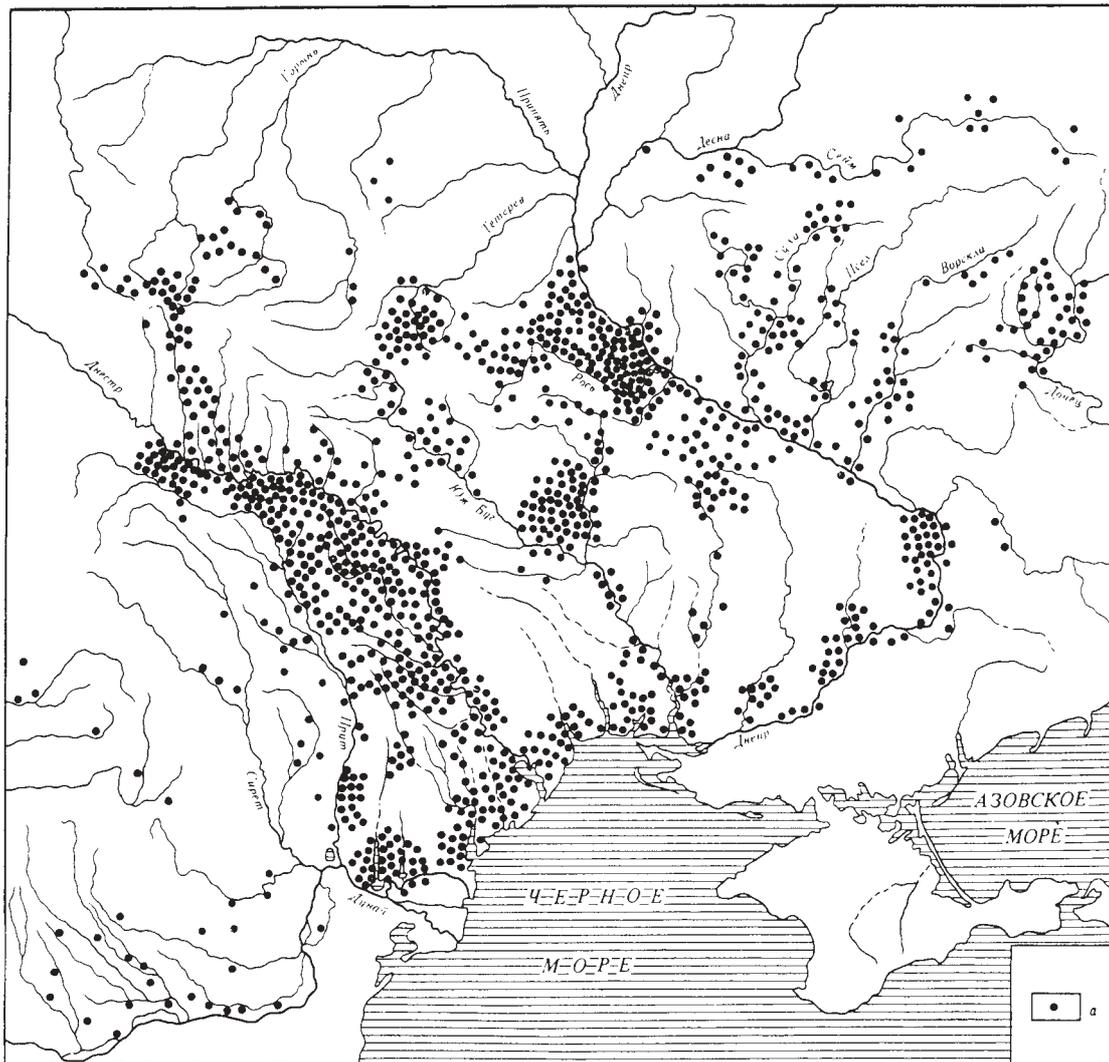


Abb. 3: Verbreitung der Černjachov-Sintana de Mureș-Kultur (nach Bierbrauer [wie Anm. 24] 213 Abb. 1).

## Germanische Funde der älteren Kaiserzeit

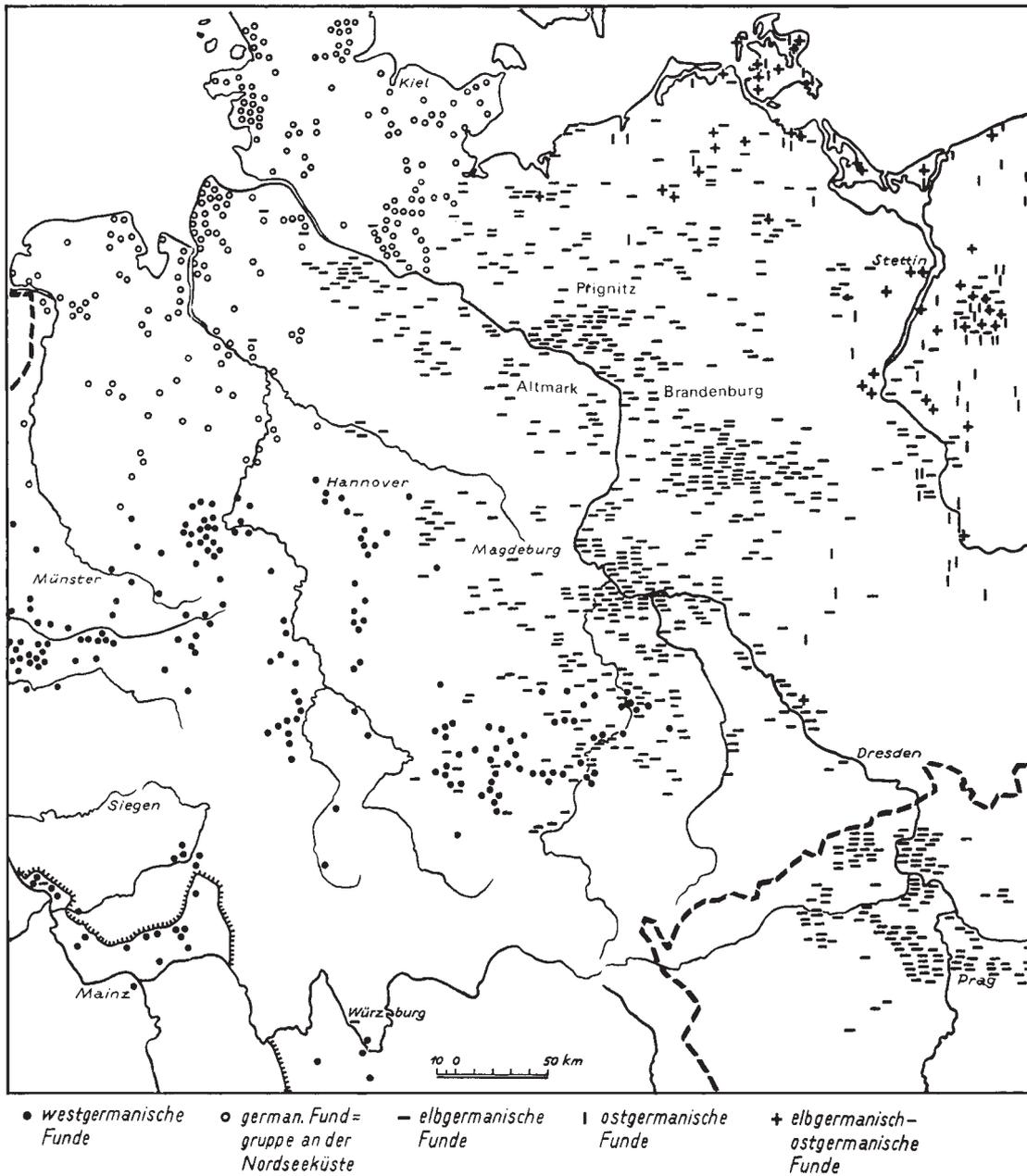


Abb. 4: Karte germanischer Funde der älteren Kaiserzeit (nach v. Uslar, Bemerkungen [wie Anm. 123]).

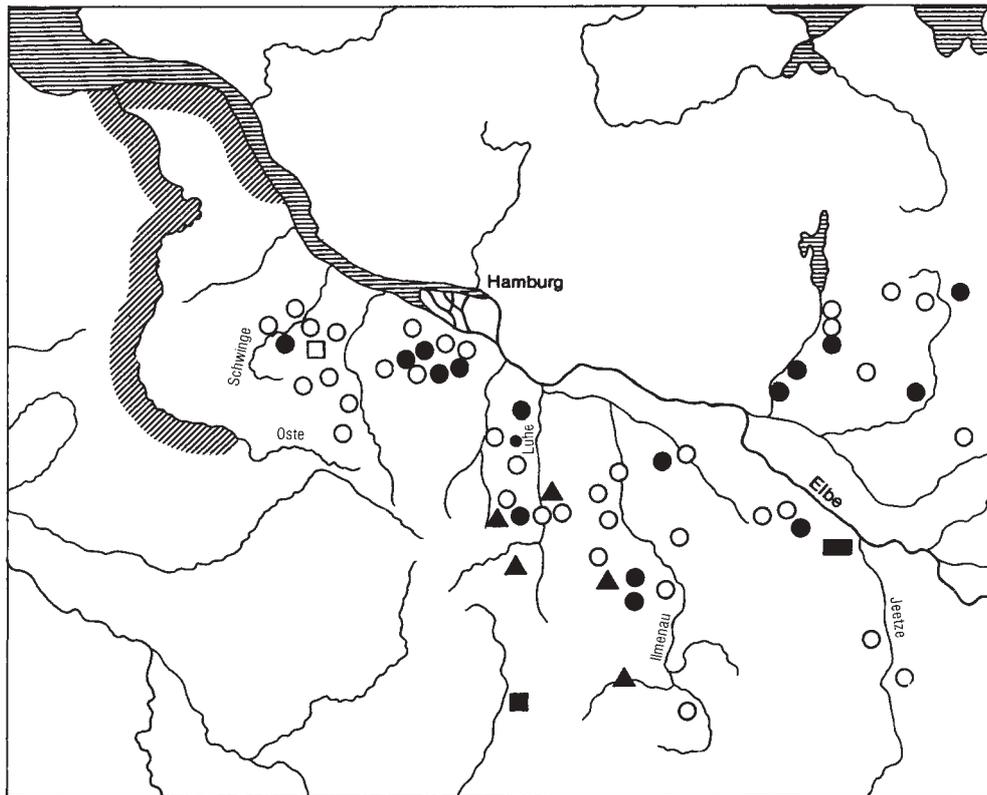
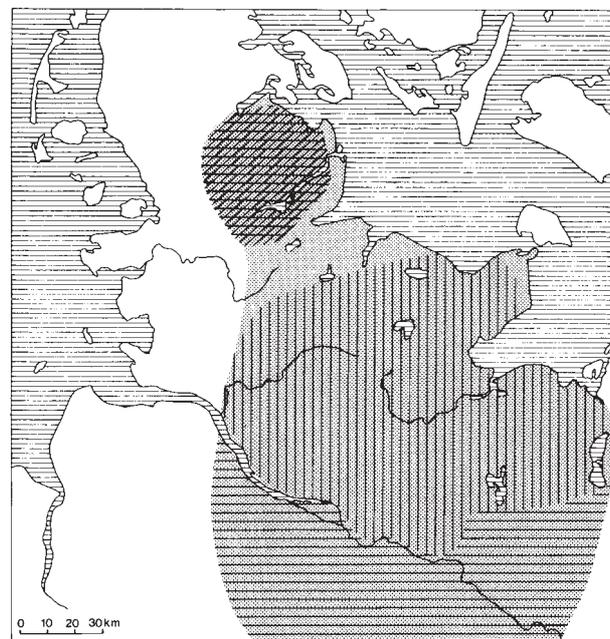


Abb. 5: Grabfunde im vermutlich langobardischen Siedelgebiet an der Niederelbe. Großer ausgefüllter Kreis: Friedhof vom Typ Rieste, offener Kreis: Friedhof vom Typ Darzau, offenes Quadrat: Brandgrab mit römischem Import ohne Waffen, ausgefülltes Quadrat: Brandgrab mit römischem Import mit Waffen bzw. mit römischem Import, Dreieck: Einzelfunde von Waffen, kleiner ausgefüllter Kreis: römisches Importgeschirr (nach Eger, Langobarden [wie Anm. 130] 72 Abb. 7, mit Hinzufügung von Flußnamen).



-  Verbreitung getrennter Männer- und Frauenfriedhöfe
-  unterschiedliche Keramik für männliche und weibliche Bestattungen
-  zahlreiche Waffenbeigaben, vor allem in Stufe A/B<sub>1</sub>
-  Importgeschirr und Trinkhörner in Frauengrabern

Abb. 6: Verbreitung verschiedener Grab- und Beigabensitten der älteren römischen Kaiserzeit (Oberjersdaler Kreis und Westkreis nicht kartiert) (nach Bantelmann [wie Anm. 123] 341 Abb. 2).

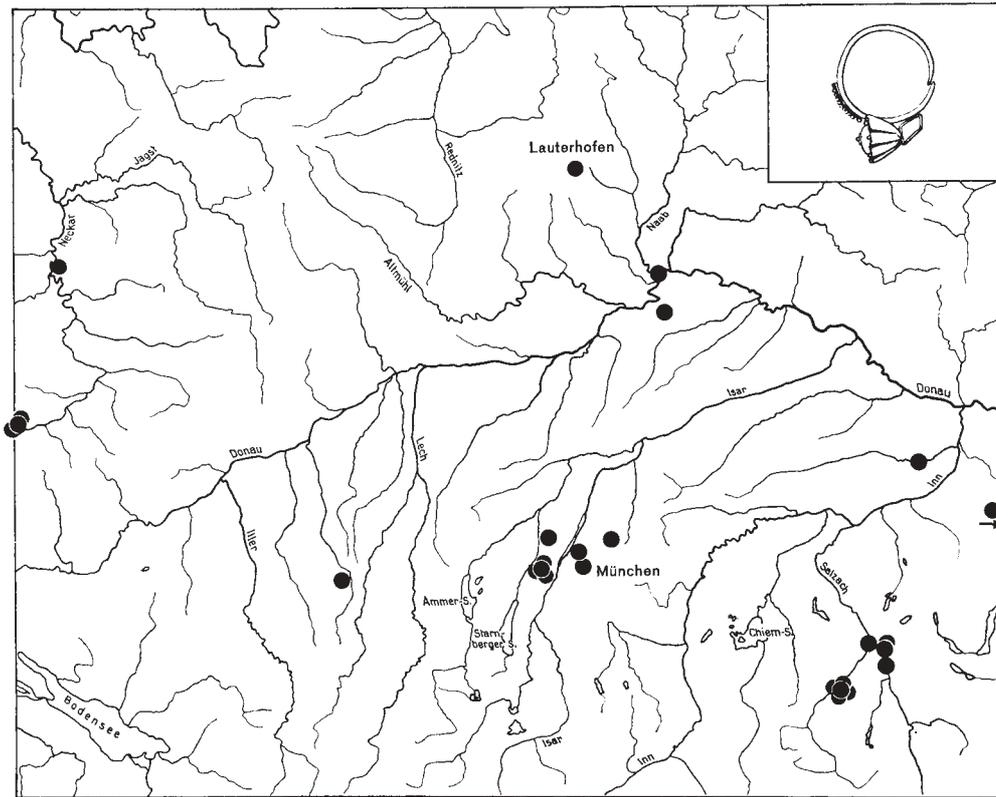


Abb. 7: Verbreitung der Körbchenohrringe vom Typ Allach-Untermenzing in Süddeutschland (nach Dannheimer [wie Anm. 169] 30 Abb. 3).

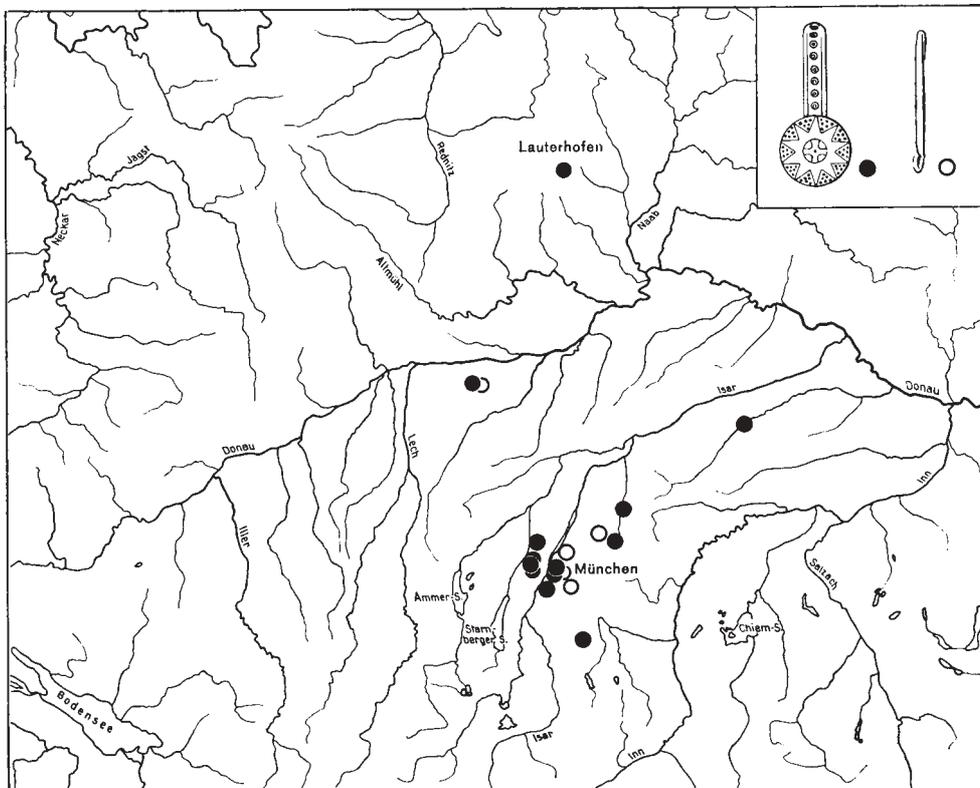


Abb. 8: Verbreitung der Ohringe mit großem trichterförmigem Körbchen (nach Dannheimer [wie Anm. 169] 32 Abb. 5).

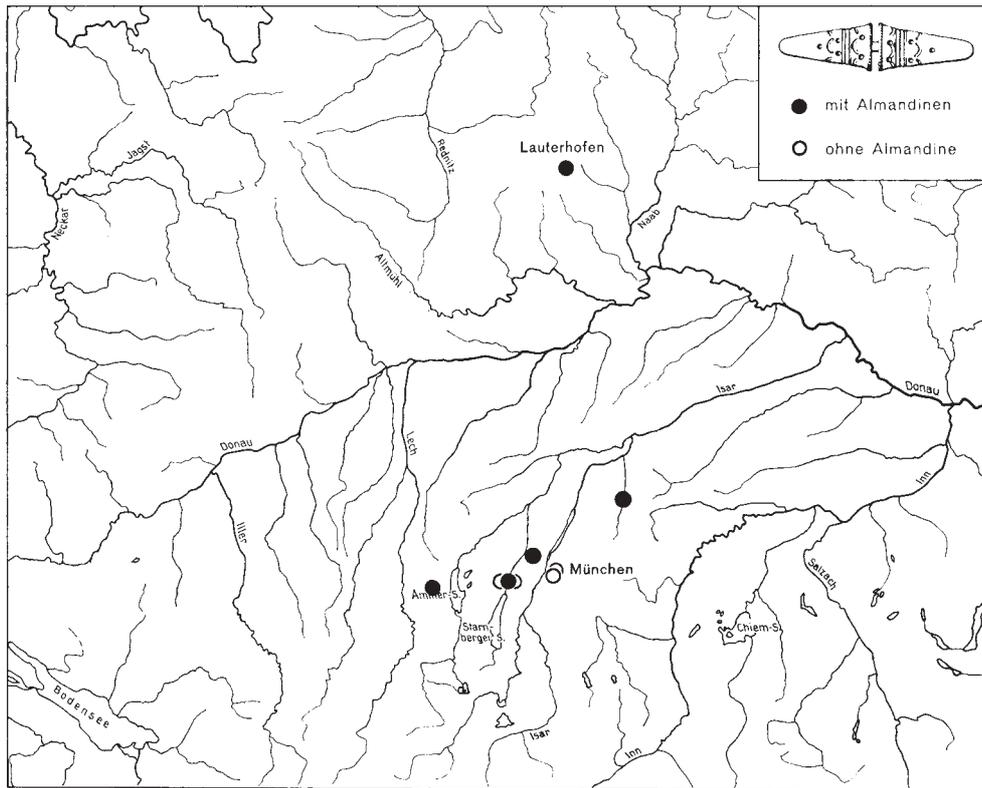


Abb. 9: Verbreitung der Bronzearmringe vom Typ Klettham (nach Dannheimer [wie Anm. 169] 35 Abb. 7).

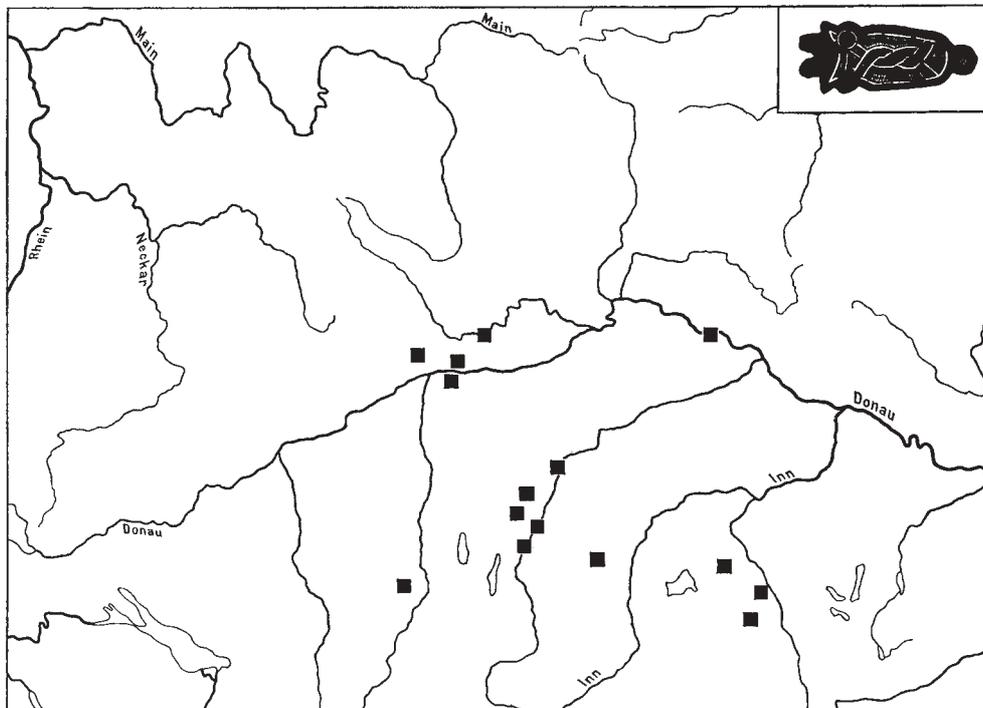


Abb. 10: Verbreitung bestimmter tauschiefter Gürtelgarnituren (nach Christlein [wie Anm. 172] 42 Abb. 16).

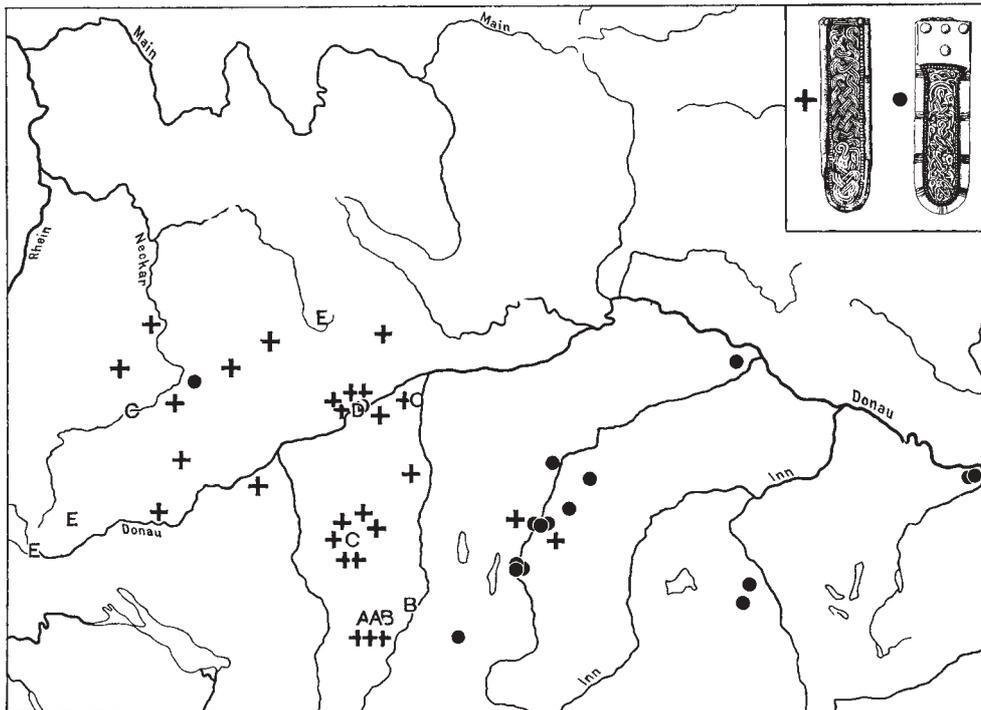


Abb. 11: Verbreitung von silbernen Preßblechwadenbindengarnituren (Kreuze und Buchstaben) und von tauschierten Eisenwadenbindengarnituren (Punkte) (nach Christlein [wie Anm. 172] 79 Abb. 25).

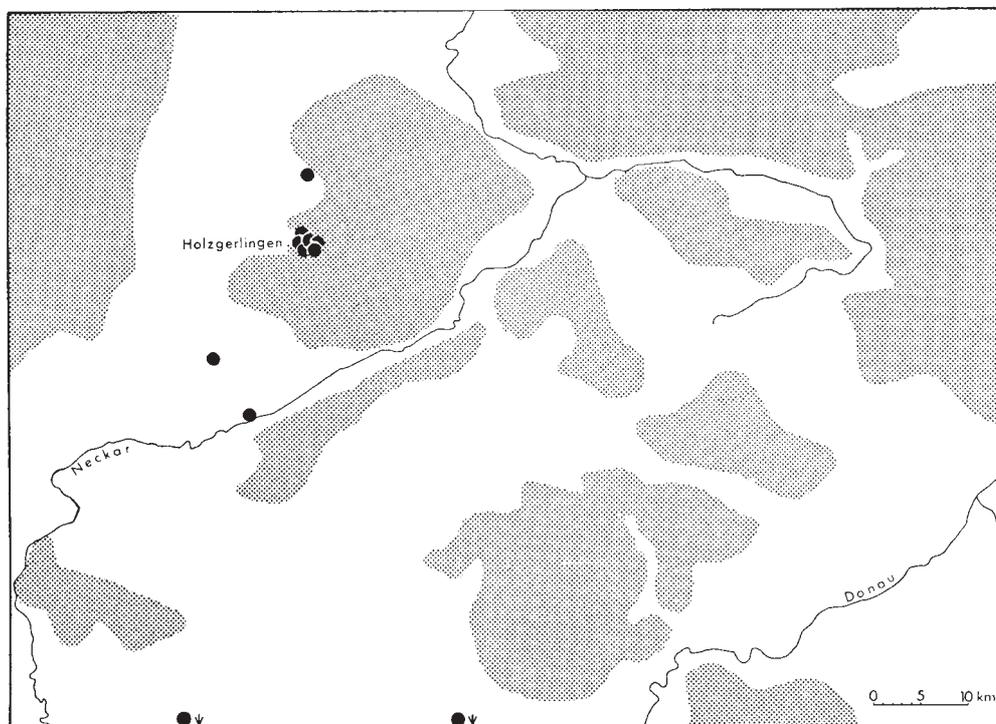


Abb. 12: Der Einzugsbereich des Frauenschmucks aus der alamannischen Siedlung des 7. Jahrhunderts von Holzgerlingen, Kreis Böblingen, dargestellt an der Streuung modelgleicher Bronzegußarbeiten aus dem zugehörigen Reihengräberfeld. Gerastert sind die interpolierten Waldflächen vor 700 (nach Christlein [wie Anm. 178] 74 Abb. 1).

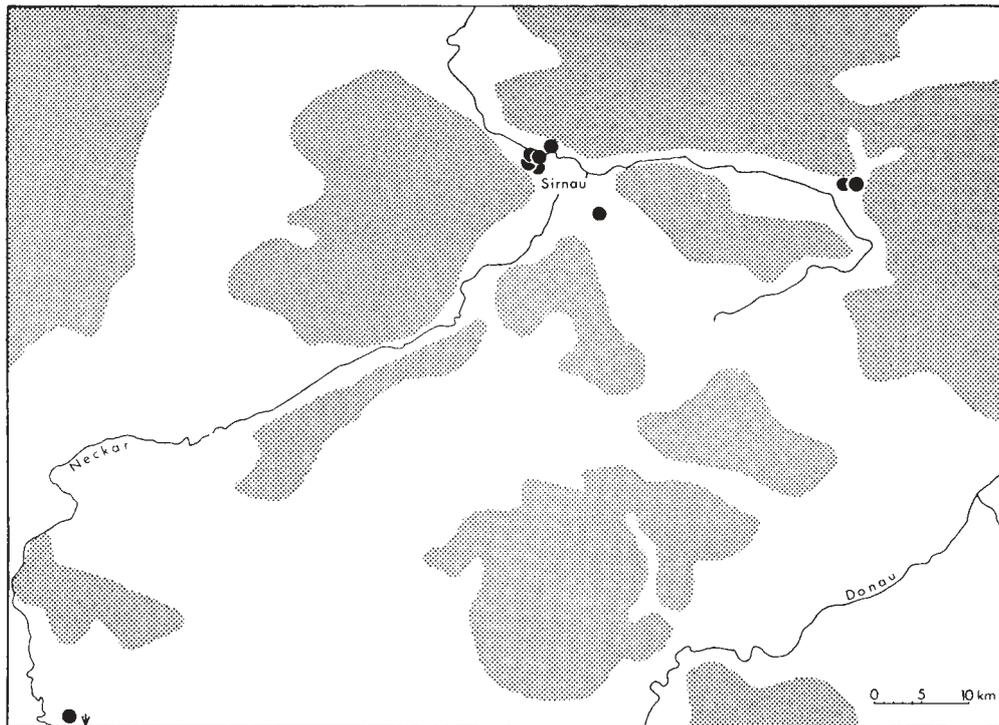


Abb. 13: Der Einzugsbereich des Frauenschmucks aus der alamannischen Siedlung von (Esslingen-) Sirnau. Kartierung wie Abb. 12 (nach Christlein [wie Anm. 178] 75 Abb. 2).

WOLFGANG HAUBRICHS

IDENTITÄT UND NAME. AKKULTURATIONSVORGÄNGE  
IN NAMEN UND DIE TRADITIONSGESELLSCHAFTEN  
DES FRÜHEN MITTELALTERS

Das frühe Mittelalter ist ein Zeitalter der Einnamigkeit: bei den germanischen *gentes* ohnehin und zunehmend auch bei den Romanen in der Italia und der Gallia, die immer häufiger nur noch oft Heil verheißende, christliche Werte signalisierende, christliche Heilsträger nachahmende Cognomina tragen: *Adeodatus*, *Sperandeo*, *Theodulus*, *Deodonatus*, *Quodvultdeus*, (*Venantius*) *Fortunatus*, *Felix*, *Dulcissimus*, *Anastasius*, *Paschasius*, *Dominicus*, *Ferrocinctus*, aber auch *Martinus*, *Laurentius*, *Petrus* etc. Gewiß ist die primäre Funktion eines Namens die der Identifizierung eines Individuums in einer Gruppe, doch zeigen schon die Tendenzen der romanischen Namengebung, die sich vom antik-römischen System abwendet, daß der Name als Identitätsträger einer Person sich zunehmend auch Aspekten der Bedeutung öffnete, die von Namen deshalb aktualisiert werden können, weil sie in dreierlei Bindungen stehen:<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Die Fragen der semantischen Umgestaltung des romanischen Namensystems in Spätantike und frühem Mittelalter sind bisher noch nicht umfassend behandelt worden. Vgl. aber vorläufig Henri Leclercq, *Noms propres*, in: *Dictionnaire d'archéologie chrétienne et de liturgie* 12 (1935) 1481–1553; Iiro Kajanto, *On the problem of „Names of Humility“ in early Christian epigraphy*, in: *Arctos* 3 (1962) 45–53; ders., *Onomastic Studies in the Early Christian Inscriptions of Rome and Carthage* (*Acta Instituti Romani Finlandiae* 2, 1, Helsinki 1963); ders., *Supernomina. A Study in Latin Epigraphy* (Helsinki 1966); ders., *The disappearance of classical nomenclature in the Merovingian period*, in: *Classica et Mediaevalia Fr. Blatt septuagenario dedicata* (Kopenhagen 1973) 383–395; ders., *Notes on the Christian names deriving from θεός*, in: *Onomata* 10 (Athen 1986) 36–41; ders., *Onomastica romana alle soglie del medioevo*, in: *Dictionnaire historique des noms de famille romans*, ed. Dieter Kremer (Tübingen 1990) 59–66; ders., *Roman nomenclature during the late Empire*, in: *Le iscrizioni dei cristiani in Vaticano. Materiali e contributi scientifici per una mostra epigrafica*, ed. Ivan Di Stefano Manzella (*Inscriptiones Sanctae Sedis* 2, Città del Vaticano 1997) 103–111; Konrad Huber, *Les éléments latins dans l'onomastique de l'époque carolingienne*, in: *Vox Romanica* 23 (1964) 239–255; Maurits Gyseling, *Moselländische Personennamen in Spätantike und Frühmittelalter*, in: *Festgabe Wolfgang Jungandreas*, ed. Richard Laufner (Trier 1964) 14–23; Nancy Gauthier, in: *Recueil des inscriptions chrétiennes de la Gaule antérieures à la Renaissance carolingienne 1: Première Belgique*, ed. Nancy Gauthier (Paris 1975) § 103 ff.; Henri-Irénée Marrou, *Problèmes généraux de l'onomastique chrétienne*, in: *Actes du Colloque International sur l'Onomastique Latine*, ed. Hans-Georg Pflaum/Noël Duval (Paris 1977) 431–435; Charles Pietri, *Remarques sur l'onomastique chrétienne de Rome*, ebd. 437–445; Heikki Solin, *Benedictus*, in: *Beiträge zur Namenforschung* 21 (1986) 387–400; ders., *Heidnisch und christlich. Überlegungen zur Frühgeschichte des Personennamen Petrus*, in: *Bild- und Formensprache der spätantiken Kunst. Hugo Brandenburg zum 65. Geburtstag*, ed. Martina Jordan-Ruwe/Ulrich Real (*Boreas* 17, Münster 1994) 223–229; ders., *Zur Entwicklung des römischen Namensystems*, in: *Person und Name. Methodische Probleme bei der Erstellung eines Personennamenbuchs des Frühmittelalters*, ed. Dieter Geuenich/Wolfgang Haubrichs/Jörg Jarnut (RGA, Erg. Bd. 32, Berlin/New York 2002) 1–17, besonders 14 ff.; Michael Mitterauer, *Ahnen und Heilige. Namengebung in der europäischen Geschichte* (München 1993) 86–122; Wolfgang Haubrichs, *Romanen an Rhein und Mosel. Onomastische Reflexionen*, in: *Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag*, ed. Peter Ernst/Franz Patocka (Wien 1998) 379–413, besonders 385–396.

- 1) Zum einen sind sie aus Wörtern der Gemeinsprache gemacht, so daß, wenn diese Bildungsweise noch semantisch durchsichtig ist, die Bedeutung der Appellative den Namen zu motivieren vermag und für die Kommunikationsgemeinschaft sogar ‚sprechend‘ werden lassen kann: z. B. *Adeodatus* ‚der von Gott Gegebene‘. In der Katakombe von Monteverde findet sich eine jüdische Inschrift des 3. Jahrhunderts mit einem Wortspiel: *Benedicte Maria vere benedicte, matri et nutrici* ... Heikki Solin hat 1986 gezeigt, wie sich in diesem Wortspiel mit sprechendem Personennamen der gleitende Übergang zwischen Appellativ und Name vollzieht. Daß *Benedictus* wie andere spätlateinische ‚Wunschnamen‘ appellativisch empfunden wurde, zeigt auch, daß sich daran keine Suffixbildungen (etwa auf *-īnus*, *-olus*, *-osus* etc.) knüpften.
- 2) Der Name selbst ist dadurch motiviert, daß er die *memoria* einer bedeutenden Person, etwa eines/einer christlichen Heiligen oder einer biblischen Person aufnimmt: *Petrus, Thecla, Georgius, Juditha* ...
- 3) Der Name knüpft in Teilen, etwa in Variation von Namelementen, oder im Ganzen durch Nachbenennung an Namen des Familienverbandes an: z. B. *Desiderius* ⇒ *Desiderata*;<sup>2</sup> *Petrus* ⇒ *Petronius* → *Petronace*;<sup>3</sup> *\*Optatus* bzw. *\*Optimus* ⇒ *Opto-hardus* → *Opto-marus* ...<sup>4</sup>

Das germanische Namensystem mußte nicht erst semantisiert werden. Es besaß diese Eigenschaft schon durch die Kompositionsart seiner Namen, die entweder aus zwei auch im Appellativwortschatz vorhandenen Elementen (wie die deutschen Komposita vom Typ ‚Kinder-garten‘) zusammengesetzt waren, oder mittels eines Suffixes von einem bedeutungstragenden Lexem der Gemeinsprache abgeleitet wurden.<sup>5</sup> So waren die in ihrem Bau und in einem Grundbestand von Lexemen durch alle Sprachen der germanischen *gentes* hindurch gleichförmigen germanischen Namen in ihrem frühesten Bestand ‚sinnvoll‘, ja ‚sprechend‘, ja manchmal ‚poetisch‘, wie vor allem Gottfried Schramm in seinem bedeutsamen Buch über „Namenschatz und Dichtersprache“ herausgearbeitet hat.<sup>6</sup> So wohnte jedem der vielen mit dem Namen *\*Theude-rīkaz* begabten Herrscher stets im Verständnis früher germanischer *gentes* auch die Bedeutung ‚mäch-

<sup>2</sup> *Desiderius*, der letzte langobardische König der Langobarden, Sohn eines *Verissimus* und Bruder eines *Are-chis* und eines *Domnolus*, scheint einer langobardisch-romanischen Mischfamilie entstammt zu sein. In den Namen seiner Kinder interferieren romanische und germanische Benamungsprinzipien: Eine Tochter hieß *Desiderata*; ein Sohn hieß, so das Endglied des Onkelnamen variierend, *Adhel-gis*; eine weitere Tochter hieß, den Namen der Mutter *Ansa* und einer *cognata Ans-(h)ilda* aufnehmend, *Ansil-berga* („Schutz der Helden“); deren Namen wiederum variierte die vierte Tochter *Liut-berga* („Schutz der Leute, Gefolgsleute“), wobei sich auch ein semantischer Bezug zwischen *\*ansu-* (ursprünglich ‚Halbgott‘, später ‚Heros, Held‘) und *\*leudi-* („Mitglied des Volksverbandes, Gefolgsmann“; vgl. merowingerlat. *leudes*, ferner burg. *leudis* ‚Freier‘, ae. *leoda* ‚Edler‘) feststellen läßt. Vgl. Wilfried Menghin, *Die Langobarden. Archäologie und Geschichte* (Stuttgart 1985) 200–202; ferner *Codice diplomatico Longobardo* 3, 1 (ed. Carlrichard Brühl, *Fonti per la Storia d’Italia* 64, Roma 1973) Nr. 31–44.

<sup>3</sup> *Codice diplomatico Longobardo* 1 (ed. Luigi Schiaparelli, *Fonti per la Storia d’Italia* 62, Roma 1926) 287 ff., Nr. 100.

<sup>4</sup> Ein *Optardus* < *\*Opto-hardus ex genere senatorum* ist in Trier in der 1. Hälfte des 7. Jhs. Vater eines *Opto-marus* des Bischofs *Numerianus* von Trier und des hl. Gründerabtes *Germanus* von Münster-Granfelden/Moutier-Grandval (Schweiz). Die Variation von mit *Opto-* komponierten Namen in dieser romanischen Adelsfamilie weist auf einen Ahnen *\*Optatus* (oder *\*Optimus*) zurück. Vgl. *Vita S. Germani abbatis Grandivalensis* 1 (ed. Bruno Krusch, *MGH SS rer. Mer.* 5, Hannover/Leipzig 1910) 33.

<sup>5</sup> Vgl. zum Bau der germanischen Personennamen stellvertretend (mit reichen Literaturangaben) Stefan Sonderegger, *Prinzipien germanischer Personennamengebung*, in: *Nomen et gens. Zur historischen Aussagekraft frühmittelalterlicher Personennamen*, ed. Dieter Geuenich/Wolfgang Haubrichs/Jörg Jarnut (RGA Erg. Bd. 16, Berlin/New York 1997) 1–29. Übersichten über die Namelemente bieten Mauritius Schönfeld, *Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen* (Heidelberg <sup>2</sup>1965); Henning Kaufmann, *Ergänzungsband zu Ernst Förstemann, Altdeutsche Personennamen* (München/Hildesheim 1968).

<sup>6</sup> Gottfried Schramm, *Namenschatz und Dichtersprache. Studien zu den zweigliedrigen Personennamen der Germanen* (Göttingen 1957).

tig im Volke‘ oder ‚Herrscher des Volkes‘ bei. Der vandalische König *Hildirix* < \**Hildjō-ri-kaz* ‚Kampf-Herrscher‘, Sohn des *Hunirix*, wird in einem Preisgedicht als *Vandalirice potens*, als ‚mächtiger Wandalenherrscher‘ angesprochen, was die semantische Durchlässigkeit von Appellativ und Name verdeutlicht. Der gotische König des vierten Jahrhunderts Vidimir scheint auch als *Vinitharius* < \**Winida-harjaz* (‚Wendenkämpfer‘) bezeichnet worden zu sein. Appellativ oder ‚Ehrentitel‘? So ist es auch zu erklären, daß im 6. Jahrhundert ein germanischer Soldat des byzantinischen Heeres *Hildulf* (‚Kampfwolf‘) und *Gundulf* (‚Streitwolf‘) zu germ. \**hildjō-* ‚Kampf‘ und \**gunþō-* ‚Streit‘ zugleich heißen konnte.<sup>8</sup> Mit gutem Recht hat man vermuten können, daß des Gotenkönigs *Ermana-rīkaz* Name isoliert unter den auf *-wulfaz* ‚Wolf‘ gebildeten Namen seiner Familie (*Achiulf*, *Odvulf*, *Ediulf*, *Vultulf*) ursprünglich ein Funktionstitel mit der Bedeutung ‚erhabener König‘, ‚Großkönig‘ war.<sup>9</sup> In vollem Bewußtsein der Bedeutsamkeit der Namen hat der Langobardenkönig *Kuni-pert* (‚der in der Sippe Berühmte‘) seinen offiziellen Namen in das einzigartige *Kuninc-pert* ‚der als König Berühmte‘ geändert.<sup>10</sup>

Hier sieht man besonders gut, daß der Name auch ein repräsentatives Zeichen war, dessen Bedeutung, dessen Semantik aus gegebenem Anlaß (gelegentlich sogar volksetymologisch) aktualisiert werden konnte. Das hat man im frühen Mittelalter in durchaus zahlreichen Fällen getan. Das Phänomen ist als Technik der Erhebung des *veriloquium nominis* oder *praesagium nominis* durchaus bekannt und untersucht.<sup>11</sup> Um nur zwei solcher Aktualisierungen von Bedeutung in der merowingischen *stirps regia* aufzugreifen: Einer

<sup>7</sup> Nicoletta Francovich Onesti, I Vandali. Lingua e storia (Roma 2002) 177; vgl. auch dies., I nomi vandali dell’Africa: un riesame, in: Wentilseo. I Germani sulle sponde del Mare nostrum (Padova 2001) 25–57. Zu Vinitharius vgl. Schönfeld, Wörterbuch 260f.; Karl August Eckhardt, Die Nachbenennung in den Königshäusern der Goten, in: Südostforschungen 14 (1955) 45.

<sup>8</sup> Hermann Reichert, Lexikon der altgermanischen Namen I (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Schriftenreihe der Kommission für Altgermanistik, Thesaurus Palaeogermanicus 1, 1, Wien 1987) 401, 431. Ein ähnlicher – freilich langobardisch-romanischer – Fall ist jener *Audipertus qui et Argentio vocatur* aus Pisa a. 765, dessen langobardischer Name *Audi-pertus* als ‚der für seinen Besitz, Reichtum Berühmte‘ zu deuten ist, dessen romanisches *supernomen* aber zu *argentum* ‚Silbergeld, Geld‘ zu stellen ist. Vgl. Codice diplomatico Longobardo 2 (ed. Luigi Schiaparelli/Carlrichard Brühl, Fonti per la Storia d’Italia 63, Roma 1933) Nr. 183.

<sup>9</sup> Reichert, Lexikon I, 9, 244, 533, 796. Sonst erscheint nur noch ein semantisch durchsichtiger Ansila (‚kleiner Halbgott‘), der wohl an die Bemerkung des Jordanes anzuschließen ist, daß die frühen Personen der (angeblichen) Amaler-Genealogie *ansis* < gotisch \**anseis* ‚Asen, semidei‘ gewesen seien. Vgl. Herwig Wolfram, Die Goten (München 1990) 23 ff.

<sup>10</sup> Vgl. dazu Wolfgang Haubrichs, Amalgamierung und Identität. Langobardische Personennamen in Mythos und Herrschaft, in: Die Langobarden. Herrschaft und Identität, ed. Walter Pohl/Peter Erhart (Wien, im Druck). Es ist bezeichnend, daß für die Tochter des Königs nur noch das sprechende Namenunikat *Kuninberga* belegt ist.

<sup>11</sup> Vgl. Wolfgang Haubrichs, Veriloquium Nominis. Zur Namensexegese im frühen Mittelalter, in: Verbum et Signum 1, ed. Hans Fromm/Wolfgang Harms/Uwe Ruberg (München 1975) 231–266; ders., Namendeutung in Hagiographie, Panegyrik und im ‚Tristan‘. Eine gattungs- und funktionsgeschichtliche Analyse, in: Namen in deutschen Texten des Mittelalters (Neumünster 1989) 205–224; ders., Namendeutung im europäischen Mittelalter, in: Namenforschung – Name Studies – Les noms propres 1, ed. Ernst Eichler (Berlin/New York 1995) 351–360. Die Deutungen der Namen erfolgen immer gemäß dem Maß der Sprachdurchsichtigkeit für eine Zeit, eine Sprachepoche, einen Deuter und gemäß den Maßstäben und Methoden mittelalterlicher Etymologie. Daß dabei auch noch Ende des 9. Jahrhunderts (und später) Einsichten möglich waren, die archaische semantische Werte germanischer Personennamen festhalten, zeigt Notker Balbulus, Gesta Karoli II, 12 (ed. Reinhold Rau, Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte 3, Darmstadt 1966) 404, wenn er einen in den Awarenkriegen tätigen schrecklichen Alamannenkrieger aus dem Thurgau *iuxta nomen suum magna pars terribilis exercitus, vocabulo Eishere* charakterisiert, abzuleiten aus germ. \**Agis-harjaz* (‚Schreckensheer, Schreckenskrieger‘). Vgl. Wolfgang Haubrichs, Frühe alemannische Personennamen (4.–8. Jh.). Eine komparatistische Studie, in: Alemannien und der Norden, ed. Hans-Peter Naumann (Berlin/New York 2003) 57–113. Dies unterscheidet sich nicht sehr von jenem burgundischen Epitaph aus S. Just in Lyon a. 510 (CIL XIII 2374), in dem einem *Sara* (‚Rüstung, Waffen‘) *Ga[st]imod[us]* (‚Gast-Sinn‘) nachgerühmt wird: *apud of[mnes] vixit ita, ut nomin[is] sui] vocabul[um] vitae meritis commendaret.*

der Söhne Chlothars I., Herrscher Neustriens 561–584, trägt den im merowingischen Namensgut durchaus auffälligen Namen *Hilpe-rich*, romanisiert *Chilperich*, das heißt *adiutor fortis*, ‚mächtig im Helfen‘. Ein Preisgedicht des Venantius Fortunatus auf den König aktualisiert die Semantik des Namen für die Hofgesellschaft in politischer Absicht:<sup>12</sup>

*nomen ut hoc resonet non impedit aura nec unda:*  
*sic tibi cuncta simul, terra vel astra, favent.*  
*rex bonitate placens, decus altum et nobile germen,*  
*in quo tot procerum culmina culmen habent,*  
25 *auxilium patriae, spes et tutamen in armis,*  
*fida tuis virtus, inclitus atque vigor,*  
*Chilperice potens: si interpret barbarus extet,*  
*‘adiutor fortis’ hoc quoque nomen habes.*  
*non fuit in vacuum sic te vocitare parentes:*  
30 *praesagum hoc totum laudis et omen erat.*  
*iam tunc indicium praebebant tempora nato,*  
*dicta priora tamen dona secuta probant.*

(„Den Klang dieses Namens hält weder Wind noch Woge auf, so huldigen dir alle zugleich, Erde und Himmel. Ein König, in seiner Qualität allen angenehm, hohe Zierde adliger Abkunft, in dem die Vornehmsten der Vornehmen ihren Gipfel haben, du Helfer des Vaterlandes, Hoffnung und waffenschimmernder Schutz, du leihst den Deinen zuverlässige Kraft und ruhmreiche Stärke. Mächtiger *Chilperich*, in fränkischer Übersetzung offenbart sich, du trägst auch den Namen ‚starker Helfer‘. Es war nicht müßig, daß dich die Eltern so nannten, der Name war eine wirkliche Prophezeiung des Ruhms und ein Vorzeichen. Schon damals gewährte das Schicksal dem Neugeborenen ein Zeichen, die frühe Verkündigung wird denn auch von den späteren Gaben bestätigt.“).

Als König Gunthram a. 591 seinen schon siebenjährigen Neffen, Sohn des Chilperich und der Fredegunde, in einer hochpolitischen Aktion zu Nanterre bei Paris aus der Taufe hebt und damit zu seinem *filius spiritualis* macht, wird eine doppelte Semantisierung des Namens in eigener Formel betrieben, die gewiß abgesprochen war, da der Knabe seinen Namen *Chlothar* schon längst (inoffiziell) trug:<sup>13</sup>

*Post haec autem legatos ad Gunthchramnum regem mittit, dicens: ‚Proficiscatur dominus meus rex usque Parisius, et arcessitu filio meo, nepote suo, iubeat eum baptismatis gratia consecrare; ipsumque de sancto lavacro exceptum, tamquam alumnum proprium habere dignetur‘. Haec audiens rex, commotis episcopis, id est / Aetherium Lugdonensim, Siacrium Agustidunensim Flavumque Cavillonensim vel reliquis, quos voluit, Parisius accedere iubet, indecans se postmodum secuturum. Fuerunt etiam ad hoc placitum multi de regno eius tam domestici quam comites ad praeparanda regalis expensae necessaria. Rex autem, deliberatione acta, ut ad haec deberet accedere, pedum est dolore prohibitus. Postquam*

<sup>12</sup> Venantius Fortunatus, *Opera Poetica* IX, 1 (ed. Friedrich Leo, MGH AA 4, 1, München 1981) 201 f. Vgl. neben der in Anm. 11 genannten Lit. auch Arno Borst, *Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker* 2, 1 (Stuttgart 1958) 458 f.; Albertus Russchen, *De Chilperik-Ode van Venantius Fortunatus*, in: *It Beaken* 23 (1961) 118–121; ebd. 24 (1962) 246–254; Willy Sanders, *Die Buchstaben des Königs Chilperich*, in: *Zeitschrift für Deutsches Altertum* 101 (1972) 55–84.

<sup>13</sup> Gregor von Tours, *Historiarum libri decem* X, 28 (ed. Rudolf Buchner, *Ausgewählte Quellen zur Geschichte des Mittelalters* 2 (1) und 3 (2), Darmstadt 1974) 2, 390–393. Vgl. Jörg Jarnut, *Nobilis non vilis, cuius et nomen et genus scitur*, in: *Nomen et gens. Zur historischen Aussagekraft frühmittelalterlicher Personennamen*, ed. Dieter Geuenich/Wolfgang Haubrichs/Jörg Jarnut (Berlin/New York 1997) 116–126, hier 122.

*autem convaluit, accessit Parisius, exinde ad Rotoialinsim villam ipsius urbis properans, evocato puero, iussit baptisterium praeparari in vico Nemptudoro ... Et haec / dicens, legatis discedentibus, rex accedens ad lavacrum sanctum, obtulit puerum ad baptizandum. Quem excipiens, Chlotharium vocitari voluit, dicens: ‚Crescat puer et huius sit nominis exsecutor ac tale potentia polleat, sicut ille quondam, cuius nomen indeptus est‘. Quod misterium celebratum, invitatum ad epulum parvolum multis muneribus honoravit. Similiter et rex ab eodem invitatus, plerisque donis refertus abscessit et ad Cavillonensim urbem redire statuit.*

(„Danach schickte sie Gesandte an König Gunthramn und sprach: ‚Möchte doch mein königlicher Herr nach Paris kommen, meinen Sohn, seinen Neffen, zu sich nehmen und ihn durch das Sakrament der Taufe weihen lassen; und möchte es ihm gefallen, ihn selbst aus dem heiligen Taufbad zu heben und ihn wie seinen Pflegesohn zu halten‘. Als dies der König vernahm, ließ er die Bischöfe Aetherius von Lyon, Syagrius von Autun, Flavius von Chalon und andre, die er hierzu erwählte, aufbrechen und nach Paris gehen; er sagte, er selbst werde alsbald folgen. Es waren auch zu diesem Tage viele Große aus seinem Reiche erschienen, Hofbeamte und Grafen, um alles Notwendige für den königlichen Hofhalt vorzubereiten. Der König wurde aber, als er schon den Entschluß gefasst hatte, zu der Beratung abzureisen, durch ein Fußübel zurückgehalten. Als er jedoch hergestellt war, ging er nach Paris und begab sich von dort sofort nach dem Hofe von Rueil in dem Gebiet dieser Stadt, ließ den Knaben kommen und befahl, alles in dem Dorfe Nanterre zur Taufe zu rüsten ... Der König ... trat zu dem heiligen Taufwasser und bot den Knaben zur Taufe dar. Und als er ihn heraushob, ließ er ihn *Chlothar* nennen und sprach: ‚Es gedeihe der Knabe und mache dereinst wahr, was sein Name besagt; auch blühe er in solcher Fülle der Macht, wie einst der, dessen Namen er erhalten hat‘. Nachdem das Sakrament gefeiert worden war, lud er das Knäblein zu Tische und ehrte ihn mit zahlreichen Geschenken. In gleicher Weise wurde auch von diesem der König wieder zum Mahle geladen und ging dann davon, mit reichen Geschenken bedacht ...“).

Das Rituelle der Szene ist überdeutlich; der Name aber wird geradezu wie in einer Zauberformel behandelt, indem auf die Fülle der Macht des Vorbildes, des Reichseinigers Chlothar I. (seit 558), zugleich des Großvaters, explizit wie in einer *historiola* (Vorbilderzählung) hingewiesen wird. Noch davor aber wird die appellative Bedeutung des Namens *Chlothar* < \**Hluda-harjaz* beschworen, die der Knabe wahrmachen solle, eine Bedeutung, die wiederum nur aus dem sowohl formalen wie semantischen auf ‚Krieg‘ und ‚Ruhm‘ bezogenen Geflecht der frühen Merowingernamen verständlich wird:<sup>14</sup>

- a) *Chlodio* < \**Hlud-jōn* zu germ. \**hlupa*, \**hluda* ‚hörbar, berühmt‘
- b) *Merovechus* < \**Mēr(o)-wīhaz* zu germ. \**mēr(j)a-* ‚bekannt, berühmt‘ + germ. \**wīhan*, \**wīgan* ‚kämpfen‘ (got. *weihan*, ahd. *wīhan*, *wīgan*)
- c) *Childerichus* < \**Hild(i)-rīkaz* zu germ. \**hildjō* ‚Streit‘ (ahd. *hiltea*) + germ. \**rīkaz* ‚mächtig, Herrscher‘
- d) *Chlodovechus* < \**Hlud(o)-wīhaz* zu germ. \**hluda* (vgl. a) + germ. \**wīhan* (vgl. b)
- e) *Chlodomeres* < \**Hlud(o)-mēr(j)a-* (vgl. b)
- f) *Childebercthus* < \**Hild(i)-berhtaz* zu germ. \**hildjō* (vgl. c) + germ. \**berhta-* ‚glänzend, berühmt‘
- g) *Chlotharius* < \**Hluda-harjaz* zu germ. \**hluda* (vgl. a) + germ. \**harjaz* ‚Krieger‘ (Ableitung zu germ. \**harja-* ‚Heer‘; vgl. got. *harjis*, ahd. as. *heri*, ae. *here*, an. *herr*)

So wie bei den Namen der Merowingerkönige wird auch noch am Ende des neunten Jahrhunderts in den *Annales Fuldenses* in vergleichbarem Sinne gesagt, daß König Arnulfs 893 geborener Sohn von den wichtigsten Großen des Reichs aus der Taufe gehoben und in Nachbenennung auf den bedeutungsvollen Namen des Großvaters Ludwig des Deutschen, der seinerseits ja in der Nachfolge der Rezeption der Merowingernamen Chlodwig und Chlothar durch Karl den Großen steht, getauft wurde:<sup>15</sup>

<sup>14</sup> Vgl. zu den Merowingernamen aus historischer Perspektive Eugen Ewig, Die Namengebung bei den ältesten Frankenkönigen und im merowingischen Königshaus, in: *Francia* 18, 1 (1991) 21–69.

<sup>15</sup> *Annales Fuldenses* a. 893 (ed. Reinhold Rau, Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte 3, Darmstadt 1966) 156f. Vgl. dazu Bernhard Jussen, Patenschaft und Adoption im frühen Mittelalter (Veröffentli-

*De qua ei non multum post filius nascebatur, quem Haddo Magonciacensis archiepiscopus et Adalpero Augustae Vindelicae episcopus sacro fonte baptismatis chrismantes nomine avi sui Hludawicum appellaverunt.*

(„Von ihr wurde ihm nicht lange darauf ein Sohn geboren, welchen Bischof Hatto von Mainz und Bischof Adalbero von Augsburg mit der heiligen Quelle der Taufe wuschen und ihm den Namen seines Großvaters Ludwig gaben.“).

Schon Fredegar (III, 12) hatte in einem sagenhaften Bericht vom prophetischen Traum der Mutter Chlodwigs dessen Namen mit einem „großen und vortrefflichen Kämpfer“ in Verbindung gebracht:<sup>16</sup> „*peperit filium nomen Chlodoveum. Haec fuit magnus et pugnator egregius, ad instar leoni fortissemus cyteris regibus.*“ Ermoldus Nigellus prius 826/28 den Namen Ludwigs des Frommen als ‚dem Kriegsgott Mars zugeordnet‘ und deutete seine Namenelemente *Hluto* richtig als ‚berühmt‘, *Wicgch* ebenso richtig als ‚Krieg‘. Der Dichter vergaß nicht, darauf hinzuweisen, daß es ein *prodigium*, eine Prophezeiung war, als ihn die *parentes* auf diesen Namen taufte:<sup>17</sup>

*Partibus aequatis crebrescit fama per orbem,*

*Et Hludowicus ovans credita regna petit.*

*Prodigium fuerat sic hunc vocitasse parentes,*

*Quod foret insignis Marte, potensque, pius.*

45 *Nam Hludowicus enim ludi de nomine dictus,*

*Ludere subiectos pacificando monet.*

*Seu quis Franciscam mavult reserare loquelam,*

*Nominis ut possit noscere notitiam:*

*Nempe sonat Hluto praeclarum, Wicgch quoque Mars est,*

50 *Unde suum nomen composuisse patet.*

*Iam puer excelsus sacro spiramine plenus*

*Auxit honore locum Marte fideque suum.*

Der Name eines Herrschers oder Magnaten ist so sehr signifikativ und so sehr repräsentativ, ja in gewissem Sinne legitimierend, daß das *verum nomen* eines Kronprä-

chungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 98, Göttingen 1991) 241. Zu den Karlssöhnen mit Merowingernamen vgl. Jörg Jarnut, Chlodwig und Chlothar. Anmerkungen zu den Namen zweier Söhne Karls des Großen, in: *Francia* 12 (1985) 645–651.

<sup>16</sup> *Chronicarum quae dicuntur Fredegarii libri quattuor* III, 12 (ed. Herwig Wolfram/Andreas Kuster-nig, Quellen zur Geschichte des 7. und 8. Jahrhunderts, Darmstadt 1982) 94–96. Die Formulierung über den ‚großen und vortrefflichen Kämpfer‘ steht bereits bei Gregor von Tours (II, 12), der Löwenvergleich ist Zusatz.

<sup>17</sup> Ermoldus Nigellus, *Carmen in honorem Hludowici christianissimi caesaris augusti* (ed. Ernst Dümmler, MGH Poetae Latini 2, Berlin 1884) 6. Bemerkenswert ist, daß Ermoldus das Namenelement *hluto* etymologisch richtig mit [hl] – und in oberdeutscher Lautform mit [t] < [d] – analysiert, obwohl er die um 826/28 aktuelle Lautform mit h-Verlust im Anlaut bereits kennt, wie seine gemäß karolingischer Etymologieauffassung unternommene sekundäre Namendeutung mit lat. *ludus* (v. 45f.) zeigt. Vgl. Norbert Wagner, Das Erstglied von Ludwig, in: *Beiträge zur Namenforschung* NF 21 (1986) 78–84. Merkwürdig ist auch die Schreibung *wicgch* < westgerm. \**wīga-* ‚(Kampf, Krieg)‘, die wohl nur als addierende Kompromißschreibung zu werten ist: <g> zu ahd. as. *wīg*, <c> zur oberdeutschen Form *wīc*, <ch> möglicherweise für eine mit grammatischem Wechsel zwischen [g] und [h] operierende nördliche Form, wie sie in merowingischen Namen auf *-vich* und in afries. *wīch* vorliegt. Vgl. Friedrich Kluge/Elmar Seebold, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache* (Berlin/New York 231995) 881.

tendenten bestritten werden muß, will man ihm die Legitimität des Anspruchs bestreiten. Das geschieht mit dem a. 582 aus Byzanz ins Land zurückgekehrten, vermutlich fünften Sohn Chlothars I., dessen Ansprüche auf ein Teilreich König Gunthram nicht anerkennt. Dieser trug mit *Gundo-wald* ‚Kampf-Herrscher‘ einen durchaus in das Spektrum der merowingischen Namengebung passenden Namen. Gunthram ‚entkönigt‘ ihn regelrecht bei der einzigen Begegnung mit seinem Promotor, dem *dux* Gunthram Boso, indem er ihm die Abkunft von einem Müller oder gar Wollarbeiter unterstellte, und ihn mit dem Namen *Ballomeres* (‚der für seine Bosheit Bekannte‘) belegt und entehrt.<sup>18</sup> Dieser nahezu einzigartige Name kann nur durch Anknüpfung an germ. *\*balwa*, ahd. *balo* ‚dolus, malitia, pernicies‘, also ‚Bosheit, Verderben‘ bedeutend, erklärt werden, das in den aufschlußreichen ahd. Komposita *balo-rāt* ‚Bosheit‘, *balo-tāt* ‚Schandtät‘ und im alem. *bal-mund*, mnd. *\*bāle-mund-* (zum Verb *bāl[e]munden*) ‚schlechter, ungetreuer Vormund‘ erhalten ist.<sup>19</sup>

In einer berühmten Szene der Evangelien, bei der Geburt des Täuflers, des Sohnes der Elisabeth und des Zacharias, wird ein Namengebungs-Szenario ausgebreitet (Lukas 1, 57 ff.): Als die Nachbarn und Verwandten, die *cognati*, von der Geburt hörten freuten sie sich mit den Eltern. Am achten Tag, am Tag der Beschneidung, kamen sie und hießen den Knaben in einem Akt der Nachbenennung nach dem Vater Zacharias. Doch die Mutter protestierte und sprach: „Er soll Johannes [d. h. *gratia dei*] heißen“, wie es der Engel ihr verkündigt hatte. Die Verwandten aber widersprachen: „Es ist doch niemand in deiner *cognatio*, der so heißt“. Erst die Bestätigung durch den Vater brachte die Entscheidung für den geoffenbarten, aber in der Sippe unerhörten Namen.

Es ist von hohem Interesse, wie die volkssprachigen Bibeleyen der Karolingerzeit diese Szene, die die Ordnungen und Riten der Gesellschaften, für die sie geschrieben wurden, durchaus intensiv betraf, verarbeiteten. Bei Otfrid von Weissenburg in seinem Evangelienbuch (I, 9) ist um 863/72 die Versammlung der Verwandten um den Neugeborenen bedeutend ausführlicher als bei Lukas erzählt.<sup>20</sup>

*Thes ér ju ward giwáhinit, tho ward irfüllit thiu zít,*

*thaz sáliga thiu álta thaz kind tho bérán scolta.*

*Gihórt iz filu mánag friunt joh áller ouh ther lántliut,*

*wárun sie sih fréwenti theru drúhtines gífti.*

<sup>18</sup> Gregor von Tours, *Historiarum libri decem* VII, 14; 35 f.; 38; IX, 28 ed. Buchner 106, 138, 146, 278. Vgl. dazu Ulrich Nonn, „Ballomeris quidam“. Ein merowingischer Prätendent des VI. Jahrhunderts, in: *Arbor amoena comis. 25 Jahre Mittellateinisches Seminar in Bonn 1965–1990*, ed. Ewald Könsigen (Stuttgart 1990) 35–39; Bernard S. Bachrach, *The Anatomy of a Little War. A Diplomatic and Military History of the Gundovald Affair (568–586)* (Boulder/San Francisco/Oxford 1994); Constantin Zuckerman, *Qui a rappelé en Gaule le Ballomer Gondovald?*, in: *Francia* 25, 1 (1998) 1–18. Offensichtlich bestehen in der historischen Literatur Unklarheiten über Funktion und Bedeutung der Benennung *Ballomeris*. Ich bereite eine kleine Studie zu diesem interessanten ‚Namen‘ vor.

<sup>19</sup> Vgl. Albert L. Lloyd/Otto Springer, *Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen I* (Göttingen/Zürich 1988) 444 f.

<sup>20</sup> Otfrids Evangelienbuch (ed. Oskar Erdmann/Ludwig Wolff, Tübingen 41962) 26 f. Vgl. zu diesem Kapitel Gisela Vollmann-Profe, *Kommentar zu Otfrids Evangelienbuch I: Widmungen*. Buch I, 1–11 (Bonn 1976) 231–236; ferner Jörg Jarnut, *Selbstverständnis von Personen und Personengruppen im Lichte frühmittelalterlicher Personennamen*, in: ders., *Herrschaft und Ethnogenese im Frühmittelalter. Gesammelte Aufsätze* (Münster 2002) 355–373, hier 365 f. Nicht über Nacherzählung hinaus geht Bettina Heinrich, *Frühmittelalterliche Bibeldichtung und die Bibel. Ein Vergleich zwischen den altenglischen, althochdeutschen und altsächsischen Bibelparaphrasen und ihren Vorlagen in der Vulgata* (Frankfurt a. M. 2000) 167 f. Zu Namengebungsakten überhaupt Ruth Schmidt-Wiegand, *Namengebung*, in: *Handwörterbuch der Rechtsgeschichte* 3 (1984) 831–836.

- 5 *Tho géiscotun thie mága thia drúhtines gináda,*  
*tho zemo ántdagen sár so wárun se alle sámant thar.*  
*Sie quámun al zisámame, thaz kándilin zi séhanne,*  
*tház sie iz ouh giquáttin joh imo námon scáftin.*  
*Stúant tho thár umbiring flú manag édiling,*
- 10 *sih warun sie éinonti, wio man thaz kánd nanti.*  
*Sie spráchun thuruh mínna al éinera stimna,*  
*theiz wari giáfaronti then fáter in ther élti;*  
*Quádun, iz so zámí, er sinan námon nami,*  
*tház man in ther námíti thes álten io gihógeti.*
- 15 *Tho sprah thiu múater obarlut (was iru ther sún drut):*  
*„thiz ist líub kind mín; Jóhánnes scal ther námo sin.*  
*Thes fater námon, in mín wár, then firságen ich iu sar;*  
*ir sculut spréchan thaz mín, sús scal io ther námo sin.“*  
*Sie spráchun vilu blide zi themo sáligen wíbe,*
- 20 *quátun, iz ni zámí; ni was in ther námo námi.*  
*„In thínemo kúnne - zél iz al bi mánne,*  
*so níst, ther gihógeti, thaz ío then namon hábeti.“*  
*Gistúatun sie tho scówon in then fáter stúmmon,*  
*sie warun bóuhnenti, wio ér then namon wólti.*
- 25 *Nám er in thaz zuíval thana sár ubar ál;*  
*tho scréib er, theiz ther líut sah, so thiu múater gisprah.*

(„Wie es vorher prophezeit worden war, wurde nun die Zeit erfüllt, daß diese glückliche greise Frau das Kind gebären sollte. Das hörten sehr viele Verwandte [*friunt*, lat. *cognati*] und auch die gesamte gens [*lantliut*, lat. *vicini*]; sie freuten sich über dieses Geschenk des Herrn. Da erfuhren die Verwandten die Gnade des Herrn, zur Oktav der Geburt trafen sie alle miteinander ein. Sie kamen alle zusammen, um das Kindlein zu sehen, auch um es zärtlich zu begrüßen und ihm einen Namen zu schaffen. Es standen da im Kreise viele Adlige, sie einigten sich bald, wie man das Kind zu nennen hätte. Sie sprachen in liebevoller Zuneigung einstimmig, es sollte der Vater, der schon im Greisenalter stand, erneuert werden. Sie sagten, es sei geziemend, daß er, der Sohn, seinen Namen nähme, auf daß man in der Benennung [*namiti*] mit Namen des Alten stets gedächte. Da sprach die Mutter mit lauter Stimme, sie liebte ihren Sohn: ‚Dies ist mein teures Kind, Johannes soll der Name lauten. Wahrlich, den Namen des Vaters zu wählen, das verbiete ich euch hiermit. Ihr sollt nach meinem Willen sprechen, so soll für immer der Name lauten.‘ Sie sprachen sehr freundlich zu der seligen Frau, sagten, es sei nicht ziemlich; der Name war ihnen nicht annehmbar: ‚In deiner Sippe [*kunni*], zähle sie Mann für Mann durch, ist niemand, der sich erinnern könnte, daß jemals jemand diesen Namen gehabt hätte.‘ Sie begannen dann auf den stummen Vater zu schauen, sie suchten durch Zeichen zu erfahren, welchen Namen er bevorzugte. Diesen Zweifel nahm er ihnen alsbald völlig: Er schrieb, und das Volk sah es, so wie die Mutter gesprochen hatte.“)

Es kommen die *friunta*, die Angehörigen der *familia*, und der *lantliut*, die *pagenses* aus der Nachbarschaft, sowie die *maga*, die eigentlichen Verwandten (v. 3 ff.). Es wird ausdrücklich als deren Aufgabe bezeichnet, das Kind zeremoniell zu begrüßen (*quetten*) und ihm einen Namen zu schaffen (v. 8). Sie sind *edilinge*, ‚Adlige‘ also (v. 9), und einigen

sich darüber, wie man das Kind zu nennen habe. Sie sagen ausdrücklich, daß der schon alte Vater im Namen erneuert werden sollte; der Sohn solle seinen Namen um der *memoria* des Vaters willen tragen, damit man ihn in der *namiti*, in der Benamung, erinnere (v. 14). So eben wurde auch – wie schon erwähnt – Ludwig das Kind, Sohn des Königs Arnulf (887–899), in einem bewußten Akt der *memoria* von den bischöflichen Paten nach seinem Großvater Ludwig dem Deutschen benannt. Dieses Verfahren wird bei Otfrid ausdrücklich als geziemend, als Brauch bezeichnet, während der Vorschlag der Mutter – bei Otfrid bezeichnenderweise durch das Motiv der Mutterliebe verstärkt (v. 15 f.) – nicht dem Brauch entspreche. Ja, selbst in der energischen Antwort der Mutter wird das Recht der Verwandten, den Namen zu wählen, den Rechtsakt der *namiti* zu ‚sprechen‘, anerkannt. Ihr Widerspruch bezieht sich nicht auf den Akt, sondern auf den Inhalt. Die Verwandten sagen der Mutter: „In deinem *kunni*, deiner Sippe – zähle sie Mann für Mann durch – kann sich niemand erinnern, daß jemand diesen Namen führte.“ (v. 21 f.) Traditionalität und familiäre Gebundenheit der Namengebung entsprechen auch der fränkischen Gesellschaft Otfrids. Erst der Verzicht des Vaters auf die Tradierung seines Namens nimmt dem Verwandtenverband die Zweifel und den Widerstand.

Im um 840 entstandenen altsächsischen Heliand (v. 198 ff.) wird die ganze Szene noch deutlicher individualisiert, wird nahezu ganz eingebettet in den einheimischen Brauch, in dem die Verwandten den Namen bestimmen, so daß das Scandalum des neuen, des unerhörten Namen *Johannes* noch schärfer hervortritt:<sup>21</sup>

*Iohannes quam*

*an liudeo liht: lîk uuas im scôni,*  
 200 *uuas im fel fagar, fahs endi naglos,*  
*uuangun uuârûn im uulitige. Thô fôrun thar uuîse man,*  
*snelle tesamne, thea suâsostun mêst,*  
*uundrodun thes uuerkes, bihuî it gio mahti giuuerðan sô,*  
*that undar sô aldun tuêm ôdan uurði*

205 *barn an giburdeon, ni uuâri that it gibod godes*  
*selbes uuâri: afsuobun sie garo,*  
*that it elcor sô uuânlic uuerðan ni mahti.*  
*Thô sprak thar ên gifrôdot man, the sô filo consta*  
*uuîsaro uuordo, habde giuuit mikil,*

210 *frâgode niudlîco, huuat is namo scoldi*  
*uuesan an thesaro uueroldi: 'mi thunkid an is uuîsu gilic*  
*iac an is gibârea, that he sî betara than uui,*  
*sô ic uuâniu, that ina ûs gegnungo god fon himila*  
*selbo sendi'. Thô sprac sân aftar*

<sup>21</sup> Heliand und Genesis (ed. Otto Behaghel/Burkhard Taeger, Altdeutsche Textbibliothek 4, Tübingen 1996) 14f.

- 215 *thiu môdar thes kindes, thiu thana magu habda,  
that barn an ire barme: 'hêr quam gibod godes', quað siu,  
'fernun gêre, furmon uuordu  
gibôd, that he Iohannes bi godes lêrun  
hêtan scoldi. That ic an mînumu hugi ni gidar*
- 220 *uuendean mid uuihti, of ic is giuualdan môt'.  
Thô sprac ên gêlhert man, the ira gaduling uuas:  
'ne hêt êr giouuiht sô, quað he, 'aðalboranes  
ûses cunnies eftho cnôsles. Uuita kiasan im ôðrana  
niudsamna namon: he niate of he môti'.*
- 225 *Thô sprac eft the frôdo man, the thar consta filo mahlian:  
'ni gibu ic that te râde', quað he, 'rinco negênun,  
that he uuord godes uuendean biginna;  
ac uuita is thana fader frâgon, the thar sô gifrôdod sitit,  
uuîs an is uuînseli: thoh he ni mugi ênig uuord spreca,*
- 230 *thoh mag he bi bôcstabon brêf geuuirkean,  
namon giscríban'. Thô he nâhor geng,  
legða im êna bôc an barm endi bad gerno  
uurítan uuîslíco uuordgimerkiun,  
huat sie that hêlaga barn hêtan scoldin.*
- 235 *Thô nam he thia bôk an hand endi an is hugi thâhte  
suíðo gerno te gode: Iohannes namon  
uuîslíco giuurêt endi ôc aftar mid is uuordu gisprac  
suíðo spâhlíco: habða im eft is sprâca giuuald,  
giuuitteas endi uuîsun.*

(„Johannes kam an das Licht der Welt. Sein Leib war schön, hell waren seine Haut, sein Haar und seine Nägel, licht waren seine Wangen. Dann kamen dort weise Leute zusammen, die ihnen an Sippe die nächsten waren, bewunderten dieses Werk, wie solches je werden möchte, daß zwei Greisen geboren werden könnte ein Sohn, wenn dies nicht selber Gott verheißen hätte. Ihnen war voll bewusst, daß er schwerlich sonst so schön geworden wäre. Da sprach ein erfahrener Mann, der gar vieles kannte an weisen Worten, er war an Wissen reich, fragte genau danach, welchen Namen er bekäme in dieser Welt: ‚Mich dünkt seinem Wesen nach, und nach seinem Gebaren auch, daß er besser sei als wir. Drum bin ich wahrlich gewiß, daß ihn uns Gott selber vom Himmel sandte.‘ Da sagte alsbald des Kindes Mutter, der dieser Sohn gehörte, den Sproß auf ihrem Schoße: ‚Es kam das Gebot Gottes, mit ernstesten Worten im vergangenen Jahre, daß Johannes das Kind nach Gottes Weisung heißen solle. In meinem Herzen gedenk‘ ich das sorglich zu befolgen, wenn ich es erfüllen kann.‘ Da sprach ein vermessener Mann, der ihr Verwandter war: ‚So hieß nicht einer ehemals, sprach er, ‚von den Edelgeborenen unsrer Sippe und Verwandtschaft; suchen wir einen andern nutzbringenden Namen, den genieße er, wenn er kann!‘ Darauf sprach der erfahrene Mann, der gar vieles an Rat wusste: ‚Nicht geb‘ ich solchen Rat einem Krieger jemals, daß er Gottes Willen zu wenden begönne. So wollen wir den selber fragen, den Erfahrenen, der da sitzt, der Weise in der Weinhalle. Kann er auch kein einzig Wort sprechen, so kann er doch in Buchstaben eine Urkunde verfassen, den Namen schreiben.‘ Dann ging

er näher zu ihm, legte ihm das Buch in den Schoß und bat ihn eindringlich, klug zu schreiben mit Wortzeichen, wie sie das heilige Kind heißen sollten. Da nahm dieser das Buch in die Hand, und in seinem Herzen dachte er innig an Gott, und klug schrieb er den Namen Johannes; und danach sprach er in Klugheit ihn aus: nun war er der Worte mächtig, des Ausdrucks und des Inhalts.“)

Man darf zunächst einmal – für die Gestaltung des Szenenbeginns – festhalten, in welcher Weise Auserwähltheit in dieser Gesellschaft (ohne jede biblische Vorlage) festgestellt wird: Schönheit, Glanz und Licht umgeben den *electus*, das *hēlaga kind*, das ‚heilige Kind‘. Die Szene enthält ferner geradezu ein Kompendium der Verwandtschaftsterminologie und die ganze *cognatio* nimmt an diesem Akt teil, auch wenn sie von weit her kommen (v. 201): „Da kamen dort die weisen Männer rasch zusammen, es waren die meistvertrauten in der Verwandtschaft ...“. Auffällig ist, daß der Rat, den Sohn zur *memoria* des Vaters nach diesem zu benennen, gegen die biblische Vorlage nicht erteilt wird: ich vermute, weil Nachbenennung nach dem Vater, die anscheinend – im Gegensatz zu der nach dem Großvater – erst im achten Jahrhundert bei langobardischen Adels- und fränkischen Hochadelsfamilien aufkam,<sup>22</sup> bei den Sachsen des 9. Jahrhunderts noch ‚unerhört‘ war. Denn, nachdem die Mutter das Gebot Gottes, den Gottes Gnade verdankten Sohn *Johannes* (d. h. ‚Gott ist gnädig‘) zu heißen, verkündet hat, gibt es (erneut ohne biblische Vorlage) einen aus den Traditionen der Adelsgesellschaft heraus verständlichen Widerspruch aus dem Kreise der *gadulinge*, der Verwandten: „Da sprach ein vermessener Mann, der ihr Verwandter war: So hieß bisher nicht einer von den Adligen unseres *cnōs(a)l*, unseres *kunni*, unseres Geschlechts oder unserer Verwandtschaft, laß uns einen anderen, einen angemessenen Namen wählen: daraus kann er Nutzen ziehen!“ Die Namen sind also einer Verwandtschaftsgruppe ‚angemessen‘, sind konventionalisiert, ihr speziell eigen und wohl auch erblich. Der Einzelne kann, indem er einem bedeutenden Namenträger nachbenannt wird, oder indem er sich in die Namentradition eines Verbandes einordnet, aus diesem bekannten Namen Nutzen ziehen. Er erhöht sein ‚Renommée‘.

Es fällt nicht schwer, in den Quellen des frühen Mittelalters die Äquivalente, die onomastischen Substrate dieser die Namengebung in die Verwandtenverbände einlassenden Szene zu finden: Es braucht nur an die Namengebung per Variation, per Nachbenennung in den frühmittelalterlichen Adelssippen erinnert zu werden, an die weitgehende Reservierung von Namen wie *Karl*, *Karlmann*, *Pippin* bei den Karolingern.<sup>23</sup>

<sup>22</sup> Zu den langobardischen Neuerungen (belegt erst ab 762) vgl. Wolfgang Haubrichs, Langobardic given names and Langobardic namegiving, in: *The Langobards*, ed. Giorgio Ausenda (im Druck). Im fränkischen Raum scheint der Brauch zuerst bei Karl dem Großen aufzutauchen, mit den Söhnen Pippin, Karlmann und Karl. Doch läßt sich mit Paulus Diaconus, *Gesta episcoporum Mettensium* (ed. Georg Heinrich Pertz, MGH SS 2, Hannover 1829) 265 die Namengebung auch anders erklären: Pippin nach dem Großvater, Karl nach dem Urgroßvater Karl Martell. Vgl. Patrick Geary, *Living with the Dead in the Middle Ages* (Ithaca/London 1994) 87 ff. Doch konnte man Karls *namiti* auch anders, nämlich als Benennung nach dem Vater auffassen. Nach ihm begegnete dieser Nachbenennungstypus jedoch jedenfalls häufig im karolingischen Königshaus. Vgl. allgemein und grundlegend zur Nachbenennung Michael Mitterauer, Zur Nachbenennung nach Lebenden und Toten in Fürstenthäusern des Frühmittelalters, in: *Gesellschaftsgeschichte. Festschrift Karl Bosel I*, ed. Ferdinand Seibt (München 1988) 386–399.

<sup>23</sup> *Pippin* ist der ältere dieser ‚karolingischen‘ Namen, aber auch er ist in der älteren Gallia und Germania sehr selten, so daß ein Ortsname wie die 1002 als Königsgut bezeugte *villa Pipinesdorf* (Pépinville, Dép. Moselle) durchaus Aufmerksamkeit verdient. Vgl. Roland W. L. Puhl, Die Gaue und Grafschaften des frühen Mittelalters im Saar-Mosel-Raum (Saarbrücken 1999) 212, Nr. 65. *Karl* taucht mit Karl Martell (701–741) auf, wozu die *Continuatio Fredegarii* 7, ed. Kusternig 280 sagt, daß Pippin der Mittlere *vocavit ... nomen eius lingue proprietate Carlo*, also ‚nach der Eigenheit seiner Muttersprache‘ benannte. Das zugrundeliegende Appellativ ist in den germanischen Sprachen weiter verbreitet und bedeutete wohl so viel wie ‚Mann, freier Mann‘, aber auch ‚Geliebter‘. Vgl. Heinrich Beck, *Karl*, in: RGA, 2. Aufl. 16 (Berlin/New York 2000) 242–244. Auch dieser Name ist selten; es wären freilich noch die (zum Teil das Appellativ enthaltenden) Ortsnamen mit

Weil nun der Akt der Namengebung den ganzen Verwandtenverband angeht, kommen in den volkssprachigen Epen – ganz analog dem biblischen Geschehen, aber durchaus noch narrativ ausgebaut – die wichtigsten Verwandten, die *suāsostun*, die zum engeren Verband, der *\*swē*, Gehörigen und daher Vertrauten, zu diesem Ereignis zusammen (v. 201 f.). Sie ergreifen das Wort, ein *gaduling* (zu germ. *\*gad-* ‚zusammenkommen, passen‘), ein Verwandter also, sucht die Interessen des Verbandes zu wahren, indem er die ‚Unerhörtheit‘ (und die für den Neugeborenen drohende Schädlichkeit) des Tuns hervorhebt (v. 221). Der Verband selbst wird durch zwei Wörter, nämlich *cunni* und *cnōsal* (zu ahd. *chnōt* ‚Wesenheit, Natur‘), umschrieben, deren genaue Differenzierung uns entgeht (v. 223). Möglicherweise wird auch hier – wie im ‚Hildebrandlied‘ – zwischen dem allgemeinen Abstammungsverband und der, wie *adalboran* ‚edelgeboren‘ nahe legt (v. 222), adligen Abkunft unterschieden.

In der vom Dichter des Heliand dramatisierten Szene kommt der Umschlag aus dem Kreise der Verwandten selbst. Es ist ein erfahrener, ein weiser Mann (v. 208), der den zu gebenden Namen von der Mutter erfragt hatte und deshalb wohl als Wortführer des *cunni*, des Verwandtenverbandes, gewertet werden darf. Er hatte schon aus der lichten Erscheinung des Kindes dessen besondere, ‚bessere‘ Qualität abgeleitet, ja seine göttliche Sendung vermutet. Er ist es auch, der dem traditionsgebundenen *gaduling* widerspricht und den Vater um Entscheidung angeht, der den gottgesandten Namen, den Namen *a deo datum* bestätigt. Das Außerordentliche verlangt und erhält einen neuen Namen. Es ist kein Zufall, daß es gerade des Alten, des *senior* Aufgabe ist, das Außerordentliche anzuerkennen.<sup>24</sup>

Auch in der Vita des Friesenmissionars Wulfram von Sens ist es eine charismatische Persönlichkeit, die einen neuen Namen oder wahrscheinlicher ein neues Namenmuster durchsetzt. Der Heilige rettet einen Knaben vor der Opferung an die Götter, den man nun ihm und seinem Gotte zu eigen macht.<sup>25</sup> Er erhält im vertrauten Ritus der Nachbar-

---

*Karl* einzubeziehen. *Karlman* (ae. Appellativ *carlmann* ‚male, man‘) ist Koseform im Sinne von ‚Männlein, Karlehen‘. Es scheint bedeutungsvoll, daß Pippin der Jüngere mit seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann ein so deutliches Band zum Großvater Karl Martell, dem Ahnherrn der neuen Linie der Dynastie und erstem Träger des *nomen novum*, knüpfte. Vgl. dazu Jarnut, Selbstverständnis 367–369.

<sup>24</sup> Im Ringen um den guten, alten Namen oder das außerordentliche *nomen novum* schwingt auch immer der Glaube an die magische Potenz des Namens und der Namengebung, Namensschöpfung mit. Vgl. Wilhelm Schmidt, Die Bedeutung der Namen in Kult und Aberglaube (Schulprogramm Darmstadt 1912); Edward Clodd, Magic in Names and in Other Things (London 1920, Reprint Detroit 1968); Anita Sepilli, Poesia e magia (Torino 1962) 25; Christoph Daxelmüller, Namenmagie und Aberglaube, Namenmystik, Namenspott und Volksglaube, Namenbrauch und Frömmigkeit, in: Namenforschung – Name Studies – Les noms propres 2, ed. Ernst Eichler/Gerold Hilty/Heinrich Löffler (Berlin/New York 1996) 1866–1875.

<sup>25</sup> Vita Vulframni episcopi Senonici 8 (ed. Bruno Krusch/Wilhelm Levison, MGH SS rer. Mer. 5, Hannover/Leipzig 1910) 666f. Nach einer Einleitung über die heidnischen Bräuche der Götteropferungen folgt eine konkrete Beschreibung des Vorgangs: *Erat in praedicta gente mulier quaedam vidua, duos carissimos habens natos, qui ex sorte missa daemonibus fuerant immolandi et gurgite maris necandi. Ducti namque sunt ad quemdam locum bitalassi* [d. h. einer Sandbank umgeben von offenem Meer] *more aqua inclusum, ut, dum reuma maris eundem cooperiret locum, miserabiliter fluctibus obsorberentur. Erat vero, ut fertur, unus aetate septennis alterque quinquennis. Cumque reuma maris tempore malinae praedictum impleret locum, is qui maior natu erat puerulus iuniorum fratrem ulnis nitebatur sublevare, dum iam ingurgitarentur.* Wie längst bemerkt, korrespondiert der offenbar auf mündlicher Tradition beruhende Bericht der im späten 8. Jahrhundert in St. Wandrille an der unteren Seine geschmiedeten Vita mit einem Abschnitt der Lex Frisionum, Additio sapientum tit. XI (ed. Carl von Richthofen, MGH Leges 3, Hannover 1863) 656–682, hier 696: *Qui fanum effregerit et ibi aliquid de sacris tulerit, ducitur ad mare et in sabulo, quod accessus maris operire solet, finduntur aures eius et castratur et immolatur diis, quorum templa violavit.* Zur Vita vgl. Ian Wood, Pagan religions and superstitions east of the Rhine from the fifth to the ninth century, in: After Empire. Towards an Ethnology of Europe’s Barbarians, ed. Giorgio Ausenda (Rochester 1995) 253–279; ders., The Missionary Life. Saints and the Evangelisation of Europe 400–1050 (Harlow 2001) 92–94; Stéphane Lebecq, Vulfran, Willibrord et la mission de Frise:

nennung (auch weil er nun *servus Dei* ist) den bitheriophoren Namen \**Wulf-hraban* des Missionars, einen Namen, der – wie ausdrücklich vermerkt wird – bis dahin beim Volke der Friesen ‚unerhört‘ war. Was war dieses ‚Unerhörte‘ im Namen \**Wulf-hraban*? Es ist zu vermuten, daß es gerade die Bitheriophorität, die Kombination zweier kriegerischer Tiere als Metaphern für die Krieger, die Kombination von ‚Wolf‘ + ‚Rabe‘ war, die – wie Heinrich Beck gezeigt hat<sup>26</sup> – erst spät unter den germanischen *gentes* auftaucht, welche den Friesen ungewohnt und neu erschien:<sup>27</sup>

*Aderat namque ad spectaculum infandum antefatus dux incredulus cum plebe innumera gentilium; sed nulla compassionis pietas vel miserantis affectus saxum eius cor emollire quivit. Sacer vero pontifex Vulframnus eos sibi vitaeque perdonari rogabat, dicens, non esse iustum de hominibus ad imaginem Dei factis ludum exhibere daemonibus. Tunc dux incredulus: ‚Si tuus‘, inquit, ‚Christus a periculo praesenti eos liberaverit, eius dominio eos perpetim concedo, sitque eorum Deus et ipsi eius perhenniter servi‘. Tunc sanctus pontifex Vulframnus: ‚Secundum tuum‘, inquit, ‚fiat promissum!‘ Orante autem eo Dominum, concite reuma maris in altum se subrigens cumulum, Domino iubente, praedictum subito reddidit locum aridum, in quo stabant innocentes iam proxime morituri. Sicque sanctus antistes, de Domini pietate fissus, more apostoli Petri, super aquas ad Dominum venientis, super undas maris ambulabat, aspicientibus gentilium turbis, donec ad praedictos puerulos pervenit, unumque manu dextera alterumque leva apprehendens, plantis tantummodo aqua tinctis, quasi super humum gradiens siccum, sic aquas maris calcans, praefatos puerulos, Deo donante, de periculo eripuit mortis et flenti matri reddidit incolomes, ac fonte baptismatis eos abluens, uni nomen suum imposuit, a quo apud incolas Fressionum hoc nomen enituit. Quo viso supramemorato miraculo, plurima multitudo gentilium conversa est ad Dominum, credebantque et baptizabantur, quotquot praedestinati erant ad vitam aeternam.*

Hier wird deutlich, was beim Zusammenprall unterschiedlicher gentiler Kulturen passieren konnte: Anpassung. Zu den bedeutsamsten Phänomenen der Anpassung in der Begegnung römischer, bald schon romanischer Bevölkerung und germanischer *gentes* gehört die (seit dem späteren 6. Jh.) breite Übernahme germanischer Namengebung durch Romanen.<sup>28</sup> Doch ist dies nicht der einzige Typus von Akkulturation, der sich – immer auf dem Hintergrund der Semantik und der Repräsentativität der Namen – auf onomastischem Gebiet feststellen läßt.

In der Begegnung gerade sprachlich weit entfernter Kulturen wie der der Romanen und der germanischer *gentes* kommt es, jeweils wohl in der Phase intensiver Bilingualität, die oft den Untergang einer Sprache einleitet, zu Hybridphänomenen, deren wichtigste die Hybridbildung von Personennamen ist. Unter sprachlichen Hybridbildungen verstehe man hier die Kombination von romanischen und germanischen Elementen in der Namengebung, die nur aus intensivem Sprachkontakt zu erklären ist.<sup>29</sup> Es gibt da-

pour une relecture de la Vita Vulframni, in: *L'évangélisation des régions entre Meuse et Moselle et la fondation de l'abbaye d'Echternach (V<sup>e</sup>–IX<sup>e</sup> siècle)*, ed. Michel Polfer (Luxembourg 2000) 429–451; Wolfgang Haubrichs, *Biographie und Onomastik*, in: *Scripturus Vitam. Lateinische Biographie von der Antike bis in die Gegenwart*. Festgabe Walter Berschin, ed. Dorothea Walz (Heidelberg 2002) 1–23, hier 2–6.

<sup>26</sup> Heinrich Beck, *Das Problem der bitheriophoren Personennamen im Germanischen*, in: *Zum Problem der Deutung frühmittelalterlicher Bildinhalte*, ed. Helmut Roth (Sigmaringen 1986) 303–315.

<sup>27</sup> Haubrichs, *Biographie* 4.

<sup>28</sup> Dieses Phänomen ist mehr bekannt als untersucht. Eine Grundlage will die philologisch-historische Arbeitsgruppe ‚Nomen et gens‘ mit der Aufnahme des okzidentalen Namenmaterials vom 3./4. bis 8. Jahrhundert legen. Vgl. Dieter Geuenich/Wolfgang Haubrichs/Jörg Jarnut, *Sprachliche, soziale und politische Aspekte der Personennamen des 3. bis 8. Jahrhunderts*. Vorstellung des interdisziplinären Projekts ‚Nomen et gens‘, in: *ONOMA* 43 (1999) 1–9; *Nomen et gens. Zur historischen Aussagekraft frühmittelalterlicher Personennamen*, ed. Dieter Geuenich/Wolfgang Haubrichs/Jörg Jarnut (Berlin/New York 1997); *Person und Name. Methodische Probleme bei der Erstellung eines Personennamenbuches des Frühmittelalters*, ed. Dieter Geuenich/Wolfgang Haubrichs/Jörg Jarnut (Berlin/New York 2002).

<sup>29</sup> Gewertet werden dabei nur aus der Perspektive einer Sprachepoche sprachrealistische Hybridbildungen, nicht also etwa Kompositionen mit frühen Lehnwörtern (z. B. \**Maur-* < lat. *maurus*; vgl. ahd. *mōr* ‚Afrikaner, Neger‘) oder Lehnnamen (z. B. \**Ruma* < lat. *Roma*), auch nicht doppelter Interpretation zugängliche

bei romano-germanische Bildungen mit romanischem Erstelement und germanischem Zweitelement wie

*Bonulfus* < \**Bon(o)-wulfaz*

oder

*Leonardus* < \**Leon(e)-harduz* .

Nie jedoch kommen Bildungen des Typs \**Hardu-leo(ne)* oder \**Wulfa-bono* mit romanischem Zweitelement vor.

Es gibt ferner germano-romanische Bildungen mit germanischem Erstelement und romanischem Suffix, abgeleitet also in der Weise romanischer Personennamengebung:

*Theud-isma* < \**Theuda* ‚Volk‘ + rom. Superlativsuffix

oder

*Waldo-lenus* < \**Walda-* ‚herrschen‘ + *lenus*-Suffix

Man kann z. B. feststellen, daß romano-germanische Hybridbildungen im sechsten und siebten Jahrhundert vorwiegend im Bereich südlich der Loire und in der Provence vorkommen, dort wo germanische *gentes* früh assimiliert werden, erst später und langfristiger in den länger andauernden Kontaktgebieten des Nordens und Ostens der Gallia:<sup>30</sup>

- (1) rom. \**bonu-*, \**boni-* ‚gut, adlig‘ in PN wie *Bonus*, *Bonosus*, *Bonifatius*:
- a) \**Boni-berto*, Sens, Fälschung 9. Jh. auf a. 519 unter Verwendung merowingischer Vorlagen (*Signum Boniverto defensoris*) < \**Boni-berhtaz* (zu germ. \**berhtaz* ‚glänzend, berühmt‘);
  - b) *Bono-bertus*, 2. H. 7./8. Jh. Censuale, Abtei St. Martin, Tours (wie 1a);
  - c) *Signum Boni-brant* a. 770, Quierzy (Urkunde des Grafen Boso) < \**-branda* ‚Schwert‘, hier wegen der typischen undeklinierten Form unter lauter Zeugennamen im Gen. wohl als Langobarde zu interpretieren;
  - d) *Boni-prandus*, Pfäfers, Mönchsliste unter Abt Crespio a. 778/80 (LC II 58) (wie 3c);
  - e) *BONI-CHISILVS*, 6./7. Jh. Münzmeister zu *LANDVCONNI* (Le Langon, D. Poitiers, Vienne?) < *Bon(i)-gīsilaz*; (zu \**gīsla-* ‚Stab, Pfeil‘);
  - f) *Bone-maris*, 2. H. 7./8. Jh. Censuale, Abtei St. Martin, Tours westgerm. < \**-mērjaz* ‚berühmt‘;
  - g) *Bone-sind*, 2. H. 7./8. Jh. Censuale, Abtei St. Martin, Tours < \**Bon(i)-swinþaz* (zu germ. \**swenþa-* ‚stark‘);

---

Namenelemente (z. B. \**Magn-* aus lat. *magnus* bzw. aus rom. entwickeltem \**Magn-* < germ. \**Magan-* ‚Kraft‘; *Teuder-olfus* aus graecolat. *Theodor-us* bzw. aus langobardisch *Theud-* mit r-Erweiterung). Fernzuhalten sind auch junge Überlieferungen wie etwa der bei Paulus Diaconus (8. Jahrhundert) mit Bezug auf das 6. Jahrhundert genannte Ahnherr *Lopi-chis*, der als Hybridform natürlich nur für die Zeit des Autors zu werten ist. Der Unterschied zwischen formal etymologischen Hybridbildungen und sprachrealistischen Hybridbildungen wird in der italienischen Onomastik bisher nicht genügend beachtet. Vgl. z. B. Nicoletta Francovich Onesti, *Vestigia longobarde in Italia (568–774)*. *Lessico e antroponomia* (Roma 1999) 234–238; dies., *L'incontro fra le culture latina e germanica nell'Italia longobarda alla luce dell'antroponomia*, in: *Akkulturation. Probleme einer germanisch-romanischen Kultursynthese in Spätantike und frühem Mittelalter*, ed. Wolfgang Haubrichs/Jörg Jarnut im Druck.

<sup>30</sup> Wolfgang Haubrichs, *Romano-germanische Hybridnamen des frühen Mittelalters nördlich der Alpen*, in: *Akkulturation. Probleme einer germanisch-romanischen Kultursynthese in Spätantike und frühem Mittelalter*, ed. Wolfgang Haubrichs/Jörg Jarnut (im Druck). Dort eine ausführlichere Belegrepräsentation und Darstellung.

- h) *BON-OALDO*, 6./7. Jh. Münzmeister zu *COCIACO* (Coussac-Bonneval, D. Limoges, Hte. Vienne) < \**Bon(i)-waldaz* (zu germ. \**walda-* ‚herrschen, walten‘);
- i) *Bon-oaldus*, 2. H. 7./8. Jh. Censuale, Abtei St. Martin, Tours < \**Bon(i)-waldaz* (wie 1h);
- j) *Bon-ulfus*, Tours, *contractus* a. 575<sup>31</sup> < \**Bon(i)-wulfaz* (zu germ. \**wulfa-* ‚Wolf‘);
- k) *BON-VLFVS*, 6./7. Jh. Münzmeister zu Rodez (Aveyron) < \**wulfaz* (wie 1j);
- l) *Bon-ulfus*, 2. H. 7./8. Jh. Censuale, Abtei St. Martin, Tours < \**wulfaz* (wie 1j).
- (2) rom. \**flav(i)-* in PN wie *Flavius, Flavinus*:
- a) *Flav-ado* (Dat.), *amicus* des Bischof Salustius von Agen a. 629/30 (MG Epp. Mer. I, 193) < \**Flav(i)-haduz* (zu germ. \**hadu-* ‚Streit‘);
- b) *Flav-ardus*, Bischof von Agen a. 614 < \**Flav(i)-hard-* < germ. \**-harduz* ‚stark‘;
- c) *Flav-ardus*, St. Germain-de-Prés Mönchsliste unter Abt Burgoald ± a. 800 (LC II, 291) (wie 2b);
- d) *FLA-VLFVS*, Mitte 7. Jh. Münzmeister zu *NOVO VICO* (Neuvic d’Ussel, Corrèze) < \**Flav(i)-wulfaz* (vgl. 1k).  
Vgl. auch aus dem Remigiustestament von ± a. 523 *Flav-ara-seva*, die Tochter eines *Flavianus*.
- (3) rom. \**leone* ‚Löwe‘ in PN wie *Leo, Leontius* etc.
- a) *Leon-astis* (Nom.), Archidiakon von Bourges a. 576<sup>32</sup> mit germ. -*st*-Suffix; derselbe wohl *Leonastis* a. 578 auf dem Konzil von Auxerre;
- b) *Leon-astis*, Objekt einer Wunderheilung durch den hl. Aridius von Limoges unter Bischof Ferreolus (579–85) (wie 3a);
- c) *Leon-ardus* (var. *Leun-ardus*), ehem. *domesticus* a. 584,<sup>33</sup> Toulouse < \**Leon-hard-* (vgl. 2b);
- d) *Leon-ardus*, 6. Jh., hl. Eremit in St. Léonard-de-Noblat (Hte.-Vienne) (wie 3c);
- e) *Leon-ard[us]*, 2. H. 7./8. Jh. Censuale, Abtei St. Martin, Tours (wie 3c);
- f) *Leoni-childis* fem. frühes 8. Jh., Gegenstand einer Wunderheilung der hl. Eustadiola, Äbtissin in Bourges (AA SS Juni II, 133) < \**-hildjō* ‚Kampf‘;
- g) *Leo-mere* (Voc.), a. 573, Testament des Aredius, *abbas Attanensis* (Pd. Nr. 180), d. i. St. Yrieix (Hte. Vienne) < \**Leon-mērjaz* (vgl. 1a); hierher evtl. auch ebd. *Leo-bauda*;
- h) *Leo-meris* (Nom.), um 558, *servus* in Candes, Indre-et-Loir, Ct. Chinon<sup>34</sup> (wie 3g);
- i) *LEO-MARE* (Obliquus), 6./7. Jh. Münzmeister zu Poitiers (Vienne) < \**-mērjaz* (wie 3g);
- j) *Leo-meria* fem., *caeca* in Tours nach a. 563 (?)<sup>35</sup> (vgl. 1 f);
- k) *Leon-oald*, 2. H. 7./8. Jh. Censuale, Abtei St. Martin, Tours < \**-waldaz* (vgl. 3h);
- l) *LEVN-VLFO; LEON-VLFVS*, 7. Jh. 1. Hälfte Münzmeister zu Angers < \**wulfaz* (vgl. 1j);
- (4) rom. \**lupo-* ‚Wolf‘ in PN wie *Lupus, Lupinus* etc.;
- a) *Lobo-bertus*, 2. H. 7./8. Jh. Censuale, Abtei St. Martin, Tours < \**-berhtaz* (vgl. 3a);
- b) *Lopa-charus*, Bischof v. Embrun a. 614 < \**Lupo-harjaz* zu \**-harjaz* ‚Krieger‘;
- c) *LOBO-SINDVS*, 6./7. Jh. Münzmeister in königlichen Diensten zu Fisc (Vendée) < \**-swinþaz* (vgl. 1g);

<sup>31</sup> Gregor von Tours, *De Virtutibus S. Martini* II, 25 (ed. Bruno Krusch; MG SS rer. Mer. 1, 2, Hannover 1885) 168.

<sup>32</sup> Gregor von Tours, *Historiarum libri decem* V, 6, ed. Buchner I, 290–292.

<sup>33</sup> Gregor von Tours, *Historiarum libri decem* VII, 15, ed. Buchner 2, 108f.

<sup>34</sup> Gregor von Tours, *De virtutibus S. Martini* I, 22, ed. Krusch 150.

<sup>35</sup> Gregor von Tours, *De virtutibus S. Martini* I, 39, ed. Krusch 156.

- d) *Lup-oaldo* (Obliquus), Konzil von Reims a. 624/25<sup>36</sup> unter überwiegend südfranzösischen Bischöfen auch *Lupoaldo Magonciacensi* (Mainz?) < \*-waldaz (vgl. 1h);  
 e) *Lop-olf*, Salzburg 8. Jh. (Verbrüderungsbuch) < \**Lupo-wulfaz* (vgl. 1k).
- (5) rom. \**opto-* aus PN wie *Optimus*, *Optatus*, *Optova*:  
 a) *Opt-ardus*, Trier, 7. Jh. 1. Hälfte, *ex genere senatorum*, Vater von Nr. 5c, des hl. Germanus von Münster-Granfelden/Moutier-Grandval und des Bischofs Numerianus von Trier<sup>37</sup> < \**Opto-hard-* (vgl. 2b);  
 b) *Opt-ard-inus*, a. 538 in Clermont *presbyter* < \**Opto-hard-* (wie 22a) mit *-inus*-Suffix; evtl. aber auch mit var. *Obtadinus* < \**Optatinus*;  
 c) *Opto-marus* (var. *Opho-*), Sohn von Nr. 5a < \*-*mērjaz* ‚berühmt‘ (vgl. 1 f).
- (6) rom. \**urso-* ‚Bär‘ in PN wie *Ursus*, *Ursio*, *Ursinus*, *Ursicinus*, *Ursula*:  
 a) *Urse-bertus*, Isle-Barbe, Lyon, Mönchsliste unter Bischof Leidrad von Lyon um 800 (LC II, 367) < \*-*berhtaz* (vgl. 1a);  
 b) *Urso-berthus*, 2. H. 7./8. Jh. Censuale, Abtei St. Martin, Tours (wie 6a).  
 c) *Ursi-mano* (Obliquus), Ste. Croix, Meaux, Mönchsliste unter Bischof Wolfram a. 757–69 (LC II, 274) < \*-*man-*, das fast suffixgleich gebraucht wird;  
 d) *VRSO-MERI*, Münzmeister zu Rodez unter Childebert II. (575–95) (vgl. 1 f);  
 e) *Urse-ram*, Hornbach (Pfalz, ZW), Mönchsliste unter Abt Wirundus, 8. Jh. (LC II, 344) < \**Ursu-hrabna-* (zu germ. \**hrabna-* ‚Rabe‘);  
 f) *Urso-mund[us]*, 2. H. 7./8. Jh. Censuale, Abtei St. Martin, Tours < germ. \*-*mundaz* ‚Beschützer, Herrscher‘;  
 g) *Urs-ulfus*, ein *caecus* ... *ex Turonica civitate de pago trans Ligerim*, a. 574/75<sup>38</sup> < \**Ursu-wulfaz* (vgl. 1k);  
 h) *VRS-VLFO*, 6./7. Jh. Münzmeister, tätig in der Diözese Limoges zu *BRECIACO* (Bersac, Hte. Vienne) und *FERRUCIACO* (St. Étienne de Fursac, Creuse) < \*-*wulfaz* (wie 6g).

Dasselbe gilt für die absterbende Langobardia des achten Jahrhunderts.<sup>39</sup> An aus romanischen Personennamen abgelösten Elementen kommen dort vor:

– * <i>Aur(o)</i>	<	<i>Aureolus</i> etc.	ab a. 720;
– * <i>Bon(i)</i>	<	<i>Bonifatius</i>	ab 713/14
– * <i>Clar(i)</i>	<	<i>Clarissimus</i> etc.	a. 768/74;
– * <i>Dav(i)</i>	<	<i>David</i>	a. 773;
– * <i>Domn(i)</i>	<	<i>Domnulus</i> etc.	a. 761;
– * <i>Dulci-</i>	<	<i>Dulcissimus</i> etc.	ab a. 761;
– * <i>Firm(i)</i>	<	<i>Firmatus</i> etc.	a. 772;
– * <i>Flavi-</i>	<	<i>Flavius</i>	a. 750;
– * <i>Flori-</i>	<	<i>Florinus</i> etc.	ab a. 720;
– * <i>Fusc-</i>	<	<i>Fuscolus</i> ‚der Dunkle‘	a. 769;
– * <i>Luci-</i>	<	<i>Lucius</i> ab	a. 715;
– * <i>Luni-</i>	<	<i>Luniatus</i> etc.	a. 760;
– * <i>Lup(i)</i>	<	<i>Lupus</i>	ab 752

<sup>36</sup> Flodoard von Reims, *Historia Remensis ecclesiae* (ed. Johannes Heller/Georg Waitz, MG SS 13, Hannover 1881) 405–599, hier 451 f.; Mansi X, 593 f.

<sup>37</sup> *Vita Germani abbatis Grandivallensis* (ed. Bruno Krusch, MGH SS rer. Mer. 5, Hannover/Leipzig 1910) 33–40, hier 33.

<sup>38</sup> Gregor von Tours, *De virtutibus S. Martini* II, 13, ed. Krusch 613.

<sup>39</sup> Vgl. dazu mit ausführlicherer Darstellung und Einbettung in die sprachgeschichtliche Situation des Langobardischen im 8. Jahrhundert Haubrichs, *Langobardic given names* (im Druck).

– * <i>Naz(i)</i>	<	<i>Nazarius</i>	a. 745;
– * <i>Petrona-</i>	<	<i>Petronius</i>	a. 742 (in <i>Petronaxildus</i> < *- <i>gild</i> Spoleto);
– * <i>Plac(e)</i>	<	<i>Placidus</i> etc.	a. 721/44;
– * <i>Rond(i)-</i>	<	zu lat. <i>rotundus</i>	ab a. 769;
– * <i>Silv(e)</i>	<	<i>Silvanus</i> etc.	ab a. 718/58;
– * <i>Urs(i)</i>	<	<i>Ursus</i> etc.	a. 772

Eine weitere onomastische Manifestation von Akkulturationsvorgängen bietet die in zweisprachigem Milieu möglich gewordene Doppelinterpretation von Personennamen. So läßt sich die auffällige Schreibform *Gaugericus* < \**Gawja-rīkaz* ‚Gau-Herrscher‘ für einen Bischof von Cambrai des späten 6. Jahrhunderts, Sohn eines *Gaudentius*, als Wirkung einer intendierten ‚Nachbenennung‘ mit dem rom. Stamm *Gaudia* > \**gauja* (frz. *joie*) verstehen, was durch eine spätere Vita ausdrücklich bestätigt wird:<sup>40</sup>

- a) *Gaugericus*, *Gauworicus* (Bischof von Cambrai a. 585/90–624/29) < \**Gawja-rīkaz* ‚Gau-Herrscher‘. Da G. Sohn der Romanen *Gaudentius* und *Austatiola* ist, liegt hier wohl ein nur aus den Bedingungen romano-germanischer Synthese erklärbarer Fall von ‚Nachbenennung‘ in Annäherung von lat. *gaudia* > \**gauja* (frz. *joie*), der die rezipierte Schreibform *Gauge-* des Personennamen erklärt.

Der a. 516 verstorbene Abt *Hymnmodus* von St. Maurice d’Agaune < ostgerm. \**Imne-mōdaz* ‚der Großmütige, magnanimus‘ konnte auch – passend für einen Mönch – in seinem Namen mit Bezug auf *hymnus* und *modus* verstanden werden, was vielleicht die h-Schreibung seines Epitaphs motivierte:<sup>41</sup>

- b) *Hymnmodus* (Abt von St. Maurice d’Agaune, † 516, *natione quidem barbarus*, also wohl Burgunder) < \**Imn(e)-mōdaz* ‚der Großmütige‘ zu germ. \**im(m)in-*, assimilierte Form von germ. \**irmina-* ‚groß, erhaben‘ + germ. \**mōpa-*, \**mōda-* ‚Sinn, Mut‘. Die Formen des Epitaphs des Abtes mit anlautendem <h> verdanken sich rom. h-Prothese, welche die für einen Mönch passende Assoziation an lat. *hymnus* (und wohl auch lat. *modus*) ermöglichte.

In intensiven Kontaktsituationen der bilingualen Interferenzräume des frühen Mittelalters – z. B. in der Langobardia – kommt es zu intergentilen Doppelnamen: Der in Sovana bei Siena a. 752 als Grundbesitzer faßbare *Arnifrid* mit korrektem langobardischem Vollnamen<sup>42</sup> trägt das wunderschöne romanische *supernomen* *Arn-ucci-olu* mit hypokoristischem, familiäre Vertrautheit ausdrückenden Doppelsuffix *-ucci* + *-olu*, was man im Deutschen allenfalls mit ‚Arn-i-lein‘ wiedergeben könnte. In Tempagnano bei Lucca begegnet a. 750 ein dreifach benannter Priester, er heißt *Petronius*, aber mit aus dem Griechischen importiertem Suffix *-aki* auch *Petronaci* und er trägt dazu den langobardischen Hybridnamen *Flavipert*.<sup>43</sup>

<sup>40</sup> Vita Gaugericus prima (ed. Bruno Krusch, MGH SS rer. Mer. 3, Hannover 1896) 649–658; Vita Gaugericus tertia (ed. Petrus Boschius, AA SS August II) 677. Vgl. dazu Haubrichs, Romano-germanische Hybridnamen (im Druck).

<sup>41</sup> Vita abbatum Acaunensium (ed. Bruno Krusch, MGH SS rer. Merov. 3, Hannover 1896) 171–183, hier 175; Corpus Inscriptionum medii aevi Helvetiae. Die frühchristlichen und mittelalterlichen Inschriften der Schweiz 1, ed. Carl Pfaff (Freiburg/Schweiz 1977) 41–43, Nr. 4. Vgl. dazu Haubrichs, Romano-germanische Hybridnamen (im Druck).

<sup>42</sup> Codice diplomatico Longobardo I, ed. Schiaparelli 298 ff., Nr. 104. Zum Suffix *-ulo*, *-olu* vgl. auch Nicoletta Francovich Onesti, L’antroponimia longobarda della Toscana: caratteri e diffusione, in: Rivista Italiana di Onomastica 6 (2000) 357–374.

<sup>43</sup> Codice diplomatico Longobardo I, ed. Schiaparelli 287 ff., Nr. 100.

Der Vollständigkeit halber sei auch nicht das onomastische Akkulturationsphänomen des Namenwechsels vergessen, das vor allem im sakralen Bereich aufscheint: So erhält aus Kultgründen *Agenarichus*, Sohn des alemannischen Königs *Mederichus*, schon a. 357 in Gallien (zumindest zusätzlich) den neuen Namen *Serapion*.<sup>44</sup> Nach dem Tode Dagoberts III. stellen die Neustrier 715 einen Kleriker namens *Daniel*, Sohn Childe- richs II., als König ein, der seinen Namen zu *Chilperich* ändert, möglicherweise sein ursprünglicher Name, bevor er in den *ordo clericorum* eintrat.<sup>45</sup> An die bekannten Namen- wechsel oder Beinamenacquisitions *Willibrord* ⇒ *Clemens*<sup>46</sup> (695) und *Wynfrid* ⇒ *Bonifatius*<sup>47</sup> (719) sei nur erinnert. Auch hier machten die neuen Namen neue Identitäten für die Gesellschaft sichtbar.

Germanische *gentes* besaßen in beschränktem Umfang auch ihnen ganz oder weitge- hend eigene Namelemente, sozusagen Elemente ihrer Identität vor allem vor 700, bevor die fränkische Dominanz anfang, alles zu überdecken, manchmal auch darüber hinaus. Am deutlichsten zeichnen sich die Spezifika der ostgermanischen *gentes* ab: Weitgehend auf sie beschränkt sind etwa die Zweitglieder *-gernaz* ‚begierig, eifrig‘ (vgl. ahd. as. *gern*, ae. *georn*), *\*-geldaz*, got. *-gilds* ‚Opferer, Vergelter‘, *\*-witaz* ‚Rächer‘, *\*-mōdaz* ‚Sinn, Gemüt‘;<sup>48</sup> ver- breitetes *\*-funsaz* ‚bereit, schnell‘ (vgl. ahd. *funs*, as. *fūs*) wird – auch das ein Akkulturations- phänomen – von den Langobarden übernommen.<sup>49</sup> Spezifisch langobardisch wiederum sind die Bezeichnungen der in Rechtszeremonien vorkommenden *arma sacra* der Langobarden *\*gaida-* ‚Pfeilspitze‘ und *\*-gīs* bzw. *\*-gīsil* ‚Pfeilschaft‘, von denen *-gaida* überhaupt nur lan- gobardisch in Namen Eingang findet.<sup>50</sup> Man kann hier noch das Beispiel eines religiös be- deutenden Beinamen, den Personennamen *Scrat*, *Scrato* nämlich, erwähnen, der die Bezeichnung eines Walddämonen, des ‚Schrat‘ (ahd. *scrat*, *scrato*), transportiert und sich auf alemannisch-bairisches Gebiet beschränkt.<sup>51</sup> Spezifisch sächsisch sind die Namen auf *-werkaz* ‚der Wirkende‘ (z. B. *Meinwerk* < *\*Magin(a)-werkaz* ‚der mit Macht

<sup>44</sup> Hermann Reichert, Lexikon der altgermanischen Namen 1 (Österreichische Akademie der Wissen- schaften, Schriftenreihe der Kommission für Altgermanistik, Thesaurus Palaeogermanicus 1, 1, Wien 1987) 13, 499, 597. Vgl. Dieter Geuenich, Geschichte der Alemannen (Stuttgart 1997) 42–44. Auch dies ist ein nomen novum. *Agena-richus* hieß er entsprechend der Namentradition der Sippe (*genitali vocabulo*), wie ja auch das Element *\*-rikaz* sich im Namen des Vaters bereits vorfindet. Jarnut, Selbstverständnis 363, macht zu Recht darauf aufmerksam, daß auch in merowingischer und karolingischer Zeit solche Namenwechsel (nicht aber Zweitnamen) sehr selten blieben.

<sup>45</sup> Liber historiae Francorum 52 (ed. Herbert Haupt, Quellen zur Geschichte des 7. und 8. Jahrhunderts, Darmstadt 1982) 376.

<sup>46</sup> Stefan Schipperges, Willibrord, in: Lexikon des Mittelalters 9 (1998) 213.

<sup>47</sup> Josef Semmler, Bonifatius (Winfrid), in: Lexikon des Mittelalters 2 (1983) 417–420. Zu geistlichem Na- menwechsel bzw. geistlichen Zusatznamen vgl. Jarnut, Selbstverständnis 370.

<sup>48</sup> Diese vorläufigen Aussagen stützen sich auf bisherige Erfahrungen im Projekt ‚Nomen et gens‘ (vgl. Anm. 28). Vgl. ferner mit konkreten Belegen Wolfgang Haubrichs, Eppo, Runa, Votriilo und andere frühe Ein- wohner (5./6. Jahrhundert?) im Bereich von Aquae Mattiacae (Wiesbaden), in: Raum, Zeit, Medium – Sprache und ihre Determinanten. Festschrift Hans Ramage, ed. Gerd Richter/Jörg Riecke/Britt-Marie Schuster (Darmstadt 2000) 113–134.

<sup>49</sup> Vgl. Haubrichs, Langobardic given names (im Druck). Das Namelement kommt (vorwiegend als Zweitelement) sonst nahezu ausschließlich in ost- und wisigotischem Kontext vor. Vgl. die Übersichten bei Hermann Reichert, Lexikon der altgermanischen Namen 2 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Schriftenreihe der Kommission für Altgermanistik, Thesaurus Palaeogermanicus 1, 2, Wien 1990) 512; Dieter Kremer, Die germanischen Personennamen in Katalonien. Namensammlung und Etymologisches (Barcelona 1969/72) 12, Nr. 15; Joseph M. Piel/Dieter Kremer, Hispano-gotisches Namenbuch (Heidelberg 1976) 117.

<sup>50</sup> Vgl. Haubrichs, Langobardic given names (im Druck); ders., Amalgamierung (im Druck).

<sup>51</sup> Vgl. zu Schrat Kluge/Seebold, Etymologisches Wörterbuch 742; Kaufmann, Ergänzungsband 308; ferner Claude Lecouteux, Vom Schrat zum Schrätzel. Dämonisierungs-, Mythologisierung- und Euphemisie- rungsprozeß einer volkstümlichen Vorstellung, in: Euphorion 79 (1985) 95–108. Vgl. zur frühen regionalen Verbreitung des Namens Haubrichs, Frühe alemannische Personennamen (im Druck).

Wirkende<sup>52</sup>),<sup>52</sup> und das noch bis um die Jahrtausendwende, was schon Gottfried Schramm auffiel.<sup>53</sup> Natürlich können auch morphologische Eigenheiten im Verbreitungsareal beschränkt sein: so etwa die Suffixbildung auf *-st* (*Segestes*, *Leudastes* etc.) auf das Weser-Rhein-Gebiet und die nordöstliche Gallia;<sup>54</sup> die Stammerweiterungen auf *-r*, *-l*, *-n* wie *Sigilbert*, *Siginbert* etc. sind vor 700 nahezu ganz auf den Kernraum des *regnum Francorum* begrenzt.<sup>55</sup>

Es wäre eine spannende Frage, wie sich die fränkische Dominanz gegenüber den gentilen Spezifika im Akkulturationsprozeß auswirkt, doch sind die entsprechenden Projekte der arealbezogenen Namenerfassung noch nicht so weit, um diese Frage beantworten zu können.<sup>56</sup> Dagegen läßt sich in Umrissen erkennen, wie *gentes* und sprachliche Gruppen in anderen Gruppen ihren Namengebungsbräuchen nach aufgehen. Spezifisch ostgermanische Personennamen belegen, z. B. in Galognano im toskanischen Arno-Tal mit den edlen Spenderinnen *Sivegera* und *Himnigilda* Ende des sechsten Jahrhunderts,<sup>57</sup> daß ostgermanische Gruppen den gotischen Untergang in Italien überlebten und im langobardischen Italien als Kirchenfundatoren auftreten konnten. Die bisher letzte, eindeutig sprachlich gotische Personengruppe<sup>58</sup> begegnet a. 735 bei Piacenza mit einer *Hosdeleva* (,Schatzerbin'), deren Name eindeutig ostgermanischen Lautstand (*huzd* vs. ahd. *hort*) aufweist.<sup>59</sup> Trotz eines Gatten mit dem wohl eher westgermanischen Namen *\*Geba-hari* bewahrt der Sohn *Gudoald* im Erstelement seines Namen ostgermanischen Lautstand.<sup>60</sup> Inschriften von Grabsteinen des fünften/sechsten Jahrhunderts zeigen uns rudimentär am Mittelrhein das Nebeneinander von ostgermanischen und westgermanischen Personennamen: Ostgermanisch *Ingildo* (,starker Vergelter'), *Municerna* (,die im Gedenken Eifrige'), *Wala-wīt* (wohl ,Schlachtfeld-Rächer'; in-schriftlich *QALAQIT* mit romanischer Verschriftung des germ. [w] als <q>) versus westgermanisch *Votriilo* (aus *\*Wōd-r-ilo* mit fränkischer r-Erweiterung des Stammes *\*-wōda* ,Wut'),<sup>61</sup> *Eppo* und *Rūna* (,die/der Raunende, Kündler[in] von Geheimnissen') bleiben unspezifisch. Ein aus derselben Zeit stammender Stein aus Goddelau bei Darmstadt weist uns eine *matrona Remico* mit ostgermanischer Feminin-Endung *-o* auf; ihre Söhne

<sup>52</sup> Vgl. Edward Schröder, *Deutsche Namenkunde* (Göttingen 1944) 36; Gunter Müller, *Notizen zu alt-sächsischen Personennamen*, in: *Niederdeutsches Wort* 7 (1967) 116 f.; Kaufmann, *Ergänzungsband* 394 f.

<sup>53</sup> Schramm, *Namenschatz* 48.

<sup>54</sup> Vgl. für Frühbelege Reichert, *Lexikon* 1, 594 (*Segestes*, Schwiegervater des Arminius); 565 (*Remistus* a. 456); 465 f. (*Leudastis* 6. Jahrhundert); 464 (*Leubaste* 6. Jahrhundert); 463 (*Leonastis* 6. Jahrhundert) usw.; *Derstus* (5./6. Jahrhundert) < *\*Theur(e)st* bei Haubrichs, *Eppo* 128. Vgl. ferner mit Übersichten Ernst Förstermann, *Altdeutsches Namenbuch* 1: *Personennamen* (Bonn 1900; Nachdruck München/Hildesheim 1966) 1357 f.; Kaufmann, *Ergänzungsband* 15.

<sup>55</sup> Wolfgang Haubrichs, *Stammerweiterung bei Personennamen: ein regionalspezifisches Merkmal westfränkischer Anthroponymie?*, in: *Nomen et gens*, ed. Dieter Geuenich/Wolfgang Haubrichs/Jörg Jarnut (Berlin/New York 1997) 190–210.

<sup>56</sup> Vgl. o. Anm. 28.

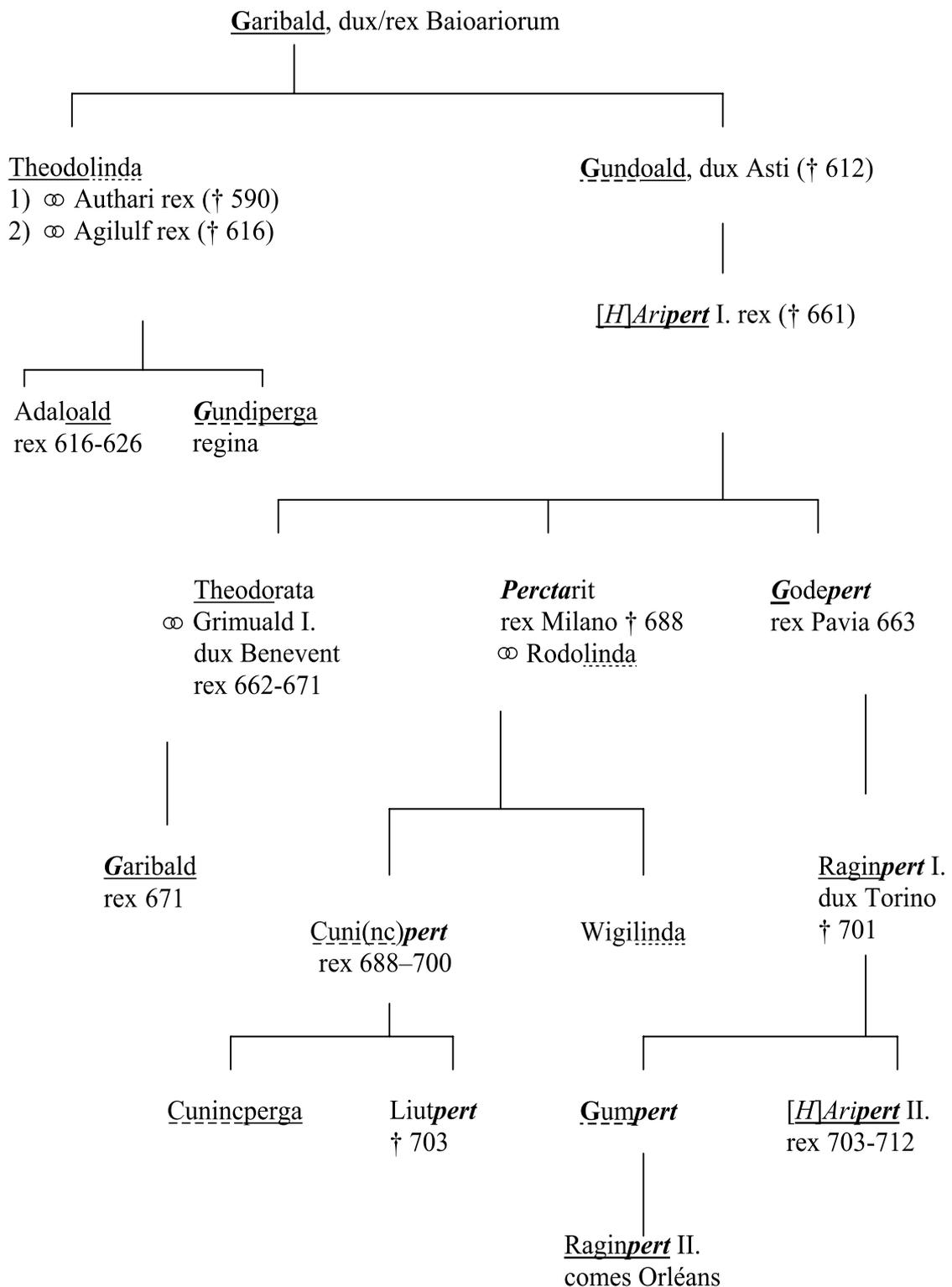
<sup>57</sup> Carlo Alberto Mastrelli, *Considerazioni onomastiche sulle iscrizioni del tesoro di Galognano*, in: *Il tesoro di Galognano*, ed. Otto von Hessen/Wilhelm Kunze/Carlo Alberto Mastrelli (Firenze 1977) 77–101. Die Datierung verdanke ich einer neuen vergleichenden Analyse durch meine Saarbrücker Kollegin der Vor- und Frühgeschichte Frauke Stein.

<sup>58</sup> Norbert Wagner, *Ostgotische Namengebung*, in: *Nomen et gens*, ed. Dieter Geuenich/Wolfgang Haubrichs/Jörg Jarnut (RGA, Erg. Bd. 16, Berlin/New York 1997) 41–57, hier 50 f.; ders., *Zu einigen Germanennamen bei Papst Gregor dem Großen*, in: *Beiträge zur Namenforschung* NF 34 (1999) 255–267, weist noch auf weitere gotische oder ostgermanische Personennamen im Langobardenreich hin. König Rothari verfügt 643 über einen Stammbaum mit dem Spitzenahn *Ust-bora* (,Speerträger'), der einen eindeutig ostgermanischen Namen trägt. Vgl. dazu Haubrichs, *Amalgamierung*, Anhang.

<sup>59</sup> *Codice diplomatico Longobardo* 1, ed. Schiaparelli 173–175, Nr. 52. Vgl. Francovich Onesti, *Vestigia* 218.

<sup>60</sup> Das Erstelement dürfte als germ. *\*gub-*, *\*guda-* (,Gott, Numen'), got. *gub*, *gudis* zu analysieren sein, das westgerm. bereits *\*goda-* gelautet hätte.

<sup>61</sup> Haubrichs, *Eppo* 114, 114–116, Nr. 1; 117–119, Nr. 3; 123–127, Nr. 6; dagegen 116 f. Nr. 2.



*Duccio* und *Derst* tragen aber, bei vorhandener lautlicher Romanisierung, westgermanisch, ja fränkisch geprägte Namen.<sup>62</sup>

<sup>62</sup> Haubrichs, Eppo 128; ders., Remico aus Goddelau. Ostgermanen, Westgermanen und Romanen im Wormser Raum des 5./6. Jahrhunderts, in: *Runica – Germanica – Mediaevalia*, ed. Wilhelm Heizmann/Astrid van Nahl (Berlin/New York 2003) 226–242.

Signalisiert hier der onomastische Wandel einen Identitätswechsel von Gruppen?<sup>63</sup> Das darf man ziemlich sicher für jene aus Baiern kommende Familie sagen, die sich Ende des 6. Jahrhunderts in Italien etablierte und 653 das Königtum gewann, mit *Hari-pert*, Sohn des *dux Gundoald* von Asti († 612). *Gundoald* wiederum war Sohn des als *dux*, aber auch als *rex Baioariorum* bezeichneten *Garibald*.<sup>64</sup>

Während in der Familie der Schwester Gundoalds, *Theodolinda*, und in der durch *matrimonium* verbundenen Familie des *dux* Grimoald von Benevent das ‚bairische‘ Erbe der Namen auf *baldez* ‚kühn‘ und *waldaz* ‚Herrscher‘ (in *Garibald*, *Gundoald*, *Adalold*) und die Bindung der Namen im Stabreim (*Garibald*, *Gundoald*, *Gundiperga*) weiter gepflegt wird, vollzieht offensichtlich der *dux* von Asti einen Wechsel des Namenbrauchs, dem man Bewußtheit unterstellen muß. Die Namen weisen nun das Namenelement *-berhtaz* ‚glänzend, berühmt‘ auf, vorwiegend als Zweitelement:

- 2 x            *Hari-pert* (,im Heer berühmt‘)  
                  *Gode-pert* (,bei Gott berühmt‘)
- 2 x            *Ragin-pert* (,im Rat berühmt‘)  
                  *Cuni-pert* (,in der Sippe berühmt‘)  
                  *Liut-pert* (,im Volk berühmt‘)  
                  *Gun(d)-pert* (,im Kampf berühmt‘)

Einmal auch in Kreuzvariation:

- Percta-rit* (,berühmter Reiter‘)

mit dem vorwiegend langobardischen Zweitelement *\*-rīdaz* ‚Reiter‘.<sup>65</sup> Signalisiert der Wechsel der onomastischen *mores*, also des Namenbrauchs etwa den Versuch, eine langobardische Identität aufzubauen?<sup>66</sup>

<sup>63</sup> Man kann den onomastischen Brauchtumswechsel bei dem langobardischen Königsgeschlecht der Lethingi vergleichen: von den *-hugu*-Namen der wohl mythischen ersten Glieder der Genealogie über die semantisch im Bereich heroischer Aktion sprechenden Namen der Könige *Claffo*, *Tato*, *Zuchilo*, *Wacho* zu der vom ‚Großkönig‘ *Wacho* begründeten Dynastie mit Stabreimnamen *Walthari*, *Wisigarda*, *Walderada*. Vgl. dazu Haubrichs, Amalgamierung (im Druck). Ein spektakulärer Fall ist der partielle Wechsel des wisigotischen Königshauses nach der arabischen Eroberung zu alttestamentarischen Namen. Vgl. Ann Christys, How the royal house of Witiza survived the Islamic conquest of Spain, in: Integration und Herrschaft. Ethnische Identitäten und soziale Organisation im Frühmittelalter, ed. Walter Pohl/Maximilian Diesenberger (Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Denkschriften 301, Wien 2002) 233–246.

<sup>64</sup> Vgl. zur ‚bairischen‘ Dynastie Jörg Jarnut, Geschichte der Langobarden (Stuttgart 1982) 55–65; Menghin, Langobarden 136 f., 192 ff.; Giovanni Tabacco, Langobarden-Geschichte, in: Lexikon des Mittelalters 5 (1991) 1695 f.; Stefan Krautschik, Die Familie der Könige in Spätantike und Frühmittelalter, in: Das Reich und die Barbaren, ed. Evangelos K. Chrysos/Andreas Schwarz (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 29, Wien/Köln 1989) 109–142, hier 116 ff., 121 ff. Zum onomastischen Brauchtumswechsel vgl. Haubrichs, Amalgamierung (im Druck).

<sup>65</sup> *Percta-rit* kommt auch in der Form *Perht-hari* vor und kann damit auch als reine Umkehrung von *Hari-pert* aufgefaßt werden, womit die Intentionalität des onomastischen Brauchtumswechsels noch deutlicher hervorträte.

<sup>66</sup> Zu historischen Aspekten des Zusammenhangs zwischen Identität und Namengebung gibt es bisher wenig an empirisch fundierten Studien. Auch der Sammelband Personennamen und Identität. Namengebung und Namengebrauch als Anzeiger individueller Bestimmung und gruppenbezogener Zuordnung, ed. Reinhard Härtel (Graz 1997), erfüllt diesen Anspruch keineswegs. Eine Ausnahme darin ist: Georg Scheibelreiter, Anthroponymie, Symbolik und Selbstverständnis, in: ebd. 68–84; vgl. auch ders., Namengebung und Genealogie im Mittelalter. Tradition und gesellschaftlicher Wandel, in: L'identità genealogica e araldica. Fonti, metodologie, interdisciplinarietà, prospettive (Publicazioni degli Archivi di Stato, Saggi 64, Roma 2000) 523–541. Vgl. allgemein Richard G. Alford, Naming and Identity. A Cross-cultural Study of Personal Naming Practices (New Haven/Connecticut 1988).



JÖRG JARNUT

## GERMANISCH

### PLÄDOYER FÜR DIE ABSCHAFFUNG EINES OBSOLETEN ZENTRALBEGRIFFES DER FRÜHMITTELALTERFORSCHUNG\*

Was sollen wir von einem historischen Begriff halten, der eine Großgruppe entweder voraussetzt oder aber konstituiert, die es wohl nie gegeben hat, die sich selbst jedenfalls nie als solche empfand und dementsprechend sich auch niemals so bezeichnete? Wie sollen wir mit einem Begriff umgehen, den vor mehr als zweitausend Jahren Caesar als Konstrukt wenn schon nicht erfunden, so dann doch zumindest populär und für seine politischen Ziele dienstbar gemacht hat? Einem Begriff, der dann seit dem Beginn der Neuzeit zwei Dutzend Generationen von vornehmlich deutschen, von ihrer eigenen Gegenwart frustrierten Intellektuellen, Professoren und anderen Schulmeistern eine Goldgrundvergangenheit anbot, auf die sich das Kämpferische, Heldische, Starke, Große, Gute, Edle, Schöne und Reine so wunderbar projizieren ließ, das man in der eigenen Welt so schmerzlich vermißte? Und: Wie stellen wir uns zu einem Begriff, der als gebieterisches rassistisches Attribut mit dem Konzept des Herrenmenschen verbunden die massenhafte, industriell organisierte Ermordung nichtgermanischer sogenannter ‚Untermenschen‘ geistig vorbereiten und begleiten konnte?

Stellt man die Frage nach der Existenzberechtigung des Begriffes ‚germanisch‘ in dieser provokativen Zuspitzung, so verwundert es wirklich, warum er mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem schmachvollen Ende des letzten ‚germanischen‘ Großreiches noch immer recht unbefangen in der Alltags- und seit etwa fünf Jahrzehnten in der Regel etwas zurückhaltender und vorsichtiger in der Wissenschaftssprache verwendet wird. Warum aber kleben wir so an diesem Begriff?

Ehe ich am Schluß diese Frage noch einmal aufgreife und zu beantworten versuche, werde ich im Folgenden zunächst einmal eine Bestandsaufnahme des Germanenbegriffes in der Spätantike und im Frühmittelalter machen, wobei ich mich auf die Zeitspanne vom 4. bis zum 11. Jahrhundert beschränken möchte. Ich werde aber schon aus Zeitgründen darauf verzichten, die Entwicklung des wissenschaftlichen Germanenbegriffes im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert darzustellen, zumal dies schon wiederholt geschehen ist.<sup>1</sup>

---

\* Die Vortragsform wurde bewußt beibehalten. Wegen des thesenhaften Plädoyer-Charakters dieses Beitrages werden die Anmerkungen auf das Notwendigste beschränkt: Seine Kernaussagen sollen nicht in einer Flut von Zitaten untergehen, die die Fülle der nahezu unermesslichen Literatur zu unserem Thema dokumentieren.

<sup>1</sup> Zuletzt von Heinrich Beck, Germanische Altertumskunde in dem Artikel „Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde“, in: RGA 2. Aufl. 11 (Berlin/New York 1998) 420–438; vgl. aber auch die kritischen Ausführungen von Matthias Springer, Zu den begrifflichen Grundlagen der Germanenforschung, in: Abhandlungen und Berichte des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden 44 (1990) 169–177.

Gleich zu Beginn ist als allerwichtigste Beobachtung für die sogenannte Völkerwanderungszeit festzuhalten, daß wir keinerlei Aussagen von ‚Germanen‘ im Sinne der germanischen Altertumskunde über sich selbst haben, sondern lediglich über einige Äußerungen griechisch oder lateinisch schreibender Historiographen verfügen, die aus der Perspektive der Fremdwahrnehmung den Germanenbegriff gebrauchen. Zunächst einmal ist voranzustellen, daß kein Germanenbegriff, der seit der Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts gebraucht wird, zu verstehen ist, wenn man nicht den durch Caesar geprägten als Vorbild dafür in die Betrachtung mit einbezieht. Hier genügt der Hinweis, daß der Feldherr sein in seinem *Bellum Gallicum* beschriebenes Tun und Nicht-Tun u. a. damit begründet, daß er das von ihm eroberte Gallien scharf von der Germania abgrenzt, indem er den Rhein als Grenze zwischen den beiden Ländern festsetzt und weiterhin die unter dem Oberbegriff ‚Germanen‘ subsumierten verschiedenen Stämme als weit unzivilisierter und barbarischer hinstellt als die Gallier.<sup>2</sup> Kurz und gut mit Wolfgang Maria Zeitler: „Die Gallier ein Volk, das es verdient hat und das es nötig hat römisch zu werden – die Germanen ein Volk, an dem jede Mühe hierfür vergeblich wäre.“<sup>3</sup> Noch kürzer und noch besser Herwig Wolfram: „Ganz anders als die Gallier sind die Germanen“.<sup>4</sup>

Caesar hatte also – um eine beliebte Metapher des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zu gebrauchen – mit Schwert und Feder einen Germanien- und Germanenbegriff geschaffen, der in den folgenden Jahrhunderten nie ganz in Vergessenheit geriet. Auffällig ist nun aber, daß gerade in dem Zeitraum, in dem nach traditionellen Vorstellungen sich die schicksalhafteste Begegnung zwischen Germanen und Nicht-Germanen abspielte, also in der Völkerwanderungszeit, der verschiedene Völker oder Stämme umfassende Oberbegriff ‚Germanen‘ als Ordnungskategorie für die in der Gegenwart agierenden germanischsprachigen Völker nicht mehr benützt wurde, während man ihn im Sinne Caesars gelegentlich noch verwendete, um die Bewohner Germaniens in ferner Vergangenheit zu benennen. Wie vor allem Norbert Wagner und zuletzt Walter Pohl gezeigt haben, vertraten ihn aber bisweilen die Sammelbezeichnungen ‚Franken‘ und ‚Alemannen‘. Verbreiteter als ethnographischer Oberbegriff war der der ‚gotischen Völker‘, zu denen nicht nur die Ost- und die Westgoten, sondern auch die Gepiden und die Vandalen gehörten. Wie weit von unseren durch das Denken der Romantik und durch die germanische Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts geprägten Germanenvorstellungen die der Völkerwanderungszeit entfernt waren, zeigt etwa, daß die in diesem Sinne sicher nicht germanischen Alanen zu den ‚gotischen Völkern‘ gerechnet wurden. Diese ‚gotischen Völker‘ aber waren nach den Vorstellungen völkerwanderungszeitlicher Historiographen wie Cassiodor, Jordanes und Prokop keine Germanen. Dieses Schicksal teilten sie bei Cassiodor und Jordanes mit den Franken und den für die germanische Altertumskunde so bedeutsamen Skandinaviern. Als wesentliche Beobachtung muß aber weiterhin festgehalten werden, daß seit Cassiodor und Jordanes die konkrete Nennung der einzelnen gentilen Großverbände die Regel und die Verwendung von klassifizierenden Oberbegriffen die Ausnahme war.<sup>5</sup> Ein erstes Zwischenergebnis: In

<sup>2</sup> Vgl. z. B.: Wolfgang Maria Zeitler, Zum Germanenbegriff Caesars: Der Germanenexkurs im sechsten Buch von Caesars *Bellum Gallicum*, in: Germanenprobleme in heutiger Sicht, ed. Heinrich Beck (RGA Erg. Bd. 1, Berlin/New York 1986) 41–52; Springer, Grundlagen 170–172; Herwig Wolfram, Die Germanen (München 1995) bes. 29–31; Allan A. Lund, Die ersten Germanen. Ethnizität und Ethnogenese (Heidelberg 1998) bes. 36–57; Walter Pohl, Die Germanen (Oldenbourg Enzyklopädie Deutscher Geschichte 57, München 2000) bes. 12f., 52f.

<sup>3</sup> Zeitler, Germanenbegriff 50.

<sup>4</sup> Wolfram, Die Germanen 9.

<sup>5</sup> Die Aussagen dieses Abschnittes resümieren die Ergebnisse Norbert Wagners, Der völkerwanderungszeitliche Germanenbegriff, in: Germanenprobleme in heutiger Sicht, ed. Heinrich Beck (RGA Erg.

der Völkerwanderungszeit wurde der Oberbegriff ‚germanisch‘ nicht mehr als ethnographisch-historisches Klassifizierungsinstrument benützt. Stattdessen wurden in der Regel die einzelnen *gentes* präzise benannt, wenn sie in Kontakt mit dem Imperium traten.

Wie verhält es sich nun mit der Selbstwahrnehmung germanischsprachiger Großgruppen? Verstanden sich etwa die Goten des 4. Jahrhunderts als Bestandteile einer größeren Einheit, vielleicht also auch der ‚Germanen‘? Generationen von germanophilen Historikern und Germanisten haben in den freilich lateinischen und griechischen Quellen verzweifelt, aber völlig vergeblich nach derartigen Zeugnissen gesucht. Es gibt sie einfach nicht.

Immerhin berichtet Paulus Diaconus, daß die Taten König Alboins von den Bayern, den Sachsen *et aliis eiusdem linguae hominibus* besungen wurden.<sup>6</sup> Dieser Hinweis und einige andere Beobachtungen stützen die Annahme, daß die sprachliche Nähe zwischen den verschiedenen germanischsprachigen Völkern die Verbreitung derartiger Gesänge über gentile Grenzen hinaus ermöglichte und so eine supragentile Sphäre der Heldenlieder entstehen ließ. Und zweifellos müssen die germanischsprachigen Krieger im römischen oder byzantinischen Heer bemerkt haben, daß sie sich auch dann untereinander verständigen konnten, wenn sie nicht derselben *gens* angehörten, während dies im Normalfall weder mit Hunnen, Berbern noch Arabern möglich war. Aber dies sind Überlegungen, die auf dem gesunden Menschenverstand beruhen, die aber nicht in den Quellen belegt sind. Neuere Untersuchungen etwa von Walter Pohl zeigen überhaupt, daß die Bedeutung der Sprachen für die Großgruppenbildung und -identität leicht überschätzt wird, obwohl diese seit Isidor von Sevilla als entscheidend für die Entstehung und die Struktur der einzelnen *gens* angesehen wird,<sup>7</sup> aber eben der konkreten einzelnen *gens* und nicht etwa der supragentiler Konstrukte wie dem der ‚Germanen‘.

Gegen ein germanisches Gemeinschaftsbewußtsein der germanischsprachigen Völker spricht vor allem die Tatsache, daß in fast allen Schlachten der Völkerwanderungszeit germanischsprachige Krieger gegen andere germanischsprachige Krieger kämpften, sei es im Dienste des Kaisers oder gegen das Imperium, sei es im Heer des einen oder des anderen gentilen Königs. Noch weniger passt es in das Bild einer ihrer sich selbst als Einheit bewußten germanischen Welt in der Völkerwanderungszeit, daß nach dem Zeugnis der gentilen Origines die Goten und Langobarden skandinavische Herkunft für sich reklamierten, die Franken hingegen – wie die Römer – trojanische und die Burgunder sogar römische.<sup>8</sup> Auffällig ist auch, daß Cassiodor in seinen *Variae*, in denen u. a. verschiedene an germanischsprachige Könige gerichtete, aber natürlich auf Latein verfasste Briefe überliefert sind, niemals einen Oberbegriff ‚Germanen‘ für diese

---

Bd. 1, Berlin/New York 1986) 130–154, und vor allem Walter Pohl, *Der Germanenbegriff vom 3. bis 8. Jahrhundert – Identifikationen und Abgrenzungen*, in: *Zur Geschichte der Gleichung ‚germanisch – deutsch‘. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen*, ed. Dieter Geuenich/Heiko Steuer/Heinrich Beck/Dietrich Hakelberg (RGA Erg. Bd. 34, Berlin/New York 2004) 163–183; ders., *Zur Entwicklung des Germanenbegriffes zwischen Antike und Mittelalter: Eine forschungsgeschichtliche Perspektive*, in: *Akkulturation. Probleme einer germanisch-romanischen Kultursynthese zwischen Spätantike und frühem Mittelalter*, ed. Dieter Hägermann/Wolfgang Haubrichs/Jörg Jarnut (RGA Erg. Bd. 41, im Druck). Ich danke meinem Freund und Kollegen Walter Pohl herzlich für die freundliche Bereitschaft, mir seine damals noch nicht publizierten Vortragstexte zur Auswertung zur Verfügung zu stellen.

<sup>6</sup> Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum* I, 27 (ed. Ludwig Bethmann/Georg Waitz, MGH SS rer. Lang., Hannover 1878) 70.

<sup>7</sup> Vgl. Walter Pohl, *Telling the difference: signs of ethnic identity*, in: *Strategies of Distinction. The Construction of Ethnic Communities, 300–800*, ed. ders./Helmut Reimitz (*The Transformation of the Roman World* 2, Leiden/Boston/Köln 1998) 17–69, hier 22–27.

<sup>8</sup> Vgl. Wagner, *Germanenbegriff* 149–152.

Herrscher und ihre Völker verwendet hat. Wenn die spätantiken Quellen überhaupt einmal etwas von einem supragentilen Gemeinschaftsbewußtsein berichten, dann geht es nicht um die Solidarität in einer imaginären Großgruppe ‚Germanen‘, sondern es werden Elemente namhaft gemacht, die die ‚Barbaren‘ verbinden, und zugleich wird dabei deren Gegensatz zum Imperium betont.<sup>9</sup> Resümierend kann man also feststellen, daß man gegen die von Otto Brunner aufgestellte Forderung, quellengerechte Begriffe in der Geschichtswissenschaft zu verwenden,<sup>10</sup> massiv verstößt, wenn man in der Völkerwanderungszeit von ‚Germanen‘ spricht.

Dies gilt in noch höherem Maße für das Frühmittelalter.<sup>11</sup> Einerseits gibt es noch immer – vor allem aus dem kirchlichen Bereich – Zeugnisse dafür, daß die alte caesarische Scheidung zwischen der Gallia und der Germania als antikes Bildungsgut weiterlebt.<sup>12</sup> Damit war der Terminus ‚Germania‘ zwischen dem 8. und dem 11. Jahrhundert geeignet, nacheinander die ostrheinischen Bestandteile des großfränkischen, des ostfränkischen und des ostfränkisch-deutschen Reiches zu bezeichnen. Diese geographische Bezeichnung stand folgerichtigerweise dann meist in Opposition zu Gallia, Lotharingia, Francia, Italia oder Burgundia. Seit der späten Ottonenzeit und erst recht in der Salierzeit konnte ‚Germania‘ besonders im Kontrast zu Italien die Bedeutung ‚deutscher Teil des Reiches‘ zuwachsen. Im Sinne einer Unterscheidung zwischen dem westfränkisch-französischen und dem ostfränkisch-deutschen *regnum* war der Begriff zwar nicht häufig, wurde aber – wie insbesondere Margret Luge gezeigt hat – sowohl innerhalb wie außerhalb des Reiches verwendet und zwar etwas häufiger im kirchlichen Bereich.<sup>13</sup> Weit seltener als die Landesbezeichnung sind das davon abgeleitete Adjektiv ‚germanicus‘ oder gar das Substantiv ‚Germanus‘ belegt, die dann nicht etwa ‚germanisch‘ und ‚Germane‘ bedeuten, sondern ‚zur Germania, also den rechtsrheinischen Gebieten gehörig‘, oder aber den Bewohner dieser Gebiete bezeichnen. ‚Hludowicus Germanicus‘ kann also weder als ‚Ludwig der Deutsche‘ und schon gar nicht als ‚Ludwig der Germanische‘ und am allerwenigsten als ‚Ludwig der Germane‘ übersetzt werden, sondern man müsste ihn – wie Dieter Geuenich zuletzt noch einmal betont hat – korrekterweise als ‚Ludwig, der über die rechtsrheinischen Gebiete der Francia herrscht‘, umschreiben.<sup>14</sup> An den zeitgebundenen Übersetzungen seiner Qualitäten als ‚Germanicus‘ oder ‚rex Germaniae‘ ließe sich im übrigen das ganze Elend einer zeitgeistbeherrschten Wissenschaftssprache demonstrieren.

‚Germani‘ konnte also im frühen Mittelalter durchaus eine in sich differenzierte Großgruppe bezeichnen, es war allerdings eine Großgruppe, die man seit dem 9. Jahrhundert häufiger mit den Begriffen ‚theodiscus‘ oder ‚teutonicus‘ belegte. Der Begriff ‚germanisch‘ im Sinne der germanischen Altertumskunde des 19. und 20. Jahrhunderts

<sup>9</sup> Vgl. Wagner, Germanenbegriff bes. 143.

<sup>10</sup> Siehe noch immer – trotz ihrer weltanschaulichen Problematik – die grundlegende Studie von Otto Brunner, Moderner Verfassungsbegriff und mittelalterliche Verfassungsgeschichte, in: *MIÖG Erg.* Bd. 14 (Wien 1939) 513–528, bes. 526–528.

<sup>11</sup> Vgl. zum Folgenden vor allem die Untersuchung von Gerd Tellenbach, Zur Geschichte des mittelalterlichen Germanenbegriffes, in: *Jahrbuch für internationale Germanistik* 7 (1975) 145–165.

<sup>12</sup> Vgl. Margret Luge, ‚Gallia‘ und ‚Francia‘ im Mittelalter. Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen geographisch-historischer Terminologie und politischem Denken vom 6.–15. Jahrhundert (*Bonner Historische Forschungen* 15, Bonn 1960) bes. 37–51.

<sup>13</sup> Vgl. Luge, Gallia bes. 141–145.

<sup>14</sup> Siehe Dieter Geuenich, Ludwig ‚der Deutsche‘ und die Entstehung des ostfränkischen Reiches, in: *Theodisca. Beiträge zur althochdeutschen Sprache und Literatur in der Kultur des frühen Mittelalters*, ed. Wolfgang Haubrichs (*RGA Erg.* Bd. 22, Berlin/New York 2000) 313–329, hier 314–318. Vgl. jetzt aber auch Wilfried Hartmann, Ludwig der Deutsche (*Gestalten des Mittelalters und der Renaissance*, Darmstadt 2002) 1–5, der sich nach Erörterung der Beinamenproblematik für die Beibehaltung des traditionellen Epithetons ‚der Deutsche‘ entschied.

ist im Frühmittelalter überhaupt nicht bezeugt. Wenn man von den in diesem Sinne ‚germanischen‘ Völkern der Vergangenheit berichtete, nannte man sie konkret beim Namen, sprach also von Vandalen und Goten, Langobarden und Franken. Wie fern den mittelalterlichen Menschen der antike und natürlich erst recht der moderne Begriff ‚germanisch‘ war, wird auch daraus ersichtlich, daß ihn erst die Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts einzudeutschen versuchten.<sup>15</sup>

Ziehen wir ein erstes Resümee: Obwohl der umfassende Germanenbegriff der germanischen Altertumswissenschaften des 19. und 20. Jahrhunderts weder in der Völkerwanderungszeit noch im frühen Mittelalter belegt ist, wird er bis heute als Sammelbezeichnung für verschiedene gentile Großgruppen, die zumindest ursprünglich ein germanisches Idiom sprachen, verwendet. Es gibt während der acht Jahrhunderte, die wir untersucht haben, keine einzige überzeugende Quellennachricht, die erkennen ließe, daß sich die mit diesem Begriff Belegten selbst als Einheit begriffen oder doch wenigstens in der Wahrnehmung von Fremdbeobachtern als eine solche Einheit erschienen.

Warum, und da komme ich noch einmal auf die anfangs gestellte Frage zurück, spielt der Germanenbegriff trotz dieses Sachverhaltes bis heute in der Wissenschaftssprache eine so große Rolle? Ich versuche nun als Historiker, diese Frage zu beantworten, und maße mir dabei keinesfalls an, sie für andere Wissenschaften wie z. B. die Philologien, die Archäologie oder die Rechtsgeschichte zu formulieren oder gar zu beantworten. Ich erlaube mir allerdings, daran zu erinnern, daß sie auch von berufenen Fachleuten aus diesen und anderen mit den ‚Germanen‘ befassten Wissenschaften aufgeworfen wurde und wird. Also: Warum verwendet der Frühmittelalterhistoriker noch immer den Germanenbegriff? Mir scheinen zwei Hauptgründe dafür vorzuliegen, die ich jetzt an Beispielen verdeutlichen will. Wenn ich die Ursprünge des vandalischen Königtums untersuche, so finde ich fast nichts darüber in den zeitgenössischen Quellen. Betrachte ich die Vandalen des 4. und 5. Jahrhunderts aber als ‚Germanen‘, dann scheinen die berühmten dreizehn Wörter des Tacitus über die Funktion und Stellung des germanischen Königtums<sup>16</sup> wenigstens ansatzweise meine Frage zu beantworten. Stellt sich mir das Problem der Existenz und Struktur der thüringischen Gefolgschaft, so erfahre ich wiederum fast nichts darüber aus den Quellen, die über die Thüringer berichten. Sind diese für mich aber zugleich ‚Germanen‘, dann hilft mir einmal mehr Tacitus mit seiner „Germania“.<sup>17</sup> Nun ein drittes und letztes Beispiel: Die Quellen bezeugen trotz des langen Heruler-Exkurses Prokops in seinen „Gotenkriegen“ fast nichts über die vorchristliche Religion dieses Volkes.<sup>18</sup> Sind die Heruler für mich aber Germanen, dann kann ich mir etwa mit Hilfe berühmter germanischer Religionsgeschichten wie der von Wilhelm Grönbech<sup>19</sup> wenigstens eine annähernde Vorstellung davon machen. Wissenschaftlich gesehen bietet die Konstituierung des ‚Germanischen‘ als historische Kategorie also mindestens zwei Vorteile: Sie verlängert die geschichtliche Perspektive bis in die Antike und darüber hinaus, ist also nützlich für die noch immer mit großem Engagement betriebene Erforschung der Anfänge – oder um es mit dem Motto, das über unserem Symposium steht, zu formulieren –, bei der ‚Suche nach den Ursprüngen‘. Zugleich erweitert sie scheinbar unser Wissen über jedes germanischsprachige Volk dadurch unge-

<sup>15</sup> Vgl. Tellenbach, Geschichte 151.

<sup>16</sup> Tacitus, Germania 7 (ed. Alf Önnersfors, Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana, Stuttgart 1983) 6: *Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt. nec regibus infinita aut libera potestas ...*

<sup>17</sup> Tacitus, Germania 13f., ed. Önnersfors 10f.

<sup>18</sup> Prokop, Gotenkriege II, 14 (VI, 14) (ed. Otto Veh, München 1966) 310–318.

<sup>19</sup> Wilhelm Grönbech, Kultur und Religion der Germanen, 2 Bde. (Darmstadt 1991). Ursprünglich erschien diese Studie zwischen 1910 und 1912 in Dänemark.

mein, daß viele oder alle Erkenntnisse, die wir über die als Einheit betrachteten ‚Germanen‘ besitzen, nun auf dieses Volk übertragen werden können.

Ein weiterer Grund, bis heute von ‚Germanen‘ in der Völkerwanderungszeit und im Frühmittelalter zu sprechen, liegt sicher nicht zuletzt darin, daß in Werken, die auch für ein breiteres Publikum bestimmt sind, die Verwendung dieses Begriffes dem Leser scheinbar Vertrautes, mit Vorkenntnissen Konnotiertes und gegebenenfalls emotional Bewegendes suggeriert und er damit zum Lesen motiviert wird. Wenn jemand den Namen ‚Gepiden‘ noch nicht einmal gehört hat, wird er ein Buch über dieses Volk mit dem Titel „Geschichte der Gepiden“ kaum interessant finden. Wenn man aber dieser Volksbezeichnung noch ein ‚germanisch‘ hinzufügt, werden viele von den Germanen Faszinierte dieses Buch lesen wollen.

Trotz dieser wirklichen oder scheinbaren Vorzüge des Germanenbegriffes scheint es mir absolut notwendig, ihn zumindest in der Geschichtswissenschaft für die Völkerwanderungszeit und das frühe Mittelalter abzuschaffen. Bisher habe ich dies damit begründet, daß er für diese Epochen anachronistisch und irreführend ist, weil er in den Quellen entweder gar nicht oder aber in einem völlig anderen Sinne als in der modernen Geschichtsforschung verwendet wird. Mindestens ebenso gewichtig ist das Argument, daß zentrale Elemente der bis 1945 vorherrschenden Germanenauffassungen in der Nachkriegszeit infrage gestellt oder widerlegt worden sind. Ich setze die Kenntnis dieser nun schon selber klassisch gewordenen Studien voraus und gebe nur ganz wenige Hinweise. Die Vorstellung von der ethnischen Einheit der Germanen zerstörten Reinhard Wenskus, Herwig Wolfram und seine Schüler.<sup>20</sup> Schlüsselbegriffe der historischen Germanenforschung wie Treue, Sippe, Gefolgschaft oder Sakralkönigtum wurden von vielen Seiten problematisiert und demontiert. Ich nenne stellvertretend für viele andere nur Felix Genzmer, Karl Kroeschell und František Graus.<sup>21</sup> All jenen Konstrukten ist gemeinsam, daß sie das erst zu Beiweisende voraussetzen, d. h. die Einheit der Germanen. Zudem beruhen sie auf einer nur als abenteuerlich zu charakterisierenden Melange aus Quellenzeugnissen, die in anderthalb Jahrtausenden zwischen Nordafrika und Skandinavien entstanden sind. Ist es denn nicht wirklich abenteuerlich, wenn man aus skandinavischen Dichtungen des 12. oder 13. Jahrhunderts Aussagen über die religiösen Verhältnisse im 6. oder 7. Jahrhundert bei in Pannonien oder in Süditalien siedelnden germanischsprachigen Völkern ableitet? Und: Was ist an einem in Le Mans im 8. Jahrhundert lebenden fränkischen Priester oder an einem um 700 agierenden westgotischen Aristokraten aus Barcelona noch germanisch? Jedenfalls in der Regel nicht einmal mehr die Sprache.

Es sind also vor allem innerwissenschaftliche Argumente, die für die Abschaffung des Begriffes ‚germanisch‘ für das Frühmittelalter sprechen. Vor dem Hintergrund vielfältiger historischer Erfahrungen mit der politischen Inanspruchnahme dieses Begriffes und den daraus resultierenden Folgen ist es aber auch eine Frage an die Historiker des 21. Jahrhunderts, ob sie ihn, der von der Antike bis ins 20. Jahrhundert hinein auf Spaltung, Polarisierung, Ab- und Ausgrenzung ausgerichtet war und ist, in einer Welt der sich verfestigenden europäischen Bindungen, die zugleich der Globalisierung unter-

<sup>20</sup> Vgl. etwa Reinhard Wenskus, *Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes* (Köln/Wien 1961, <sup>2</sup>1977); Herwig Wolfram, *Das Reich und die Germanen. Zwischen Antike und Mittelalter* (Berlin 1998); ders., *Die Germanen*; Walter Pohl, *Germanen*; ders., *Die Völkerwanderung. Eroberung und Integration* (Stuttgart/Berlin/Köln 2002).

<sup>21</sup> Felix Genzmer, *Die germanische Sippe als Rechtsgebilde*, in: *Zeitschrift für Rechtsgeschichte, Germ. Abt.* 67 (1950) 34–49; Karl Kroeschell, *Die Treue in der deutschen Rechtsgeschichte*, in: *Studi medievali, series terza* 10 (1969) 465–489; František Graus, *Herrschaft und Treue. Betrachtungen zur Lehre von der germanischen Kontinuität*, in: *Historica* 12 (1966) 5–44.

liegt, weiterhin verwenden wollen, wissend, welch gefährliches Potential in ihm enthalten ist. Nach meiner Überzeugung ist es für den Historiker in jedem Fall vorteilhafter, wenn er und die Konsumenten seiner Werke sich einer Begrifflichkeit bedienen, die keine Pseudo-Nähe zum Forschungsgegenstand suggeriert, wie dies der umfassende Germanenbegriff nun einmal tut. Wir können eben nicht in den Triumphschrei des elsässischen Humanisten Beatus Rhenanus einstimmen „Unser sind der Goten, Vandalen und Franken Triumphe“.<sup>22</sup>

Wie sollen wir dann aber die germanischsprachigen Großgruppen der Völkerwanderungszeit und des frühen Mittelalters bezeichnen? Ich denke, es bietet sich an, sie ebenso konkret zu benennen, wie sie in den Quellen bezeichnet werden, etwa als Vandalen oder Langobarden, Franken oder Goten. Wenn es angebracht oder notwendig ist, die einzelnen *gentes* mit einem Sammelbegriff zu belegen, was man im übrigen nur sehr vorsichtig und zurückhaltend tun sollte, wäre das Adjektiv ‚germanischsprachig‘ brauchbar und wissenschaftlich vertretbar. Gelegentlich könnte man für die Völkerwanderungszeit auch das Wort ‚barbarisch‘ verwenden, das zwar den Nicht-Fachleuten erklärt werden müßte, das aber den Vorzug bietet, kaum identitätsstiftend zu sein und zudem nichtgermanischsprachige Großgruppen einzuschließen. Das Deutsche bietet zudem die Möglichkeit, das historische Kunstwort ‚gentil‘ als Sammelbezeichnung für derartige Großgruppen verwenden zu können, das aber ähnlich wie ‚barbarisch‘ erläutert werden müßte, und das ebenso wie jenes keine Pseudo-Nähe zu den so Benannten herstellt. Wie man sieht, gibt es sprachliche Alternativen zu dem problematischen Begriff des ‚Germanischen‘, die diesen ersetzen können.

Wäge ich zum Schluß noch einmal alle Argumente für oder wider die Verwendung des Begriffes ‚germanisch‘ für die historische Frühmittelalterforschung ab, so scheint mir, daß die Aufgabe dieses überholten Begriffes ihr einen hohen Gewinn verschaffen kann. Der dadurch herbeigeführte Verlust an Nähe, Vertrautheit und Identitätsstiftung erbringt nämlich einen beträchtlichen Zuwachs an Distanz und schafft so die Voraussetzungen für eine größere Objektivität. Schon die kritische Überprüfung des historischen Zentralbegriffes ‚germanisch‘ hat seit nunmehr fünf Jahrzehnten immer neue zukunftsweisende Forschungsanstöße ausgelöst, auch und gerade in Wien durch Herwig Wolfram und seine Schüler. Sollte dann die konsequente Abschaffung dieses obsolet gewordenen Begriffes nicht noch größere Forschungsenergien freisetzen und damit noch weiter reichende positive Folgen haben können?

---

<sup>22</sup> Zitiert nach Wolfram, Reich 35.

